30



WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH.

Memoiren

der

Königlich Preußischen Prinzessin

Friederike Sophie Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth

Schwester Friedrichs des Großen.

Vom Jahre 1709—1742.

Von ihr selbst geschrieben.

Erster Band.

Achte Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1758 mit 1 Porträt.

Leipzig,
Verlag von H. Barsdorf.
1889.

Vorwort zur achten Auflage.

Ein eigener Zauber ist es, der um diese vielberufenen Memoiren der Markgräfin von Bayreuth seine Schleier gewoben hat, teils durchsichtig, teils verdichtet, immer aber die Persönlichkeit der Markgräfin in ihrem Thun und Lassen deutlich zeigend.

Nahezu 80 Jahre sind entschwunden, seitdem die erste Auflage erschien und überall mit regstem Interesse gelesen, verschlungen wurde! Das war aber auch ein Ragout von Pikanterie, Intrigue und Rücksichtslosigkeit! Nicht Kind noch Kegel, weder die eigenen Eltern, noch Geschwister blieben verschont — Alles, was in Gesichts- und Hörweite dieser intelligenten Prinzessin kam, wurde erfaßt, um, bald portraitähnlich, bald übertrieben, vor allem aber rücksichtslos dargestellt zu werden. Wie bitterböse sie mit Allen verfuhr, wie urdrastisch sie, die Königlich Preußische Prinzessin, ihre Ausdrücke wählte, und die intimsten Verhältnisse niederschrieb — allerdings nicht mit der Absicht der Veröffentlichung — läßt uns heute, im konventionellen 19. Jahrhundert, verwundert den Kopf schütteln! Anders aber schrieb und dachte das 18. Jahrhundert; hier ging nicht nur oft genug das Herz mit der Zunge, sondern auch die Feder mit der Hand durch und mit einer Freiheit in Auffassung und Denken, fragte man nicht lange nach dem qu'en dira-t-on! Es ist der Markgräfin oft zum Vorwurf gemacht, und kein Geringerer als der berühmte Geschichtsschreiber Schlosser hat den ersten Stein auf sie geworfen, daß sie in allzu rücksichtsloser Weise die Ihrigen bloßgestellt habe;

aber wir würden ein schlechtes Bild von ihr erhalten, wollten wir diesem und ähnlichen einseitigen Urteilen folgen, ohne den Versuch zu machen, sie von anderer Seite kennen zu lernen. Und diese andere Seite sind ihre Briefe!

Markgräfin Wilhelmine stand mit den bedeutendsten Gelehrten und Dichtern ihrer Zeit in regem Briefwechsel, wir nennen nur Friedrich den Großen und Voltaire. Da zeigt sich gar bald die Lösung zu so manchem harten Wort in ihren Memoiren, denn hier läßt sie den Bruder, den Freund rückhaltslos in ihrem Herzen lesen, und man ist ergriffen von so vielem Leid und Dulden einer Fürstin, die nach dem Ausspruche hervorragender Persönlichkeiten für eine der geistreichsten und bedeutendsten Frauen des 18. Jahrhunderts gilt. Wie gern ist man gewillt, den Vorwurf der Pietätlosigkeit von ihr zu nehmen, da so Vieles auf verbitterte Stimmung und Kränkung zurückzuführen ist!

Kann man auch heutzutage, nachdem so viele historische Quellen eröffnet wurden, ihren Memoiren nicht mehr, als für die historische Auffassung maßgebend, einen ersten Platz einräumen, und hat man ihr auch manche Unrichtigkeit nachgewiesen — so liegt es doch auf der Hand, daß dieselben viel des Wahren und Interessanten enthalten, und ein Spiegelbild deutscher Sitten und Zustände im 18. Jahrhundert bleiben werden.

Leider schließt das Original-Manuskript der Memoiren mit dem Jahre 1742, während doch die Markgräfin erst 1758 in der Nacht, zur selben Stunde, als ihr Bruder den Ueberfall bei Hochkirch erlitt, starb. Diese neue Auflage wird nun jene Lücke insofern zu überbrücken versuchen, als das Leben der Markgräfin bis zu ihrem Tode nach historisch beglaubigten Mitteilungen, Briefen ꝛc. geschildert werden soll.

Wenn wir damit zugleich unsererseits beitragen, in weiteren Kreisen das Bild dieser echt königlich denkenden und handelnden Prinzessin, frei von dem ihr angehefteten Makel der Impietät zu zeigen, groß dagegen in ihrer Freundschaft, so hoffen wir, daß immermehr die Ansicht schwinden wird, sie sei herz- und gemütlos gewesen.

Wir haben dieser neuen Auflage die Cotta'sche Original-

Ausgabe von 1810 zu Grunde gelegt; zugleich aber den ersten Teil mit der Braunschweiger Ausgabe konferiert, und die, der ersteren fehlenden Mitteilungen von Belang, mit in unsere Ausgabe herübergenommen; der zweite Teil beider Ausgaben stimmt genau überein.

Was die Stilistik anbelangt, so haben wir im Großen und Ganzen die charakteristische des Originals beibehalten.

Leipzig, Mai 1888.

B.

Nach dem Hinsterben meiner Aeltermutter Sophie Charlotte von Hannover, Königin von Preußen, dachte König Friedrich der Erste, mein Aeltervater, darauf, seinen einzigen Sohn, den Kronprinzen, zu verheiraten. Seine Absicht war auf die Prinzessin Ulrike von Schweden, die Schwester Karls des Zwölften, gerichtet; demzufolge schickte er den nachmaligen Feldmarschall, Grafen von Finkenstein, nach Stockholm, um über diese Heirat zu unterhandeln. Der Kronprinz, welcher aber die Prinzessin von Hannover, sein Geschwisterkind, schon gesehen, und sich in sie verliebt hatte, wußte den Grafen Finkenstein zu bestimmen, daß dieser nicht allein eine sehr wenig vorteilhafte Beschreibung von der Prinzessin von Schweden machte, sondern auch versicherte, daß ihre Gesundheit keine Hoffnung gäbe, jemals Mutter zu werden; da nun der König sehnlich wünschte, sich in seiner Nachkommenschaft wieder aufleben zu sehen, entsagte er der Verbindung mit Schweden und gab zu der Heirat seines Sohnes mit der Prinzessin von Hannover, Tochter des Kurfürsten Georg, nachmaligen Königs von England, seine Einwilligung. Diese Ehe ward gegen Ende des Jahres 1706 vollzogen, und gab meinem Großvater Gelegenheit, seine ganze Prachtliebe zu zeigen. Wie man mir sagte, soll es nie etwas Schöneres und Glänzenderes gegeben haben, wie die damaligen Feste. Für die Kronprinzessin war aber hierbei das Angenehmste, daß mein Großvater sie sehr liebgewann, und ihr bei allen Gelegenheiten Achtung bewies; doch eben dieses ward ihr eine Quelle des Kummers, denn der Kronprinz faßte eine so heftige Eifersucht gegen seinen eigenen Vater, daß er nun seine Frau ziemlich hart behandelte. Ein Sohn erst, von welchem die Prinzessin entbunden ward, stellte den Frieden zwischen

den beiden Eheleuten wieder her. Mein Großvater gab dem Neugebornen den Titel eines Prinzen von Oranien, nicht als hätte er ihn für schöner gehalten, als den von Preußen oder Brandenburg, sondern weil er ihm dadurch die Erbfolge des Hauses Oranien zusichern wollte, auf welches er von seiner Mutter*) her, der Kurfürstin Sophie Louise, Ansprüche hatte.**)

Die Freude über die Geburt des jungen Prinzen dauerte nicht lange, da er nach neun Monaten starb. Sein Tod war meinem Großvater um so empfindlicher da die Kronprinzessin kein Zeichen einer neuen Schwangerschaft merken ließ. Da er leidenschaftlich wünschte, die Krone, welche er in sein Haus gebracht hatte, auf seine Nachkommenschaft übergehen zu sehen, dachte er darauf, sich zu verheiraten. Seine Minister schlugen ihm verschiedene Prinzessinnen vor, aus denen er Sophie Louise von Mecklenburg-Schwerin auswählte. Diese dritte Heirat schlug aber nicht zu seiner Zufriedenheit aus; wie man mir sagte, begann die Uneinigkeit zwischen beiden Gatten schon am Tage nach der Hochzeit; da aber alles dieses vor meiner Geburt geschehen ist, halte ich mich nicht dabei auf, ich werde hinlänglich zu thun haben, mich dessen, was zu meiner Zeit geschehen ist, zu erinnern. Hier beginnen nun meine eigenen Angelegenheiten.

Am selben Tage an dem die neue Königin ihren Einzug in Berlin hielt, erklärte die Kronprinzessin, daß sie seit vier Monaten schwanger sei. Die Freude war allgemein.

---

*) Die erste Gemahlin Friedrich Wilhelms, meines Urältervaters, der große Kurfürst genannt.

**) Folgendes liest man über diese Heirat in einer andern Handschrift:

Die Hochzeit des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin von Hannover fand im Jahre 1706 statt. Der König Friedrich der Erste hatte seinem Sohne zwischen drei Prinzessinnen die Wahl gelassen, zwischen der von Schweden, der Schwester Karls des Zwölften; der von Oranien, Nichte des Fürsten von Anhalt, und der von Zeitz. Der Prinz von Anhalt, welchen der Kronprinz von jeher sehr herzlich liebte, hatte sich geschmeichelt, seine Wahl würde auf seine Nichte fallen; da er sich nun in seinen Hoffnungen betrogen sah, fiel seine ganze Rache auf die Kronprinzessin und zog ihr den grausamen Verdruß zu, der nachmals über sie erging.

Alle Welt versprach sich einen Prinzen, und wer sich's hätte beigehen lassen, ein Mädchen anzukündigen, würde einen schlechten Willkommen gefunden haben. Das war dennoch der Fall und mir wars bestimmt, ihnen ihren Freudenwein zu verwässern. Ich ward am dritten Juli 1709 zu Berlin geboren. Die Könige von Dänemark und Polen*), die bei meinem Großvater zum Besuch waren, wurden meine Taufzeugen, so daß sich bei meiner Taufe, die mit Pomp und Pracht vollzogen ward, drei Könige und eine Königin zugegen befanden; aber das Sonderbarste bestand darin, daß die drei Fürsten Friedrich hießen, und sich zu drei verschiedenen Religionen bekannten. Ihrer Gegenwart verdankte ich die schönsten Prophezeihungen, man versprach mir so viele Kronen, wie Könige bei meiner Taufe gewesen wären, ja ein gewisser hessischer Edelmann, Namens Meßenbach, trieb die Thorheit so weit, mich mit dem Kinde Jesu, und die drei Könige mit den Weisen aus dem Morgenlande zu vergleichen, die gekommen wären, es anzubeten. So ungereimt dieser Vergleich war, machte der Einfall bei meinem Großvater doch so großes Glück, daß er dem, der ihn gehabt hatte, ein Geschenk von tausend Dukaten reichen ließ.

Von allen schönen Dingen, welche man mir damals wahrsagte, ist nichts eingetroffen. Wäre man dabei stehen geblieben, mir zu sagen, daß ich mit meinem Schicksal zufrieden sein würde, so hätte man die Wahrheit gesagt, denn ich bin es wirklich und würde meine Lage nicht gegen alle Kronen der Welt vertauschen. Noch vergaß ich zu sagen, daß ich die Namen Friederike Sophie Wilhelmine erhielt. Hätte man mich zu Rate gezogen, so würde ich Charlotte genannt worden sein; so hieß die Königin, meine Großmutter, von dieser hörte ich so viel Gutes, sie ist noch von allen, die sie kannten, so sehr geliebt, daß ich ihr gern in allen, auch den geringsten Dingen, gleichen möchte.

Wenn man nun gleich einen Prinzen lieber gehabt, wie mich, so gewann mich doch mein Großvater herzlich lieb, und

*) Eine andere Handschrift setzt hinzu:
Um den Allianztraktat gegen Karl den Zwölften, König von Schweden, zu schließen, seinen Unternehmungen ein Ziel zu setzen, und die Ruhe in Polen wieder herzustellen.

sorgte sehr für meine Erziehung. Mit achtzehn Monaten schwatzte ich schon recht artig und war viel entwickelter, wie es Kinder in diesem Alter gewöhnlich sind; mit zwei Jahren ging ich ganz allein, und trieb tausend Possen, die meine Eltern belustigten; kurz, ich war ihr und des ganzen Hofes Abgott.

Im Jahre 1710 kam die Kronprinzessin mit einem Prinzen nieder, der einige Monate nach seiner Geburt wieder starb.

Eine dritte Schwangerschaft gab im Jahre 1712 einem Prinzen das Leben, der den Namen Friedrich erhielt. Dieses ist der Bruder, der mit mir erzogen ward, den mir tausend Ursachen teuer machen, und den ich den Trost habe, von ganz Europa bewundert zu sehen. Frau von Konnke, die Gemalin des grand Maitre de la garderobe, erhielt die Oberaufsicht über unsere Erziehung. Frau von Rocoule, die meinen Vater schon erzogen hatte, ward seine Hofmeisterin, und mich übergab die Kronprinzessin einer gewissen Léti; Frau von Kielmannsegge, nachmals unter dem Namen von Lady Arlington bekannt, in die meine Mutter damals viel Vertrauen setzte, sie also sehr fähig hielt, mir eine Hofmeisterin zu wählen, hatte ihr diese Person empfohlen. Es ist nötig, ihr Bild zu entwerfen. Sie war eine Tochter des Gregori Léti, des verlaufenen Mönchs, der sich nach Holland geflüchtet hatte, von wo man ihn aus einer Menge Schriften kennt, die ihn das Elend herauszugeben trieb. Er war nicht im Stande gewesen, seiner Tochter eine Erziehung zu geben, so daß sie nicht mehr Höflichkeit hatte, als man den Holländern gewöhnlich beimißt. Ihr Charakter war aus allen Fehlern, die man den Italienern vorwirft, zusammengesetzt; sie hatte Feinheit des Geistes, Kenntnisse und eine große Leichtigkeit des Ausdrucks; sie war zornmütig, rachsüchtig und verbuhlt; alle diese Fehler verbarg sie aber unter dem Schleier einer scheinbaren Frömmigkeit, mit der sie die, welche keine Gelegenheit hatten, sie näher zu sehen, hinterging. Dieses Mädchen wurde also gewählt, mein Gemüt zu bilden. Glücklicherweise waren meine guten Anlagen kräftiger, als ihr böses Beispiel.

Im Januar des Jahres 1713 ward Friedrich der Erste, mein Großvater, gefährlich krank. Sein sehr geschwächter

Körper machte die Aerzte bald an seinem Leben verzweifeln; dennoch lebte er noch bis zum fünfundzwanzigsten Februar, wo er Nachmittags mit eben so viel Standhaftigkeit als Ergebung verschied. Ich erinnere mich, daß er meinen Bruder und mich am Tage vor seinem Tode zu sich kommen ließ, und uns segnete. Seine Unterthanen beweinten ihn sehr, er war auch wirklich großmütig und prächtig und verdient keinen Vorwurf, als daß er seinen Ministern zu vielen Einfluß gestattete. Die Pracht seines Begräbnisses will ich mit Stillschweigen übergehen.

Sechs Monate blieb der Hof noch auf dem alten Fuße, dann ward er völlig umgeändert. Wer des Königs Gunst erlangen wollte, mußte Sturmhaube und Küraß anlegen, alles war Offizier und Soldat, von dem alten Hofe blieb keine Spur übrig. General Major Grumkow kam an die Spitze der Geschäfte, und teilte mit dem Fürsten von Anhalt das ganze Vertrauen des jungen Königs. Um aber alles dieses verständlich zu machen, muß ich den Charakter des Königs und seiner beiden Günstlinge darstellen.

Die Erziehung dieses Prinzen war dem Grafen Alexander von Dohna anvertraut gewesen, er hatte sie sehr vernachlässigt, und ihm durch den ungeheuren Geiz, von dem er selbst besessen war, eine große Liebe zum Gelde eingeflößt. Von Jugend an hatte der Prinz das Kriegswesen geliebt; er hatte ein erhabenes Genie, war der größten Dinge fähig, einen durchdringenden Geist, eine leichte Fassungsgabe, kurz alles, was einen großen Mann bilden kann. Jedoch diese schönen Eigenschaften wurden durch ein so lebhaftes aufbrausendes Temperament, das ihn nur zu oft zu dem größten Jähzorn hinriß, verdunkelt. Bei geringem Mitleid, hörte er meistens nur die strengste Gerechtigkeit, und zog sie der Güte vor. Dieses abgerechnet, sah man ihn nie einen Menschen verlassen, dem er einmal seine Gunst geschenkt hatte und ungeachtet seines Geizes war er wohlwollend und mildthätig gegen die Armen; die verschiedenen wohlthätigen Stiftungen, die er in seinem Reiche gemacht hat, können dieses beweisen. Er liebte weder das Gepränge, noch den Luxus; sein Hofmeister hatte sich bemüht, ihm einen sehr schlechten Begriff von dem andern

Geschlechte beizubringen, weshalb er nicht nur sehr eifersüchtig auf die Königin war, sondern auch gegen seine Töchter zu vieler Härte verleitet wurde.

Der Fürst von Anhalt konnte unter die größten Heerführer seines Zeitalters gerechnet werden; zu einer vollkommenen Kriegserfahrung gesellte er einen sehr ausgezeichneten Geschäftsgeist. Sein rohes Wesen flößte Furcht ein, und sein Charakter rechtfertigte seine Physiognomie. Ein unermeßlicher Ehrgeiz machte ihn für die Erlangung seines Endzweckes zu jedem Verbrechen fähig. Ein unversöhnlicher Feind, war er hingegen treuer Freund seiner Anhänger, und seine Feindschaft traf niemals einen andern, als den, von welchem er sich beleidigt glaubte, ja man hat ihn sogar verschiedene Male den Verwandten derer, die ihm am meisten widerstrebt hatten, Beweise von Großmut geben sehen.

Grumkow, der nachmals Feldmarschall ward, konnte für einen der geschicktesten Minister, die man seit langer Zeit gesehen hatte, gelten. Ein schmiegsamer Geist, eine reizende Unterhaltung, lebhafte, geistreiche Antworten machten ihn eben so angenehm in der Gesellschaft. Die ganze schöne Außenseite verhüllte aber ein falsches, selbstsüchtiges, verräterisches Herz. Sein Betragen widerlegte keine dieser Eigenschaften, er war eben so ausschweifend als ärgerlich.

Zwei Charaktere wie die, welche ich so eben geschildert habe, waren wohl fähig, einen jungen Fürsten zu verderben und einen Staat umzustürzen. Beide waren innige Freunde; ihr Plan war seit langer Zeit, den König zu regieren, und mit der Zeit eine Königin zu haben, die ganz von ihnen abhinge. Da die Heirat des Kronprinzen mit der hannöverschen Prinzessin diesen Plan aber völlig zerstörte, blieb ihnen nichts übrig, als das Ehepaar zu entzweien und so dem Vertrauen zuvor zu kommen, welches der Kronprinz in seine Gemahlin setzen könnte. Zu diesem Zweck hatten sie allen seinen Leidenschaften geschmeichelt, hatten ihn in ihre Ausschweifungen hineingezogen und seine Eifersucht gegen die Kronprinzessin erregt. Ihr Betragen blieb sich nach der Thronbesteigung des Prinzen gleich; sie zogen der Königin unaufhörlich Verdruß zu, dem zu widerstehen, wie man in der Folge dieser Memoiren sehen

wird, sie wirklich ihrer ganzen Tugend bedurfte. Doch jetzt will ich zu einem weniger unangenehmen Gegenstande übergehen.

Die Königin Anna von England starb ein Jahr nach Friedrich dem Ersten, und mein mütterlicher Aeltervater, der Kurfürst von Hannover, bestieg nach ihr den Thron. Er eilte schnell in sein Königreich, wo er gekrönt wurde; der Kurprinz nahm den Titel eines Prinzen von Wales, und der Prinz Friedrich, sein Sohn, den eines Herzogs von Glocester an. In eben diesem Jahre gab mir die Königin eine Schwester, die man Friederike Louise nannte. Ich will diese Begebenheiten schnell abthun; da ich mir vorsetzte, die Geschichte meines eignen Lebens zu schreiben, so halte ich mich nur bei solchen Dingen auf, die auf mich Bezug haben.

Mein Bruder, der durch meines Vaters Thronbesteigung Kronprinz geworden war, hatte eine sehr schwache Gesundheit, die in Verbindung mit seiner mürrischen, schwermütigen Gemütsstimmung täglich für ihn fürchten machte. Der Fürst von Anhalt und Grumkow waren vielleicht die einzigen, die seinen Tod wünschten, denn sie hofften, daß der Markgraf von Schwedt, erster Prinz von Geblüt, und durch seine Mutter des Fürsten von Anhalt Neffe, dadurch zum Throne gelangen könnte.*) Sie wollten mich mit diesem Prinzen verheiraten, damit die Allodialgüter, welche Kunkel-Lehn waren, nicht aus der Familie kämen. Sie stellten dem Könige die Sache vor, und bewiesen ihm, daß die gesunde Politik diese Heirat fordere, sowohl um die Allodien zu erhalten, als um sich dadurch

*) Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, mein Urgroßvater, hatte zwei Gemahlinnen; die Prinzessin von Oranien, seine erste Frau, gebar ihm Friedrich den Ersten, und den Prinzen Louis, der eine Prinzessin Radziwil heiratete, von der er keine Kinder hatte. Die zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms war Sophie Dorothea, Prinzessin von Holstein-Glücksburg, Wittwe des Herzogs Christian Ludwig von Lüneburg. Sie gab ihm vier Prinzen und zwei Prinzessinen; einer der Söhne: Carl, starb in Italien, von den drei andern: Philipp, Albert und Ludwig heiratete der älteste eine Prinzessin von Dessau, die Schwester des Fürsten von Anhalt. Er hinterließ bei seinem Tode zwei Töchter und einen Sohn; der Markgraf Friedrich, der älteste dieser beiden Söhne, war also der erste Prinz von Geblüt und diesem zu Folge wahrscheinlicher Erbe der Krone und der Kurwürde, im Fall, daß der König ohne Hinterlassung männlicher Erben mit dem Tode abging.

den Markgrafen auf immer zu verbinden. Diese Reden wurden anfänglich von Herrn von Grumkow nur geschickt hingeworfen, nach und nach breitete man sich in ihren rohen Gelagen weitläufiger darüber aus, man gab dem Dinge ein so schönes Ansehen, daß der König dem Prinzen von Anhalt sein Wort gab, unser beider Neigung frühzeitig einander günstig zu stimmen, weshalb er auch wirklich dem Markgrafen befahl, mir regelmäßig seine Aufwartung zu machen.

Dieser Prinz war im Jahre 1700 geboren, also neun Jahre älter als ich. Ich war damals nicht in dem Alter, wo man liebt oder haßt, sei es also angeborene Abneigung oder kindischer Eigensinn, genug, ich konnte ihn nicht leiden. Die Léti, welche von dem Prinzen von Anhalt und Grumkow gewonnen war, hörte indessen nicht auf, ihn herauszustreichen, und wenn ich mir beikommen ließ, ihn einmal rauh zu behandeln, oder ihm kindischer Weise einen Possen zu spielen, so war des Schmähens darüber kein Ende. Die Königin, meine Mutter, blieb einige Zeit über alle diese Anschläge in völliger Unwissenheit, und ließ es sich nicht einfallen, daß alle Besuche, die mir der Markgraf machte, eine andere Absicht hätten, als mir Höflichkeit zu erzeigen. Endlich entdeckte ihr der König, wovon die Rede sei, und sprach von meiner Heirat mit dem Markgrafen wie von einer völlig entschiedenen Sache. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für die Königin; jetzt beschloß sie, mich mit ihrem Neffen, dem Herzog von Glocester, zu verheiraten, denn sie sah wohl, daß der geringe Einfluß, den sie auf das Gemüt des Königs hatte, ihr vollends entzogen werden sollte. Des Königs Gesundheit ward sehr wankend, Nervenkoliken ließen oft für sein Leben fürchten; bis dahin hatte sie sich geschmeichelt, im Fall seines Todes die Vormundschaft über meinen Bruder und die Regentschaft über den Staat zu erhalten. Nun sah sie durch meine Heirat ihre Feinde viel mächtiger werden, und konnte also nicht hoffen, ihre Erwartungen erfüllt zu sehen; da sie aber wußte, daß der Prinz von Anhalt und Grumkow der größten Verbrechen fähig wären, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, mußte sie im Gegenteil alles für meinen Bruder fürchten. Wären aber auch alle diese Besorgnisse eitel gewesen, so konnte sie doch kein Glück

für mich hoffen, denn der Markgraf von Schwedt war ein würdiger Neffe des Fürsten von Anhalt, seine niedrigen Neigungen, seine Vorliebe fürs Böse, seine Grausamkeit und Roheit ließen schon jetzt in ihm einen zweiten Nero erblicken.

Ganz anders war es, wenn ich den Herzog von Glocester heiratete. Die Verbindung mit England war eine mächtige Stütze für meine Mutter, und eine viel schicklichere Versorgung für mich. Lebhaft widersetzte sich also diese Fürstin meiner Heirat mit dem Markgrafen von Schwedt; aber weder ihre Thränen und Klagen, noch die Ursachen, die sie anführte, vermochten etwas über den einmal schon gewonnenen Geist des Königs; ihr blieb keine andere Hoffnung, als daß meine große Jugend diese Verbindung noch sehr weit hinausschieben würde.

Größere Geschäfte zogen jetzt eine Zeit lang des Königs Aufmerksamkeit an. Er unternahm im Jahre 1715 den Krieg gegen Karl den Zwölften, König von Schweden, und die Königin, obschon sie schwanger war, folgte ihrem Gemahl zu der Armee, die nach Pommern aufbrach. Nachdem ein Corps von Sachsen, und der König von Dänemark sich mit meinem Vater vereinigt hatten, belagerten diese beiden Fürsten Stralsund, wo Karl eingeschlossen war. Der Erfolg dieser Campagne, die außer meinem Gesichtskreis liegt, ist aller Welt bekannt; sie war für meinen Vater und seine Verbündeten gleich rühmlich.

Während der Abwesenheit der Königin war ich der Sorgfalt der Léti, und der Kronprinz der Frau von Rocoule anvertraut. Die Léti gab sich viele Mühe, mich zu unterrichten; sie lehrte mich die Anfangsgründe der Geschichte und Erdbeschreibung, ich las fließend und schrieb ziemlich gut für mein Alter. Da ich während der Abwesenheit der Königin viele Menschen sah, entwickelte ich mich, und lernte einigen Anstand, so daß die Königin bei ihrer Rückkehr über meine kleine Person entzückt war. Meine Freude, sie wieder zu sehen, und die Liebkosungen, die ich von ihr erhielt, verursachten mir eine so große Gemütsbewegung, daß ich einige Stunden darauf einen heftigen Blutsturz bekam, den man nur mit vieler Mühe stillen konnte, er kehrte aber am andern Tage

mit verdoppelter Heftigkeit zurück, so daß die Aerzte an meinem Leben verzweifelten. Dennoch entriß man mich dieser Gefahr, allein die große Schwäche, die der Anfall zurückließ, nötigte mich, mehrere Wochen hindurch das Bett zu hüten. Kaum war ich wieder hergestellt, als die Königin die außerordentliche Leichtigkeit, die ich zum Lernen hatte, benutzen wollte; sie gab mir also verschiedene Lehrmeister, unter andern auch den berühmten La Crape, der sich wegen seiner Kenntnisse in den orientalischen Sprachen, und den heiligen, wie profanen Altertümern einen großen Ruf erworben hat. Diese Lehrer lösten sich einander bei mir ab, und beschäftigten mich den ganzen Tag so unausgesetzt, daß mir nur wenig Zeit zur Erholung übrig blieb.

Am Berliner Hofe sah man nur Offiziere, dennoch war er sehr zahlreich, wegen der Menge von Fremden, die von allen Orten herbeikamen. Während des Königs Abwesenheit war alle Abende Appartement bei meiner Mutter. Dieser Fürst war meistens in dem nur wenige Meilen von Berlin entlegenen Potsdam, wo er wie ein Edelmann lebte, sein Tisch war einfacher, nur mit dem Notwendigen besetzt. Seine Hauptbeschäftigung war die Bildung eines Regiments, das er schon unter Friedrich dem Ersten angefangen hatte; Nachmittags ging er auf die Jagd, Abends rauchte er mit seinen Offizieren und Günstlingen — dieses nannte man die Tabagie, und wenn er in Berlin war, fand keine große Veränderung seiner Zeiteinteilung statt.

Damals befanden sich in Berlin viele schwedische Offiziere, die bei der Einnahme von Stralsund zu Kriegsgefangenen gemacht waren. Einer von ihnen, Namens Croom, hatte sich in der ganzen Stadt durch seine vorgebliche Kenntnis der Sterndeuterei bekannt gemacht. Die meisten Menschen sind abergläubig, und hängen solchen Narrheiten gerne an; obschon ich nicht zu diesen gehöre, kann ich mich doch nicht enthalten, hier eine ziemlich sonderbare Thatsache zu erzählen, die ich für eine bloße Wirkung des Zufalls halte. Die Königin, neugierig, diesen sonderbaren Menschen zu sehen, ließ ihn kommen; sie reichte ihm die Hand zur Untersuchung, worauf er ihr vorhersagte: sie würde von einer Prinzessin entbunden werden,

welches auch wirklich zwei Monate darauf im März des Jahres 1716 geschah. Dem Prinzen, meinem Bruder, wahrsagte er viele Unannehmlichkeiten in seiner Jugend, aber in reiferen Jahren sollte er Kaiser werden, und einer der größten Prinzen Europa's sein. Meine Hand versprach nicht so viel Glück, wie die meines Bruders; anfangs rief der Astrolog: er habe nie eine so unglückbringende gesehen, mein ganzes Leben würde ein Gewebe von Unfällen sein; einige gute Zwischenräume würden immer von neuen Stürmen abgekürzt werden, drei große Partieen würden sich mir antragen, aber er zweifelte, ob eine davon annehmbar gefunden werden würde, Er meinte damit Frankreich, England und Polen. — Die Folge dieser Blätter wird zeigen, daß sich dieser Mensch nicht allzeit geirrt hat.

Eine von der Königin Hofdamen, mit Namen Wagnitz, wollte sich auch wahrsagen lassen. Er gab ihr den Bescheid: daß sie noch vor Ende eines Jahres vom Hofe gejagt werden würde. Wie Frau von Blaspeil, die Günstlingin der Königin, ihr Schicksal wissen wollte, antwortete er: ihr Unglück wird dem des Fräulein von Wagnitz nahe auf dem Fuße folgen, und ihr Abschied vom Hofe eben so unangenehm sein wie der jener. Alles dieses ging kurze Zeit darauf in Erfüllung, und da die Abenteuer der Wagnitz in der Folge mit meiner Geschichte in Verbindung stehen, kann ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen.

Ihre Mutter, die Frau von Wagnitz, war Hofmeisterin der Markgräfin Albert, der Tante des Königs. Sie war die allerintriguanteste Frau am Hofe; obschon ziemlich bejahrt, hatte sie doch noch Liebhaber und ihre Gunstbezeugungen, und die ihrer drei Töchter, — alle drei schön wie die Engel — gehörten den Meistbietenden, oder dienten dazu, die Geheimnisse des Kabinets zu gewinnen, die sie hernach an die fremden Gesandten verkauften. Alle diese Ränke und Laster wußte sie durch eine scheinbare Gottesfurcht zu bemänteln, so daß man sie für die Tugend selbst gehalten hätte; ihr gütevolles Wesen entzückte alle Welt, und gewann ihr alle, die ihren Charakter nicht näher erforschen konnten. Alle ihre Absichten gingen darauf aus, eine ihrer Töchter bei Hofe anzubringen,

wo sie hoffte, sie zur Maitresse des Königs zu machen; dazu wählte sie die Schönste von ihnen, und die Königin ernannte sie zu ihrer Hofdame. Nach diesem ersten Schritt thaten Mutter und Tochter alles Mögliche, um ihren Zweck zu erlangen; als erstes Mittel suchten sie die Gunst der Königin zu gewinnen, nachher bemühten sie sich um die Freundschaft aller derer, welche den König zunächst umgaben.

Unter diesen war Craup, der Sohn eines pommerschen Kriegsraths; seine Umstände waren so schlecht, daß er, als es ihm nicht gelang, einen elenden Posten von fünfzehn Thalern monatlich zu erhalten, sich ins Wasser stürzen wollte. Endlich ward er Auditor beim Regimente des Königs, und versöhnte sich dergestalt mit dem Glücke, daß er Oberintendant der Finanzen und endlich gar Staatsminister geworden war. Dieser war einer von denen, welchen die Wagnitz am meisten schmeichelte. Mit einer niedrigen Seele, die seinen Ursprung nicht verleugnete, hatte er die Gunst des Königs in solchem Grade gewonnen, daß er sogar Einfluß auf seinen Geist hatte. Zu jener Zeit stand er mit dem Fürsten von Anhalt und Grumkow in entschiedener Feindschaft. Jeder dieser drei Menschen wollte allein regieren, und in Hinsicht auf Laster und schlechtes Betragen wäre die Wahl zwischen ihnen schwer gewesen. Craup erriet bald den Plan der Wagnitz, und beschloß, ihn zum Vorteil seiner Angelegenheiten und seines Vergnügens zu benutzen. Demzufolge bot er ihr an, sie unter der Bedingung zur Sultanin zu erheben, daß sie ihre Gunstbezeugungen mit ihm theile. Es ward ihm alles zugestanden und er setzte seinerseits alles in Bewegung, um den König von seiner Gemahlin abwendig zu machen und ihm eine Neigung für die Wagnitz einzuflößen. Aber alles war vergeblich, der König liebte die Weiber nicht, und setzte seine Ehre darin, in diesem Punkte den Vorschriften des Evangeliums zu folgen. Sein Grundsatz war: daß man nur Todsünden vermeiden müßte, mit den geringeren könnte man sich schon abfinden.

Es dauerte nicht lange, so wurden Grumkow und der Prinz von Anhalt seine Absichten gewahr; sie hätten dem Könige nun wohl eine Maitresse gegönnt, aber sie sollte aus ihrer Hand kommen; daher beschlossen sie, die Wagnitz zu ent-

fernen, und wo möglich Craup zu stürzen. Das Mädchen besaß bei einem sehr beschränkten Verstand eine unerträgliche Unverschämtheit, ihr steckte nichts Geringeres im Kopf, als Königin zu werden. Ihr Herz war so schwarz wie ihre Augen, sie hatte eine wahre Schlangenzunge, und zerriß unbarmherzig die redlichsten Leute am Hofe, gegen die sie Feindschaft hegte, die sie durch Hülfe ihres unwürdigen Liebhabers in das größte Unglück brachte. Die häufigen Besuche, die ihr Craup machte, flößten Grumkow den Verdacht ein, daß ein Liebesverhältnis zwischen ihnen statt fände. Um sich darüber Licht zu verschaffen, ließ er einen Küchenjungen die Rolle eines Gespenstes übernehmen, damit er aber von allem Verdacht, der Anstifter dieser Comödie zu sein, frei bliebe, mußte sie während des Feldzugs, wo er der Belagerung von Stralsund beiwohnte, gespielt werden. In einer Nacht, als es schon gegen Morgen zuging, hörte man ein greuliches Geräusch und Gepolter im Schlosse; ich selbst ward davon aufgeweckt. Anfangs glaubte man, daß es brenne, bis wir bald zu unserm großen Erstaunen erfuhren, daß der Larm von einem Gespenst herrühre, das im Schlosse umhergehe. Es war verschiedene Male vor unsern Zimmern und denen der Hofdamen der Königin, welche ganz nahe dabei waren, vorbeigegangen. Die Schildwachen hatten voll Schreck davon laufen wollen, sie sagten: es sei der große höllische Satan, der Luzifer, den die Hexenmeister, die Schweden hergeschickt hätten, den Kronprinzen umzubringen. Vergeblich suchte der wachthabende Offizier, die Leute zu beruhigen, was er auch sagte, so konnte er keinen bewegen, den Satan aufzusuchen. So kam er also selbst, mich und meinen Bruder in Sicherheit zu bringen. Am folgenden Tage war die ganze Stadt in Unruhe; die Vernünftigen fürchteten, daß es wirklich ein Anschlag der Schweden sei, die unter dem Schutze dieses Gespenstes Feuer im Schloß anlegen konnten, um uns zu entführen. Die furchtsamen Davonläufer wurden also streng bestraft, die Wachen verdoppelt, und alle Vorsicht angewandt, um der Sache auf den Grund zu kommen. Dessen ungeachtet setzte das Gespenst seinen Umgang fort, und ward erst in der dritten Nacht ergriffen. Man befragte es, aber die dazu bestellten Personen, die gewonnen waren, und Grumkow selbst,

machten ihre Sache so gut, daß der Küchenjunge statt aller Strafe verurteilt wurde, drei Tage auf dem hölzernen Pferde zu sitzen, und damit ward die Geschichte unterdrückt; Grumkow aber entdeckte die ganze Intrigue der Wagnitz und erfuhr, daß Craup oft die Nacht bei ihr zubrachte, er bestach ihre Kammerfrau, die ihm gestand, ihre Herrschaft habe schon einmal eine zu frühe Niederkunft gehabt, und sei wieder schwanger. Das alles ward dem Könige hinterbracht. Die Königin war eben wieder guter Hoffnung! Ihr Gemahl befahl ihr, der Wagnitz den Abschied zu geben, und erzählte ihr zugleich alle ihre Intriguen, und die Mühe, die sie angewendet hätte, um seine Maitresse zu werden. Meine Mutter hatte eine große Schwäche für dieses Mädchen; sie suchte den König von diesem strengen Verfahren abzubringen, es war aber vergebens, kaum konnte sie erhalten, daß er der Wagnitz drei Monate vergönnte, um ihren Abschied zu fordern, und so den Hof noch mit Ehren zu verlassen. Der Königin war die Aufführung dieses Mädchens nicht unbekannt, sie hatte sie zum Teil mit eignen Augen gesehen. Wenn der König abwesend war, mußte ihr Craup seine Briefe gewöhnlich eigenhändig übergeben. Eines Tages, wie er infolge eines solchen Auftrags gekommen war, trat die Königin früher, wie er es erwartete, in das Zimmer, worin er sich befand, und überraschte ihn, wie er Fräulein von Wagnitz zärtlich umarmt hielt. Ich war der Königin nachgefolgt. und war Zeuge dieses schönen Auftritts, der ihr eine so heftige Gemütsbewegung zuzog, daß die Damen, zu denen wir zurückgingen, meinten: die Königin befinde sich nicht wohl. Ich rief aber sogleich: es fehlt ihr gar nichts, Mama hat nur gesehen, daß der Craup die Wagnitz umarmt hat. Aber das zog mir eine derbe Predigt zu, und ich wurde mit der Rute bedroht, wenn ich es noch einmal wiederholen würde.

Diese schlechte Aufführung hatte der Wagnitz bei der Königin bis jetzt keineswegs geschadet: es war also sehr peinlich, ihr den Befehl des Königs ankündigen zu müssen. Sie ließ sie kommen, setzte ihr alles auseinander, was ihr der König aufgetragen hatte und schloß mit der Ermahnung, sich in seinen Willen zu fügen. „Ich werde in drei Monaten niederkommen, setzte sie hinzu; das ist der Termin Ihres Abschiedes.

Wenn mir der Himmel einen Sohn giebt, so soll es meine erste Sorge sein, für sie um Gnade zu bitten.“ Die Wagnitz, statt die Güte der Königin durch Ehrerbietung und Dankbarkeit zu erwiedern, geriet in solche abscheuliche Wut, daß sie ganz schwarz wurde. Sie vergaß sich soweit, der Königin und ihrem Kinde zu fluchen. „Ich wünsche, sagte sie, daß der Teufel Ihr Kind hole, und daß Ihr beide verplatzt. Möge die Rache des Himmels Sie und Ihre Kinder treffen; an Ihnen kann ich mich nicht rächen, aber an den Menschen, die Ihnen am liebsten sind, will ich Sie verfolgen. Ich habe eine feste Stütze, die mich Ihnen zum Trotz am Hofe halten soll, und muß ich ihn verlassen, so soll die Blaspeil das erste Opfer sein, das ich meiner Rache bringe.“ Ihre Wut und Raserei stieg so hoch, daß sie von fürchterlichen Zuckungen befallen wurde. Frau von Rocoule, die diesem schönen Auftritt beigewohnt hatte, führte die Königin fort, und, ungeachtet der heftigen Bewegung, die ihr dieser unverschämte Auftritt verursacht hatte, bestand sie darauf, in der Hoffnung, noch alles wieder ins Geleis bringen zu können, dem Könige alles zu verschweigen. Allein drei Tage darauf brachte man dem Könige eine Art von Satyre, die man angeschlagen gefunden hatte. Sie enthielt blutige Ausfälle gegen ihn und seine Gemahlin. Er zeigte sie Grumkow, der bald nachher entdeckte, daß sie von der Wagnitz verfaßt worden sei. Er benachrichtigte den König davon, erzählte ihm nicht allein das zügellose Leben der Mutter und der Tochter, sondern auch verschiedene Staatsintriguen, in welche diese Frau sich mischte, wie sie mit dem französischen Gesandten, Grafen von Rotenburg genau verbunden sei, und ihm Kabinetsgeheimnisse zutrage, die sie von ihren Liebhabern, Kreaturen, die meistens in den Geschäften, oder um die Person des Königs zu thun hatten, erfahren. Indem Grumkow diese Umstände auseinander setzte, suchte er vorzüglich Craup verdächtig zu machen, und ihn in den Umgang dieser Weiber zu verwickeln! Aber es gelang ihm nicht, der war, wie man es nennt, ein Plusmacher, den der König nicht entbehren konnte. Sein ganzer Zorn fiel also auf die beiden Wagnitz, die auf’s Schimpflichste vom Hofe verjagt wurden.

Die Königin kam 3 Monate darauf mit einem Prinzen nieder,

dessen Geburt das ganze Land mit Freuden erfüllte; man nannte ihn Wilhelm, aber er starb schon im Jahre 1719 an der Ruhr.

Der Graf Poniatowsky kam gegen Ende dieses Jahres incognito nach Berlin. Karl der Zwölfte, König von Schweden, schickte ihn ab. Da er den Oberhofmarschall von Printz, zur Zeit als sie beide am russischen Hofe Gesandte waren, sehr genau gekannt hatte, so wandte er sich an ihn, um eine geheime Audienz beim Könige zu erhalten. Mein Vater begab sich in der Dämmerung zum Herrn von Printz, der damals im Schlosse wohnte; man machte ihm von Seiten Schwedens sehr vorteilhafte Vorschläge, von denen ich aber nur zwei Artikel habe erfahren können. Schweden wollte schwedisch Pommern auf ewig dem Könige, meinem Vater, abtreten, wogegen mich dieser dem schwedischen Monarchen zur Ehe versprach, zu welchem Endzwecke ich auch, sobald ich das zwölfte Jahr erreicht hätte, nach Schweden geführt werden sollte. Der Tod des Königs, der im Jahre 1719 zu Friedrichshall erfolgte, verhinderte diese Heirat.

In allem, was ich bis jetzt erzählt habe, geht mich eigentlich nichts persönlich an. Mein zu zartes Alter — ich war nur acht Jahre alt — erlaubte mir nicht, Teil an den Begebenheiten zu nehmen. Den ganzen Tag beschäftigten mich meine Lehrmeister, und zu meiner einzigen Erholung durfte ich meinen Bruder sehen. Nie glich eine Zärtlichkeit der unsern. Mein Bruder hatte viel Verstand, aber nicht die geringste Lebhaftigkeit, er begriff leicht, aber er hatte eine unglaubliche Mühe, das Gelernte zu behalten. Ich, im Gegenteil, war sehr lebhaft, und hatte ein herrliches Gedächtnis. Dem Könige war mein Bruder von Natur zuwider, er sah ihn nie, ohne ihn zu mißhandeln, und das flößte ihm die Furchtsamkeit und Scheu ein, die er nie gegen seinen Vater ablegte. Ich hingegen war sein Liebling, er hat an keines seiner andern Kinder so viel Liebkosungen wie an mich verschwendet; oft nutzte ich meine Gunst, um Gnaden zu erhalten, und habe manchem Unglücklichen das Leben gerettet, denn der König schlug mir nie eine solche Bitte ab.

Die Intriguen des Prinzen von Anhalt und Grumkow gingen indessen ihren Gang. Die Geburt meines zweiten

Bruders hatte ihren Plan nicht aufgehoben, sie veränderten nur die Art seiner Ausführung. Eine zweite Reise, welche der König und die Königin im Jahre 1717 nach Hannover machten, gab Anlaß von einer doppelten Heirat zwischen den Kronprinzen und der Prinzessin Amalie von England, und dem Herzog von Glocester und mir zu reden. Zu gleicher Zeit erhielt ich mehrere Briefe und Geschenke von ihm, und unser Briefwechsel dauerte über ein Jahr. Der Fürst von Anhalt und sein Anhang wagten es nicht, ihre Zudringlichkeit zu Gunsten des Markgrafen von Schwedt zu erneuen; der Charakter des Königs war ihnen zu gut bekannt, um sich seinem Willen unmittelbar zu widersetzen. Um ihren Endzweck zu erreichen, mußten sie ihn mit England entzweien, und dieses zu bewerkstelligen, verzweifelten sie nicht.

In diesem Jahre war es, wo man die abscheulichen Ränke entdeckte, die ein gewisser Clement geschmiedet hatte. Man beschuldigte ihn des Majestätsverbrechens, Hand und Siegel verschiedener großer Fürsten nachgeahmt, und mehrere Mächte unter einander entzweit zu haben. Der Mensch war von hoher Abkunft, einige sagten: ein Sohn des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, andere, der des Königs von Dänemark. Wegen der großen Aehnlichkeit, die er mit dem ersten hatte, glaubte man immer, daß er von ihm abstamme.*) Ich kann keine näheren Umstände von diesem Abenteurer erzählen; die Sache war so geheim gehalten und behandelt, daß man sie nie recht erfahren hat. Gewiß weiß ich nur, daß Clement dem Könige den größten Teil von Grumkows geheimen Anschlägen entdeckte, und ihn gestürzt haben würde, hätte es ihm nicht an Beweisen gefehlt. Aber er hatte keinen der Briefe, die er dem Könige zu geben versprach, und wie man ihn mit Grumkow konfrontierte, fand es sich, daß er ihn nicht einmal kannte, da er doch versichert hatte, mehrere geheime Unterredungen mit ihm gehabt zu haben. Mehr bedurfte es nicht, um seine An=

*) Der Mensch war aus Transylvanien und nannte sich Rosenau, er war Sekretär des Prinzen Ragotzky gewesen, den er verriet und verließ, und endlich den Namen Clement annahm, um neue Betrügereien zu unternehmen.

klagen als falsch zu behandeln. Der Proceß dieses Menschen dauerte beinahe sechs Monate.

Der König hatte sich diese Dinge so sehr zu Herzen genommen, daß ihn in Brandenburg eine Nervenkolik, von einem heftigen Fieber begleitet, überfiel. Sogleich schickte er einen Boten an meine Mutter, der sie unverzüglich zu ihm berief; sie reiste augenblicklich ab, und kam noch denselben Abend nach Brandenburg, wo sie den König so schlecht fand, daß alle Aerzte an seinem Leben zweifelten. Mein Vater setzte so eben sein Testament auf, die Personen, denen er seinen letzten Willen diktierte, waren von anerkannter Redlichkeit und Treue; er ernannte in diesem Testament die Königin zur Regentin des Königreichs, und den König von England nebst den Kaiser zu Vormündern des jungen Prinzen.

Einige Stunden vor dem Kourier, welchen der König meiner Mutter geschickt hatte, waren zwei andere an den Fürsten von Anhalt und Grumkow abgegangen. Ich weiß nicht, welcher Zufall diese letzten so lange aufhielt, daß sie erst spät in der Nacht abgingen. Das Uebel des Königs machte in dieser Nacht aber so schnelle Fortschritte, daß man ihm nur noch einige Stunden zu leben versprach. Die Furcht, daß er, wenn sich des Prinzen und Grumkows Ankunft noch länger verzögerte, gar nicht mehr im stande sein könnte, sein Testament zu siegeln, vermochte ihn, es zu unterschreiben; da er aber wohl vorhersah, wie vielen Vorwürfen und Widersprüchen es begegnen würde, sie gar nicht in diesem Testament genannt zu haben, forderte er von der Königin, indem er ihr eine Abschrift desselben zustellte, das Versprechen eines unverbrüchlichen Geheimnisses. Auch die Zeugen und die Personen, welche es aufgesetzt hatten, mußten dieses durch einen Eid versprechen. Kaum war alles in Richtigkeit, als der Fürst und Grumkow anlangten.

Da sie Kreaturen aller Art um den König hatten, erfuhren sie bald, was in Hinsicht des Testaments vorgegangen war, aber dessen Inhalt zu erfahren, wollte ihnen nicht gelingen. Das Geheimnis, welches man ihnen aber daraus machte, lehrte sie bald, daß sie von der Vormundschaft des jungen Prinzen ausgeschlossen wären, und die Königin, da sie eine Abschrift

des Testaments erhalten hatte, zur Regentin ernannt sein müßte. Sie gerieten in Verzweiflung! Die Zeit war zu kurz, der König dem Tode nahe, und die Königin, welche ihm nicht von der Seite ging, machte es unmöglich, die Widerrufung dieses Testaments zu bewirken. Da jedoch, glücklicher Weise für sie, die Gefahr, in welcher des Königs Lebens schwebte, nach einigen Stunden vorüberging, wurden sie etwas ruhiger. Das Fieber sowohl wie die Schmerzen nahmen ab; die Ipecacuanha, welche ihm der Oberchirurg von des Königs Regiment gab, rettete ihm das Leben; dieser Mann, der Holzendorf hieß, und späterhin noch in diesen Blättern wieder vorkommen wird, machte durch den gelungenen Gebrauch dieses Mittels sein Glück in so hohem Grade, daß man ihn eine lange Zeit unter die Günstlinge des Königs zählte.

Nach der völligen Wiederherstellung des Königs kehrte er mit meiner Mutter nach Berlin zurück. Der Prozeß des unglücklichen Clement dauerte noch immer fort; der Elende beschuldigte eine Menge Menschen, um sie in seine Sache zu verwickeln, und dadurch den Prozeß in die Länge zu ziehen. Dieses brachte den König dahin, alle Briefe auf der Post zu öffnen; täglich ward dieser Fürst verdachtvoller und mißtrauischer, nie legte er sich zur Ruhe, ohne zwei geladene Pistolen und seinen Degen an der Seite seines Bettes zu haben, dennoch hielt er sich nur wenige Tage in Berlin auf, und ging mit der Königin nach Wusterhausen.

Der Fürst von Anhalt und Grumkow waren indes nicht müßig; die Testamentsgeschichte ging ihnen noch immer im Kopfe herum, und Grumkow, der listiger war wie der höllische Geist, unternahm, dieses Testament der Königin aus den Händen zu winden. Zu dieser Absicht ergriff er folgendes Mittel: ich habe schon von Frau von Blaspeil gesprochen; diese Dame war schön wie ein Engel; ein heiterer gebildeter Geist erhob ihre Reize, ihr Herz war edel und grade, allein zwei große Fehler, die meistens dem ganzen Geschlechte eigen sind, verdunkelten diese schönen Eigenschaften. Sie war intriguant und kokett. Ein sechzigjähriger, alter, podagrischer Mann, war nicht gemacht, dieser jungen schönen Frau zu gefallen, ja es gab viele Leute, die behaupteten, daß sie mit ihm, wie Placidia

mit dem Kaiser Konstantin gelebt habe. Damals war der sächsische Gesandte, Graf Manteufel, ihr Liebhaber, aber dieses verliebte Verständnis ward so gut geführt, daß man auch niemals den geringsten Zweifel in die Tugend der Dame gesetzt hatte. Wie ich schon gesagt habe, brachte man dem König alle Briefe, die auf die Post gegeben wurden; den ganzen Tag brachte er in Wusterhausen damit zu, dieselben zu lesen. Manteufel war auf einer kleinen Reise nach Sachsen begriffen, und so fand der König auch seine Briefe an Frau von Blaspeil, sowie ihre Antworten. Ihr Inhalt, der ziemlich frei war, verriet leicht, daß von mehr, als Freundschaft die Rede sei; der König erlaubte sich grausame Spöttereien darüber, die Grumkow bald zu Ohren kamen, und dieser Begebenheit wollte er sich zur Erlangung seiner Endzwecke bedienen.

Die Staatsgeschäfte, von welchen damals die Rede war, sind mir nicht hinlänglich bekannt, um genauere Umstände angeben zu können, ich erinnere mich nur so viel, daß der König von Polen meinen Vater nötig hatte. Grumkow, der diesen Fürsten seit langer Zeit kannte, schrieb ihm und versprach, seine Absichten zu realisieren, wenn er sich dagegen mit ihnen verbinden wollte. Der König von Polen willigte ein, und Manteufel kam nach Berlin mit dem Auftrag zurück, durch seinen Einfluß Frau von Blaspeil dahin zu vermögen, daß sie der Königin das Testament des Königs aus den Händen spielte. Die Sache war sehr kitzlich. Frau von Blaspeil liebte ihre Fürstin mit unverletzlicher Anhänglichkeit — allein die Liebe ist ein Tyrann! wehe denen, die sich ihrer Leidenschaft überlassen, sie führt sie weiter als sie gehen wollen, und bereitet ihnen grausame Reue. Was kann man einem Manne versagen, dem man sein Kostbarstes, die Ehre, aufgeopfert hat? Hätte Frau von Blaspeil alle diese Betrachtungen gemacht, so würde sie der gefährlichen Klippe entgangen sein, wo die meisten Menschen scheitern. Die Versicherungen von Treue und Ergebenheit, die Manteufel für die Königin zu haben vorgab, besiegten endlich ihre Beharrlichkeit; doch, wenn sie gleich meine Mutter despotisch beherrschte, kostete es ihr doch sehr viele Bitten und manchen wiederholten Versuch, bis sie das unselige Testament in ihre Hände bekam.

Während dieser Vorgänge ward Clemens Prozeß beendigt. Er wurde verurteilt, dreimal mit Zangen gerissen und dann gehangen zu werden. Der Mensch hörte sein Urteil, ohne das Gesicht zu verändern; „ich that, sagte er, was des Königs Minister alle Tage thun, sie suchen die Minister anderer Mächte zu betrügen, und sind an fremden Höfen nur ehrenvolle Spione; hätte ich einen öffentlichen Charakter gehabt, wie sie, so wäre ich jetzt vielleicht auf der Höhe des Glücks, wie nun auf der Höhe der Galgenleiter." — Und so starb er mit heldenmütiger Festigkeit. Man konnte ihn zu den großen Genies rechnen; er besaß viele Kenntnisse, sprach mehrere Sprachen und hatte eine bewunderungswürdige Beredtsamkeit. Auf seinem Wege zur Hinrichtung sprach er zum Volke; da aber diese Rede gedruckt ist, will ich sie mit Stillschweigen übergehen. Sein Mitschuldiger: Leman, ward gevierteilt, und Heidekamm, aus einer neugeadelten Familie, mit Ruten gestrichen, sein Degen und Wappen vom Henker zerbrochen und er für ehrlos erklärt. Dieser letzte wurde nur deswegen so hart gestraft, weil er gesagt und geschrieben hatte: der König sei nicht rechtmäßiger Sohn Friedrichs des Ersten, sondern der Bastard eines am damaligen Hofe lebenden Kavaliers.

Diese traurigen Auftritte beendigten das Jahr 1717. Das folgende Jahr war nicht weniger fruchtbar an tragischen Begebenheiten. Schon habe ich erwähnt, daß es der Fürst von Anhalt und Grumkow zu ihrem einzigen Endzweck machten, den König mit seiner Gemahlin zu entzweien. Ihr altes Projekt, mich mit dem Markgrafen von Schwedt zu verheiraten, war noch nicht bei Seite gelegt, jetzt suchten sie es von neuem beim Könige zu betreiben; da dieser aber zur Zeit ziemlich gut mit England stand, gab er ihnen nur schwankende und wenig befriedigende Antworten.

Aus dem Gemälde, das ich gleich anfangs vom Könige entwarf, hat man gesehen, daß einer seiner größten Fehler der Geiz war; jede Ausgabe, welche die Königin zur Aufrechthaltung ihres Ranges machte, war ihm zuwider, aber dessen ungeachtet machte er ihr die prächtigsten Geschenke. So hatte meine Mutter ein Paar Diamant-Ohrgehänge gewünscht, welche der verwitweten Königin gehört hatten, und mit ihrem übrigen Schmuck

meinem Vater zugefallen waren. Nach vielen Bitten gab der König diese Ohrgehänge, die 26 000 Thaler Werth waren, der Königin in der Zeit, als sie von meinem zweiten Bruder entbunden ward. Grumkow, um das Spiel zu verwirren, überredete den König, seine Gemahlin habe diese Ohrringe nur deswegen gefordert, um durch deren Verkauf ihre sehr ansehnlichen Schulden zu bezahlen. Herr von Kamke, der bei Friedrich dem Ersten in großer Gunst gestanden hatte, hörte diesen Anschlag aus Grumkows eignem Munde; seine Absichten wurden ihm sogleich klar, er benachrichtigte unverzüglich die Königin davon, jedoch mit der dringenden Bitte, ihn nicht zu verraten. Der König war gerade abwesend; aber bei seiner Rückkehr ermangelte die Königin nicht, ihn davon zu benachrichtigen, und den Streich, den man ihr spielen wollte, mitzuteilen. Um ihm allen Verdacht zu benehmen, zeigte sie ihm ihren Schmuck, und forderte Genugthuung von Grumkow. Der König wollte seinerseits durchaus wissen, durch welchen Kanal sie diese Dinge erfahren hätte, und versicherte, daß er ihnen nur dann Glauben beimessen könnte, wenn die Person, die sie ihr mitgeteilt hätte, Zutrauen verdiene. Da sich die Königin in die Enge getrieben sah, hatte sie die Unvorsichtigkeit Kamke zu nennen. Dieser ward auf Befehl des Königs sogleich herbeigerufen; er behauptete seine Beschuldigung und klagte Grumkow über verschiedene, sehr wichtige Gegenstände an. Die freundliche Art, mit welcher ihn der König empfing, hatte ihn zu diesem Schritte vermocht; da er aber gar nicht erwartet hatte, eben jetzt diese Rolle zu übernehmen, konnte er nicht hinreichende Beweise geben, um die Wahrheit seiner Angaben zu bestätigen. Das Meiste, was er dem Könige mitteilte, wußte er aus Grumkows eignem Munde; da er keine Zeugen aufstellen konnte, so siegte das Ableugnen des Andern, und er ward nach Spandau geschickt.

Diese Festung, vier Meilen von Berlin gelegen, wurde bald von Leuten von Stand angefüllt. Nicht zufrieden, den Inhalt des königlichen Testaments durch den Grafen von Manteufel erfahren zu haben, wollte der Fürst von Anhalt und Grumkow diese Schrift in eigenen Händen besitzen. Alle Bemühungen, die Graf Manteufel anwendete, es von Frau von Blaspeil zu erhalten, waren bis jetzt vergebens gewesen;

da nun weder Versprechungen, noch Drohungen etwas ausrichteten, beschloß man, nicht allein sie ins Verderben zu stürzen, sondern sie ersannen auch das allerabscheulichste Komplott, von dem man in mehreren Jahrhunderten etwas gehört hat.

Der König vergnügte sich oft damit, am Abend Seiltänzer zu sehen, die ihre Vorstellungen in dem Rathause gaben, und ich erinnere mich noch recht gut, daß mehrere von Grumkows Kreaturen, und dieser Minister selbst, dem König, wenn mein Bruder und ich mit ihm an der Tafel saßen, darum baten, er möchte doch dem Prinzen die Freude machen, ihn mit aufs Rathaus zu nehmen. Sie drangen eines Tages so lebhaft in ihn, daß er es ihnen endlich versprach, da aber einer der Seiltänzer krank wurde, verschob er die Partie bis auf den nächsten Freitag. Dienstags früh kam Frau von Blaspeil zur Königin, bei welcher sie zu allen Stunden freien Zutritt hatte, und beschwor sie auf das Lebhafteste, zu verhindern, daß der König und mein Bruder sich in dieses Schauspiel verfügten. Die Ursache dazu wollte sie ihr nie sagen; sie gestand nur, daß es ihr Leben gälte, und riet der Königin sich bis Freitag zu verstellen, dann den König zu zerstreuen, ihm die Zeit zu vertreiben, so daß er die festgesetzte Stunde zu dem Schauspiel vergäße, hilfe das aber alles nichts, so sollte sie sich seinem Hingehen offenbar widersetzen. Ich erhielt den Auftrag, den König zu unterhalten; am Freitag Morgen lehrte meine Mutter mir und meinem Bruder meine Lektion. Ich hatte mich so angestrengt, meinem Vater die Zeit zu vertreiben, daß es halb sieben schlug, als er es wahrnahm, und aufstand, um sich hinweg zu begeben. Vergeblich stellte ihm die Königin vor, daß es zu spät sei; der König hielt meinen Bruder bei der Hand; dieser, dem man allerlei fürchterliches Zeug weiß gemacht hatte, wie man Kinder gewöhnlich zu erschrecken sucht, schrie und widersetzte sich aus Leibeskräften; dennoch wollte der König schon die Thüre öffnen, aber nun warfen sich meine Mutter und ich zu seinen Füßen, und verhinderten ihn, herauszugehen. Da er von dem Auftritte gar nichts begreifen konnte, wollte er anfangs zornig werden, aber unsere Thränen, unser Geschrei und die Mühe, die wir anwendeten, hielt ihn so lange zurück, daß die bestimmte Stunde endlich verstrichen war.

Die Königin wollte ihm niemals die Ursache dieses sonderbaren Betragens erklären. Da eben in diesen Tagen eine neue Untersuchung stattfand, erriet der König einen Teil der Wahrheit. Ein gewisser Trosqui, ein Mann von Stande aus Schlesien, war in Haft genommen, er hatte sich während des Feldzuges von Stralsund zum Spion brauchen lassen, und obgleich er bei dieser Gelegenheit dem Könige sehr nützlich war, hatte dieser doch immer ein geheimes Mißtrauen gegen ihn behalten. Der Verdacht eines geheimen Briefwechsels hatte seine Inhaftnehmung veranlaßt, und seine Papiere, die man sogleich fort nahm, bewiesen, daß er Grund dazu gegeben hatte. Die ganze Stadt nahm an seinem Schicksal Teil, seine Chatouille enthielt die Liebesgeschichten von ganz Berlin, und mehrere ungemessene Briefe, die man in Rücksicht des Königs an ihn geschrieben hatte. Der König glaubte also: die Besorgnisse der Königin rührten daher, daß die vielen Menschen, welche in dieser Sache verwickelt wären, sich verbinden könnten, einen kühnen Streich zu wagen; diese Voraussetzung war um so natürlicher, da er nur erst den kleinsten Teil der gefundenen Papiere hatte lesen können.

Allein nach zwei Tagen veränderten sich die Umstände. Frau von Blaspeil bat den König um eine geheime Audienz, und noch ehe sie ihn sprach, erklärte sie sich gegen die Königin, und teilte ihr die Entdeckung mit, die sie von Grumkow's abscheulichem Complotte gemacht hatte. Ihr Anschlag war folgender: Nachdem sie alle Hoffnung verloren hatten, das Testament des Königs der Frau von Blaspeil zu entreißen, und also wohl voraussahen, daß sie nach dem Tode dieses Fürsten in Gefahr waren, ihr ganzes Vermögen zu verlieren, wollten sie um jeden Preis den Markgrafen von Schwedt auf den Thron setzen, und sich der Regentschaft bemeistern. Sie beschlossen also, um sich des Königs und meines Bruders zu entledigen, sie beide im Rathause ermorden zu lassen, im Schloß Feuer anzulegen, meinen zweiten Bruder zu ersticken, die Königin in irgend eine entlegene Stadt zu verweisen, wo man sie in einer anständigen Gefangenschaft halten sollte, und bei der Rückkehr des Markgrafen von Schwedt, der sogleich berufen werden sollte, meine Heirat mit ihm abzuschließen. Dieser

ganze Vorgang sollte so veranstaltet werden, daß kein Verdacht auf die Anstifter fiel; ein unversehener Auflauf im Rathause sowohl, wie das im Schlosse angelegte Feuer, sollte sie begünstigen.

Alle diese Umstände hörte ich aus der Königin eigenem Munde. Sie war zwar bei der Unterredung des Königs mit der Frau von Blaspeil nicht gegenwärtig, und hat deren Inhalt nicht erfahren können, da sie diese Dame nie mehr allein sprechen konnte. Man machte aus dieser ganzen Sache, die bis jetzt noch unbekannt ist, ein großes Geheimnis, so viel weiß ich aber, daß der König nach einer zweiten Unterredung Frau von Blaspeil zu meiner Mutter führte, und dabei die Worte sagte: „ich bringe Ihnen hier eine brave Frau, und die beste Freundin, die ich auf der Welt habe."

Allein zwei Tage darauf nahm die Confrontation ihren Anfang. Grumkow fand Mittel, das Verhör dem Generalfiskal Katek aufzutragen, einem Menschen von niederer Geburt und seine Kreatur. Dieser Mensch hatte eine besondere Gabe, die Schuldigen, welche ihm in die Hände fielen, zu verwirren, und in Verlegenheit zu bringen. Frau von Blaspeil war das Opfer seiner Geschicklichkeit, verschiedene listige Fragen und künstliche Wendungen, die er ihren Antworten gab, brachten sie in Verwirrung; sie hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, sich mit keinem Beweis zum Belege ihrer Beschuldigung zu versehen; ihr Gegenpart war wohl wankend gemacht, aber nach und nach zuversichtlicher wie je; so ward sie das Opfer ihrer Treue. Katek schlug vor, sie auf die Folter zu legen, um ihr eine vollständige Ueberzeugung von der Falschheit der von ihr angebrachten Anklagen zu entreißen. Ich weiß nicht, was den König verhinderte, dieses äußerste Mittel zu ergreifen, man begnügte sich, sie nach Beendigung dieses Verhörs nach Spandau zu bringen. Ohne die geringste Schonung gegen die Gesundheit der Königin, die eben schwanger war, kam der König in der größten Wut zu ihr, um ihr das schreckliche Schicksal dieser Dame zu verkündigen. Ich war bei diesem traurigen Auftritte gegenwärtig, er griff die Königin so heftig an, daß man eine zu frühe Niederkunft für sie fürchtete. Außer der Freundschaft, die sie für die Blaspeil hatte, war sie wegen

des Testaments in der größten Furcht; dieses war noch in ihren Händen, und mußte notwendig unter ihren Papieren gefunden werden. Bald erfuhr sie, der Feldmarschall von Natzmer habe Befehl, die Habseligkeiten der Frau von Blaspeil zu versiegeln; noch denselben Abend schickte sie also ihren Kaplan Boshardt an ihn ab, der ihn von der Gefahr, in welcher sie sich befand, unterrichten, und ihn beschwören mußte, ihr das Testament wieder zuzustellen. Dieser General war ein Mann von anerkannter Redlichkeit, außerdem ein eifriger Diener des Hauses, er glaubte seinem Herrn nicht untreu zu sein, wenn er die Bitte der Königin bewilligte. Demzufolge ließ er ihr diese unselige Schrift, welche die Ursache all des Unglücks war, wieder zustellen. Frau von Blaspeil blieb ein ganzes Jahr in Spandau, und verließ es nur, um nach Cleve verwiesen zu werden, wo sie jetzt noch lebt.

Endlich beschloß der König, allen Intriguen ein Ende zu machen. Mochten nun alle Beschuldigungen gegen Grumkow und den Prinzen von Anhalt einigen Eindruck auf ihn gemacht haben, oder vermochten ihn Staatsursachen zu diesem Schritt; er beschloß, den Markgrafen von Schwedt von seinen Reisen zurückzurufen, und ihn mit der Herzogin von Curland, der nachmaligen Kaiserin von Rußland, zu verheiraten. Er kam auch noch vor Ablauf dieses Jahres an, aber ungeachtet der Vorteile, die ihm aus dieser Heirat erwachsen konnten, indem sie ihn zum Herrn eines schönen, blühenden Landes machte, wies er doch die Anerbietung des Königs hartnäckig von sich; die noch immer genährte Hoffnung auf meine Hand zeigte ihm noch größere Vorteile, und da er achtzehn Jahre alt, also mündig war, konnte ihn der König nicht mit Gewalt zu seinem Willen zwingen.

Ich habe im vergangenen Jahre vergessen, der Ankunft des Czar Peter des Großen in Berlin zu erwähnen. Diese Anekdote ist merkwürdig genug, um einen Platz in diesen Memoiren zu verdienen. Dieser Fürst, der sehr gern reiste, kam aus Holland; im Clever Lande mußte er sich aufhalten, die Czarin hatte dort eine vorzeitige Niederkunft. Da er weder Gesellschaft noch Förmlichkeiten liebte, bat er den König, ihn in einem Gartenhaus, welches die Königin in den Vor=

städten von Berlin hatte, wohnen zu lassen. Dieses war ein sehr niedliches Gebäude, das die Königin mit Vorliebe auf das prächtigste verziert hatte. Es enthielt eine sehr reiche Gallerie von Porzellan, alle Zimmer waren mit den schönsten Spiegeln verziert, und da dieses Haus ein wirkliches Kleinod war, trug es auch den Namen: Monbijou. Der Garten war prächtig, und erhielt von dem an ihm vorbeifließenden Fluß große Annehmlichkeiten.

Um die Unordnungen zu vermeiden, welche die Herren Russen überall, wo sie sich aufhielten, angerichtet hatten, ließ die Königin das ganze Haus ausräumen, und alles Zerbrechliche bei Seite schaffen. Einige Tage darauf traf der Czar, seine Gemahlin und ihr ganzes Gefolge auch wirklich zu Wasser in Monbijou ein. Der König und die Königin empfingen sie am Ufer des Flusses; der König bot der Czarin die Hand, um sie an's Land zu führen; so bald der Czar gelandet war, reichte er dem König die Hand und sagte: „ich freue mich, Bruder Friedrich, Euch zu sehen;" darauf näherte er sich der Königin, die er umarmen wollte, allein sie stieß ihn zurück. Die Czarin begann damit, der Königin die Hand zu küssen, welches sie oftmals wiederholte; sie stellte ihr darauf den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg vor, die sie begleitet hatten, und vierhundert sogenannte Damen, die ihr Gefolge ausmachten. Die meisten waren deutsche Mägde und thaten Hofdamen-, Kammerfrauen-, Köchinnen- und Wäscherinnen-Dienste. Beinahe alle diese Kreaturen hatten reichgekleidete Kinder auf den Armen, und wenn man sie fragte, ob sie ihnen gehörten, antworteten sie mit einem russischen Kratzfuß: „der Czar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieses Kind zu machen." Die Königin wollte diese Geschöpfe nicht grüßen, dagegen behandelte die Czarin die Prinzessinen von Geblüt mit vielem Stolz, und der König bewog sie nur mit vieler Mühe, daß sie sie grüßte. Ich sah diesen Hof am folgenden Tage, wo der Czar und seine Gemahlin die Königin besuchten. Diese empfing sie in den großen Zimmern des Schlosses, und ging ihnen bis in den Saal der Wache entgegen, sie gab der Czarin die Hand und führte sie zu ihrer Rechten bis in ihr Audienzzimmer.

Der König und der Czar folgten ihnen: so bald der Czar mich sah, erkannte er mich, da er mich vor fünf Jahren gesehen hatte, er nahm mich auf den Arm und schund mir das ganze Gesicht mit seinen Küssen. Ich gab ihm links und rechts Ohrfeigen, sträubte mich aus Leibeskräften und sagte, daß er mich beschimpfe. Der Einfall machte ihn sehr lachen, und er sprach lange mit mir. Man hatte mir meine Lektion gelehrt; ich sprach von seiner Flotte, von seinen Siegen, worüber er so entzückt war, daß er mehrmals sagte, er gebe gern eine seiner Provinzen, um ein Kind, wie ich sei, zu haben. Auch die Czarin gab mir viele Liebkosungen, die Königin und sie setzten sich unter den Thronhimmel auf Armsessel, ich stand neben der Königin, die Prinzessinnen von Geblüt standen ihr gegenüber.

Die Czarin war klein und breit, braun, ohne allen Anstand noch Ansehen. Man brauchte sie nur zu sehen, um ihre niedrige Herkunft zu erraten. Ihrem Aufputz nach hätte man sie für eine deutsche Schauspielerin gehalten. Ihr Kleid war auf dem Trödel gekauft, altfränkisch, mit Silber und Schmutz beladen, ihr Schnürleib war vorn mit Edelsteinen nach einer wunderlichen Zeichnung geschmückt, sie stellten einen doppelten Adler dar, dessen Flügel mit sehr kleinen und schlecht gefaßten Steinen besetzt war. Sie trug ein Dutzend Orden, und eben so viele Heiligenbilder und Reliquien, die am Besatz ihres Kleides angebracht waren, und, wenn sie ging, ein Geklingel machten, als höre man einen geputzten Maulesel. Auch die Orden, die gegen einander klapperten, machten eben solches Geräusch.

Der Czar hingegen war groß und wohlgewachsen, schön von Gesicht, aber seine Physiognomie hatte etwas rohes, das Furcht einflößte. Er trug ein ganz einfaches Matrosenkleid. Seine Gemahlin, die sehr schlechtes Deutsch sprach, und die Königin nur wenig verstand, rief ihre Hofnärrin zu sich, um sich mit ihr Russisch zu unterhalten. Das arme Geschöpf war eine Fürstin Galizin, und hatte sich zu diesem Handwerk entschließen müssen, um ihr Leben zu retten, denn sie war in eine Verschwörung gegen den Czar verwickelt gewesen, und hatte zweimal die Knute erhalten. Was sie der Czarin sagte,

weiß ich nicht; aber es ließ sie ein helles Gelächter aufschlagen.

Endlich setzte man sich zu Tische, der Czar setzte sich neben die Königin. Bekanntermaßen ist dieser Fürst in seiner Jugend vergiftet worden; seine Nerven haben eine kranke Reizbarkeit davon behalten, so daß er oft von einer Art Convulsionen befallen wird, die er nicht verhindern kann. Bei Tisch befiel ihn ein Anfall, er machte allerlei gewaltsame Bewegungen, und da er ein Messer hielt, focht er damit so heftig ganz nahe neben der Königin, daß sie sich fürchtete, und ein paar Mal von der Tafel aufstehen wollte. Der Czar beruhigte sie, versicherte, daß er ihr nicht wehe thun würde, und bat sie, ohne Furcht zu sein, zugleich nahm er ihre Hand und drückte sie so gewaltsam zwischen den seinen, daß sie um Barmherzigkeit schrie, worüber er wacker lachte, und meinte, sie habe zartere Knochen wie seine Katharine. Alles war zum Balle vorbereitet, aber er stahl sich gleich nach Tisch fort und kehrte allein zu Fuß nach Monbijou zurück. Am folgenden Tag zeigte man ihm alles Merkwürdige von Berlin, unter anderm auch die Medaillen- und Antiken-Sammlung. Unter dieser letzten befand sich, wie man mir gesagt hat, eine heidnische Gottheit in einer sehr unanständigen Stellung; in den alten Römerzeiten bediente man sich dieser Sinnbilder, um die Hochzeitskammern zu verzieren. — Man hielt dieses Stück für sehr selten, und für das schönste, welches vorhanden sei. Der Czar bewunderte es sehr, und befahl der Czarin, es zu küssen, sie widerstrebte; worauf er ungehalten ward und in schlechtem Deutsch zu ihr sagte: Kop ab; welches so viel hieß, als: ich will dich köpfen, wenn du mir nicht gehorchst. Darauf fürchtete sich die Czarin dergestalt, daß sie alles that, was er wollte. Ohne das geringste Bedenken verlangte er diese und noch einige andere Statuen vom Könige, der sie ihm nicht abschlagen konnte, eben so machte er es mit einem Schrank, der ganz mit Bernstein ausgelegt war. Dieser Schrank, der einzige in seiner Art, der König Friedrich dem Ersten ungeheure Summen gekostet hatte, hatte zum allgemeinen Leidwesen das Schicksal, nach Petersburg geführt zu werden.

Dieser barbarische Hof reiste endlich nach zwei Tagen

ab. Die Königin eilte sogleich nach Monbijou, wo es wie bei der Verwüstung von Jerusalem aussah. Nie sah ich etwas ähnliches! Alles war dergestalt zu Grunde gerichtet, daß die Königin genötigt war, fast das ganze Haus neu aufbauen zu lassen." Die Kulturgeschichte Peters des Großen bliebe durch Unterdrückung dieser Darstellung freilich unvollkommen!

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde mein Bruder männlichen Händen übergeben. Die Königin ernannte durch ihren Einfluß einen der Hofmeister, den Feldmarschall Grafen von Finkenstein, der Fürst von Anhalt ernannte den andern, der sich Kalkstein nannte, und Major in einem Infanterieregiment war. Der erste war ein sehr wackerer Mann und ein guter Offizier, er hatte Weltkenntnis, aber nicht genug Geist, um ein so überlegenes Genie, wie das meines Bruders, zu regieren. Er war mit der Schwester der Frau von Blaspeil verheiratet, und seit der Verbannung dieser Dame, hatte die Königin ihm und seiner Frau ihr ganzes Vertrauen geschenkt. Der andere war ein braver Offizier aber roh und jähzornig; sein Verstand taugte mehr zur Intrigue als zur Unterhaltung, er hatte Kenntnisse, machte aber nicht den gehörigen Gebrauch davon, übrigens war er ein ziemlich wackerer Mann.

Dieses, an tragischen Begebenheiten so fruchtbare Jahr, wurde endlich beschlossen, und läßt mich zum Jahre 1719 übergehen.

Den größten Teil dieses Winters brachte der König in Berlin zu, er fand sein Vergnügen daran, die Gesellschaften zu besuchen, welche sich abends in der Stadt versammelten. Die Königin war den ganzen Tag im Zimmer dieses Prinzen, und hatte keine andere Gesellschaft als meinen Bruder und mich. Abends speiste niemand mit ihr, wie Frau von Konnken, ihre Oberhofmeisterin und Frau von Rocoule. Obschon die erste eine Dame von großer Redlichkeit und von Verdienst war, hatte sie doch kein Zutrauen zu derselben, und eine tiefe Traurigkeit schien sie ganz zu beschäftigen.

Eines Tages, als ich bei ihr war und sie liebkoste, sagte sie: „Höre, liebe Wilhelmine, ich habe beschlossen, dich bald zu mir zu nehmen, und deine Erziehung zu besorgen, allein ich fordere dagegen viele Dinge, in denen du meinem Willen folgen

mußt. Einmal mußt du für keinen Menschen Anhänglichkeit haben als für mich, dann mußt du verschwiegen sein, und endlich mir blindlings gehorchen. Es hängt von dir ab, bald wie ein großes Mädchen behandelt zu werden, und meine ganze Liebe zu gewinnen, sobald du meinem Willen gehorchst.“ Ich versprach alles, was sie verlangte; darauf fragte sie mich: ob ich der Léti nicht alle Abend erzählen müßte, was den Tag über in ihren und des Königs Zimmern vorgegangen sei, und ob sie nie von dem Markgrafen von Schwedt mit mir gesprochen hätte? Ich antwortete, daß das sehr oft geschehe, und daß sie ihn sehr lobte. „Bist du auch verschwiegen,“ fing sie wieder an, „und kann ich mich darauf verlassen, daß du nichts von allem, was ich dir anvertrauen werde, wiedersagen wirst?“ Hierüber gab ich ihr alle Versicherungen, die sie nur wünschen konnte; und nun erzählte sie mir die ganze Geschichte der Blaspeil, so wie ich sie hier habe niedergeschrieben, alle Intriguen des Fürsten von Anhalt und Grumkows, ihre beständige Besorgnis, da der König von neuem über meine Heirat mit dem Markgrafen von Schwedt zu sprechen anfing; endlich auch von ihrem Wunsche, mich mit ihrem Neffen, dem Herzog von Glocester, zu vermählen, und den Vorteilen, welche diese Heirat sowohl für sie, als auch für mich haben würde. Zum Schlusse sagte sie mir noch: daß ich der Léti nicht trauen sollte; „ich weiß,“ setzte sie hinzu, „daß sie von dem Anhang des Prinzen Anhalt gewonnen ist; sie intriguiert den ganzen Tag mit dem Major Fourcade und Herrn Fournert (dieses war ein französischer Minister), und ich weiß sehr gut, daß sie dich nicht anständig behandelt und dich oft schlägt. Gesteh mir die Wahrheit, ist es nicht so?“ Obschon alle diese Dinge sehr begründet waren, leugnete ich sie fortwährend, und wollte der Léti keinen Schaden thun. „Du bist noch zu jung,“ sagte die Königin, „um ihre Intriguen zu bemerken, aber ihre Mißhandlungen kannst du nicht leugnen; du kannst nicht leugnen, daß sie dir vor einiger Zeit dergestalt mit der Faust das Gesicht zerschlug, daß du überall bluteteſt und darüber das Fieber bekamst, weswegen du einige Wochen das Zimmer hüten mußtest.“ Es befremdete mich nicht wenig, wie ich hörte, daß die Königin diese ganze Geschichte wußte, dennoch behauptete

ich allezeit das Gegenteil; als es die Königin wahrnahm, wollte sie nicht weiter in mich dringen, und begnügte sich damit, mir anzubefehlen: wenn die Léti mich fragte, was in ihrem und des Königs Zimmer vorgegangen sei, sollte ich ihr geradezu antworten, daß ich das Klatschhandwerk nicht mehr treiben wollte, und es mir nicht zukäme, das, was zwischen meinem Vater und meiner Mutter vorfiel, auszuplaudern.

Kaum war ich abends in mein Zimmer gekommen, so ließ mich die Léti auf eine Bank neben sich sitzen, die in zwei Stufen zwischen der Fenstervertiefung angebracht war, und fragte mich nach den Neuigkeiten des Tages. Ich wollte sie nicht gleich zum Eingang vor den Kopf stoßen, und sagte ihr: da ich den ganzen Tag zu arbeiten gehabt hätte, wüßte ich nicht, was vorgefallen sei. Nun ward ich mit schönen Titeln beehrt: „Sie sind ein großer Esel," sagte sie, „und ein eben solch großes Vieh wie ihre Mutter, sie schlagen nicht aus der Art. Ich weiß alles, was vorgefallen ist, Sie haben nicht so viel zu thun gehabt, wie Sie vorgeben, beichten Sie also nur, oder ich will Sie bald zum Reden bringen." Das sagte sie nur, um mir die Würmer aus der Nase zu ziehen. Ich zitterte wie Espenlaub und wußte nicht, welchen Weg ich wählen sollte, dennoch entschied ich mich, der Königin zu gehorchen, und gab der Léti die mir vorgeschriebene Antwort. Dieses Mädchen hatte zu viel Verstand, um nicht wahrzunehmen, daß man mir meine Lektion aufgegeben hatte; sie suchte mir also mit Sanftmut und Drohung mein Geheimnis zu entreißen; als sie aber sah, daß alles nichts half, ließ sie ihrer Wut freien Lauf; ein Platzregen von Ohrfeigen und Faustschlägen brach auf mich ein; ganz außer sich selbst, ohne zu wissen, was sie that und was sie sagte, warf sie mich von der Bank herab, wo wir saßen, und ging davon. Ich fiel ziemlich hart, kam aber doch mit ein paar Beulen davon, aber meine Arme und mein Gesicht waren blau von den erhaltenen Schlägen, und Schrecken und Angst hinderten mich aufzustehen. Mein Geschrei rief meine Kammerfrauen zu meiner Hülfe herbei; die eine war meine Amme gewesen; seit ich auf der Welt war, hatte sie mich bedient; nachdem sie mir Hülfe geleistet hatte, ging sie, der Léti den Kopf zu waschen, und drohte ihr, wenn sie so fort=

führe, würde sie die Königin davon benachrichtigen müssen. Als die Léti mein ganzes Gesicht blutrünstig sah, ward es ihr Angst; sie ließ es sich ein Dutzend Flaschen Schußwasser kosten, mit dem sie mich die Nacht ganz einweichte. Tags darauf sagte man der Königin, daß ich einen ungeheuren Fall gethan hätte, und ich war gutherzig genug, es ihr selbst zu bekräftigen. Wenn sie es nicht glaubte, ließ sie es sich wenigstens nicht merken. Die Léti brauchte seitdem die Vorsicht, mein Gesicht zu verschonen, aber meine Arme und Beine empfanden die doppelte Last ihrer schweren Fäuste. Diese Auftritte kehrten alle Abende zurück; ich war in der gräßlichsten Verzweiflung, sei es aber Eitelkeit oder Furcht, ich wollte ihr niemals etwas wieder erzählen.

So ging der ganze Winter hin. Im Juni fand es der König und die Königin für gut, meinen Bruder und mich mit nach Charlottenburg, einem schönen Lustschloß, ganz nahe bei Berlin, zu nehmen. Die Léti blieb zurück, und ich ward der Frau von Konnken übergeben. Mein Geburtstag ward dort gefeiert; der König gab einen Ball, und ich empfing sowohl von ihm, als von meiner Mutter, sehr schöne Geschenke. Sie gewannen mich alle Tage lieber; ich war nun zehn Jahre alt, und mein Verstand war für mein Alter ziemlich ausgebildet. Von Charlottenburg gingen wir nach Wusterhausen; kaum waren wir dort angelangt, so überfiel den König eine heftige Krankheit. Wir waren eben in der stärksten Sommerhitze, die dieses Jahr ganz ungeheuer war; dessen ungeachtet fror es den König unaufhörlich; in seinem Zimmer brannte ein großes Feuer, und es war von allen Seiten so verschlossen, daß kein Lichtstrahl hinein fiel. Ich mußte den ganzen Tag, von früh sieben bis abends zehn Uhr, in diesem Zimmer neben dem Feuer sitzen, ohne es anders, als zur Tafelzeit es zu verlassen. Eine größere Marter ist kaum denkbar; mein Blut geriet in solche Wallung, daß ich ganz stumpfsinnig ward. Die Königin litt so viel wie ich, und war in der schrecklichsten Unruhe, denn sie hatte Nachricht bekommen, daß meine zweite Schwester und mein Bruder Wilhelm sehr gefährlich an der Ruhr danieder lägen. Diese Krankheit wütete damals durch das ganze Land, sie raffte eine Menge Menschen hinweg, und war wie

eine Art Seuche. Bald versetzte mich die Ermüdung, welche ich litt, in denselben Zustand, wie meinen Bruder und meine Schwester. Die Königin, die alle Schmerzen nicht achtete und alle Krankheiten geringschätzend behandelte, wollte nicht eher glauben, daß ich an diesem Uebel litt, als bis ich in Todesgefahr geriet. Nun brachte man mich, fast sterbend, nach Berlin. Bei meiner Ankunft erfuhr ich den Tod meines zweiten Bruders, der an demselben Morgen gestorben war. Den neunten Tag wartete man auf mein Ende; meine gute Natur und die Sorgfalt der Aerzte rettete mir das Leben, doch mußte ich das Bett über sechs Wochen hüten, und ging erst vierzehn Tage nach der Königin Rückkehr, die gegen Ende Oktober erfolgte, zum erstenmal wieder aus.

Die Léti hatte ihre Mißhandlungen gegen mich fortgesetzt, sie schnarchte wie ein Soldat und verhinderte mich dadurch zu schlafen, also mich wieder herzustellen. Schläge und Schimpfreden wurden auch nicht gespart, so daß ich endlich ganz melancholisch ward. Ich hatte immer eine zarte Gesundheit und sehr große Empfindlichkeit des Gemüts; meine Gesundheit mußte endlich von der beständigen Unruhe, in der ich mich befand, leiden; ich bekam die Gelbsucht, die zwei Monate anhielt, und hernach nur einem viel gefährlicheren Zustande Platz machte. Ein heftiges hitziges Fieber ergriff mich und artete nach wenigen Tagen in ein Fleckfieber aus. Anfangs phantasierte ich unaufhörlich, bald aber verlor ich alles Bewußtsein. Ungeachtet der Gefahr, der sie sich aussetzten, kamen der König und die Königin abends um zehn Uhr an mein Bett, ihre Verzweiflung war ohne Grenzen; sie sagten mir unter tausend Thränen das letzte Lebewohl. Ich war aber taub für ihr Weinen und Klagen, eine kleine Bewegung des Herzens war das einzige Lebenszeichen, das mir noch übrig blieb. Das alles war aber eine bloße Krisis; gegen morgen kam meine Besinnung ein bischen wieder und das Fieber verminderte sich nach und nach. Als ich wieder sprechen konnte kam der König zu mir; die Freude, mich einer so großen Gefahr entgangen zu sehen, vermochte ihn, mir zu befehlen, daß ich ihn um eine Gnade bitten sollte. Sogleich beschloß ich, ihn zu bitten, daß man mich fortan wie eine erwachsene Person behandeln, und

mir auch die Kleider geben möchte, die dazu gehörten. Er gestand es mir sogleich zu, wie er aber mit der Königin, meiner Mutter davon sprach, ward diese sehr böse, stritt lange dagegen, mußte aber endlich doch nachgeben.

Erst im Anfang des Jahres 1720 konnte ich mein Zimmer verlassen. Ich war außer mir vor Freude, den Kinderrock abgelegt zu haben. Nun dünkte ich mich etwas Rechtes, und im Mantel gekleidet, glaubte ich, die Königin würde ihre große Freude an mir haben. Mit einem mir sonst gar nicht gewöhnlichen Ausdruck von Zufriedenheit begab ich mich also zu meiner Mutter — aber leider hatte ich ohne den Wirt gerechnet! Kaum trat ich in ihr Zimmer, so warf sie einen strengen Blick auf mich und sagte zu ihren Damen: „das ist ja ein artiges kleines Figürchen, es sieht wie zwei Tropfen Wasser einer Zwergin ähnlich." Man kann denken, wie meiner kleinen Eitelkeit diese huldvolle Schmeichelei gefiel. Im Grunde hatte die Königin nicht Unrecht, aber sie hätte besser gethan, es bei diesem kleinen Hieb bewenden zu lassen; sie ging aber weiter, sie schalt mich tüchtig aus, daß ich mich an den König gewendet hätte, um Gnade zu fordern, da sie mir befohlen hätte, mich einzig an sie zu halten, und wenn ich mir das noch einmal beikommen ließe, könnte ich ihres ganzen Zornes gewärtig sein. Ich entschuldigte mich, so gut ich konnte, und bezeigte so viel Unterwürfigkeit, daß sie mir endlich verzieh.

Ich habe den hitzigen Charakter der Léti hinlänglich bezeichnet, kann aber nicht umhin, hier einen Umstand zu erwähnen, der viele andere nach sich zog. Vor meinen Zimmerfenstern war eine hölzerne Galerie, welche die Schloßflügel mit einander verband. Diese war immer voller Unflat und Unreinigkeiten, so daß die Vorübergehenden ihre Kleider verdarben und den ekelhaftesten Geruch zu ertragen hatten. Die Schuld daran lag an Eversmann, der Kammerdiener des Königs und Schloßwärter war. Dieser war einer der größten Lieblinge des Königs, der unglücklicher Weise, weil er sie nicht zu unterscheiden wußte, lauter Schurken dazu wählte. Er hatte viel Gewalt über ihn, war der größte Spitzbube im Lande, schadete aller Welt und mischte sich in die allergeheimsten Intriguen. Die Léti hatte ihn verschiedene Male, aber vergeblich, bitten

lassen, diese Galerie reinigen zu lassen. Eines Morgens ließ sie ihn also rufen und machte ihn erbärmlich herunter, der andere ermangelte nicht zu antworten, und, hätte man sie nicht getrennt, so würden sie sich wahrscheinlich bei den Köpfen genommen haben. Eversmann schwor ihr Rache und suchte sie einige Tage darauf bei dem Könige zu verläumden.

Eines Abends fing der König, der wahrscheinlich mit der Léti Händel suchen wollte, an, mich über den Katechismus zu examinieren. Ich antwortete sehr gut auf alle seine Fragen; endlich fiel es ihm aber ein, mich die zehn Gebote und den Glauben aufsagen zu lassen; ich verwirrte mich darin und konnte nicht damit zu stande kommen. Er geriet in einen ungeheuren Zorn gegen mich, obschon er an mir etwas zu tadeln gesucht hatte, um mit der Léti zanken zu können. Auf diese und meinen Lehrmeister fiel nun das ganze Ungewitter seines Zorns, er befahl der Königin fortan mehr Aufmerksamkeit auf meine Erziehung zu geben und bei allen meinen Lehrstunden gegenwärtig zu sein. Die sechs Monate meiner Krankheit hatten mich sehr zurückgebracht, drei Monate war ich abwesend gewesen, und dann war auch die Menge Sachen, die ich auswendig lernen mußte, daran schuld, daß ich eine über die andere vergaß. Den andern Tag ließ die Königin die Léti rufen und wusch ihr tüchtig den Kopf, sie verbot ihr sogar im Namen des Königs keine Besuche mehr von den Kavalieren anzunehmen, auch selbst nicht von geistlichen Herren. Das war ein Donnerschlag für sie, statt aller Antwort hielt sie sich an Schimpfreden gegen mich, und spielte mir so viele üble Streiche wie möglich.

Ich erhielt nun eine neue Strafpredigt. Die Königin sagte mir: daß sie mich wohl würde zu meiner Pflicht zurückzubringen wissen, und mich fortan mit der größten Strenge behandeln würde. So jung ich war, dachte ich doch über die Handlungsweise nach. „Verdient ein Gedächtnisfehler, sagte ich zu mir selbst, diese Mißhandlung? und was kann die Königin mehr von mir fordern, als was ich geleistet habe? sie ist durch das Vertrauen, das sie mir bezeigt hat, an dem Kummer und Schlägen schuld, die ich täglich leiden muß; ich habe der Léti auf ihren Befehl mißtraut, und so wird mein Vertrauen in sie gelohnt. Nun sie zornig gegen mich ist, nimmt

sie die Partei der Léti und predigt mir Grundsätze, die denen, die sie mir gab, ganz entgegen sind."

Meine ganze Lebensweise wurde nun verändert. Früh um acht Uhr fingen meine Lehrstunden an, und, die Essenszeit ausgenommen, ging das ununterbrochen bis abends zehn Uhr fort. Nachmittags nahm ich sie in dem Zimmer der Königin, die nie mich zu schelten ermangelte, wenn ich bei meinem Hersagen nur eine Silbe vergessen hatte. Ich weinte alle Nächte, wurde furchtsam, schüchtern und trübsinnig; alle meine Lebhaftigkeit verschwand, so daß ich nicht mehr zu erkennen war. Die Vorsehung wollte mich von meiner frühesten Jugend an zu den Leiden und Unannehmlichkeiten dieses Lebens durch Geduld vorbereiten, und mich zu Betrachtungen führen, an denen mich meine zu große Lebhaftigkeit vielleicht verhindert hätte.

Dieses Leben dauerte über drei Monate. Da der König diese ganze Zeit über in Berlin und ich bei meiner Mutter in Ungnade gewesen war, hatte sie nicht mit mir gesprochen. Wie er aber abgereist war, und meine Mutter Appartement bei sich hielt, nahm sie mich eines Tages bei Seite und sagte mir: ich sollte mich erinnern, was sie mir anvertraut hätte; sie habe vergessen, mir alle Personen zu nennen, die ihre Feinde wären; nun nannte sie mir dieselben, und drei Viertel von Berlin waren darunter begriffen; mit allen diesen Personen sollte ich nicht umgehen, und, wenn sie ihr den Hof zu machen kämen, nicht einmal mit ihnen sprechen. Es ist hinreichend, sagte sie, wenn du ihnen eine Verbeugung machst, mehr bedarf es nicht; aber ich verbiete dir ausdrücklich, irgend jemand zu sagen, daß ich es dir befohlen habe. Ich gehorchte pünktlich, und zog mir den Haß der ganzen Stadt zu; man hieß mich stolz, hochmütig, man beschuldigte mich, keine Lebensart zu haben. Meiner Mutter großer Fehler war dieses argwöhnische Wesen; sie that einer Menge von Menschen damit Unrecht.

Die Léti merkte indessen wohl, daß es die Königin sei, welche mich von ihr entfernte. Da sie keine Besuche mehr in ihrem Zimmer annehmen durfte, und also keine Mittel mehr hatte, ihre Liebes- und Staats-Intriguen fortzusetzen, machte ihr ihre Lebensweise Langweile; daß meine Heirat mit dem Markgrafen von Schwedt abgebrochen sei, machte ihr auch

bittern Kummer. Seit der Geschichte der Frau von Blaspeil war der Kredit des Fürsten von Anhalt auch sehr gesunken, sie erhielt keine Geschenke mehr, die schönen Versprechungen, welche man ihr gemacht hatte, waren wie ein Dunst zerflossen, und alle Mittel ihren Ehrgeiz zu befriedigen, verloren. Sie schrieb also an Mylady Arlington und bat sie, ihr den Titel meiner Hofmeisterin mit den Vorrechten einer Frau von Stande zu verschaffen, könnte das aber nicht sein, so möchte sie ihr zu derselben Stelle bei den Prinzessinnen von England verhelfen. Mylady sandte ihr einen Brief, der ausdrücklich dazu eingerichtet war, der Königin gezeigt zu werden; er enthielt große Versprechungen über ihre Anstellung in England, und drückte das größte Erstaunen aus, daß eine Person von so ausgezeichneten Verdiensten und Fähigkeiten wie sie, auf solchem niedrigen Fuße behandelt würde. Sie sollte der Königin nur diese Vorschläge machen, und im Fall, daß man sie nicht annähme, würde sie in England ein Glück finden, daß ihr bald die in Berlin zurückgelassenen Vorteile vergessen machen könnte. Das alles war ein abgekartetes Spiel, um der Königin Angst zu machen, lauter leere Worte ohne Wirklichkeit.

Die Léti schickte der Königin dieses Schreiben der Lady Arlington, und begleitete es mit einem höchst unverschämten Brief, in welchem sie auf die Bewilligung ihrer Forderungen oder auf ihren Abschied drang. Meine Mutter nahm dieses Betragen sehr übel auf. Ihren Abschied hätte sie ihr sehr gerne gegeben; da sie aber von Lady Arlington begünstigt ward, die einen großen Einfluß bei dem Könige von England hatte, fürchtete sie die bösen Streiche, welche sie ihr dort spielen könnte. Sie ließ ihr also durch mehrere Personen von diesem Vorhaben abraten, da sie aber eigensinnig darauf beharrte, beschloß sie dem Könige, der noch denselben Tag ankommen sollte, den Brief zu zeigen, Ehe dieses geschah, sprach sie mit mir von der Sache und fragte mich: ob ich nicht recht froh sein würde, sie loszuwerden? Der Gedanke brachte mich zur Verzweiflung; ich bat und beschwor sie knieend und unablässig, bis sie mir endlich versprach, am folgenden Tag mit dem Könige zu sprechen, aber nur unter der Bedingung, daß ich die Léti zwischen heut und morgen von ihren Forderungen

abwendig machen würde. Sobald ich in meinem Zimmer war, sprach ich mit diesem Mädchen und suchte sie durch Liebkosungen und Bitten zu gewinnen; mochte sie nun mein gutes Herz und meine Thränen bewegen, oder war sie selbst froh, unter diesem Vorwand zurücktreten zu können; ich erhielt endlich von ihr, daß sie der Königin einen zweiten Brief schrieb, worin sie dringend bat, dem Könige jenen ersten nicht zu zeigen. Unsere Freundschaft dauerte nicht lange; nach vierzehn Tagen gingen die Faustschläge von neuem an, nun war es kein Jähzorn mehr, sondern sie hatte einen unversöhnlichen Haß auf mich geworfen.

Drei Monate gingen so vorüber, und erst im März 1721 beschloß die Léti in vollem Ernste mich zu verlassen. Lady Arlington riet ihr, ihren Abschied zu fordern und versprach ihr ihren Schutz. Sie schrieb also zum dritten Mal an die Königin und forderte den Titel meiner Hofmeisterin, nebst den damit verbundenen Vorrechten; unter andern forderte sie einen Platz an der königlichen Tafel — eine Ehre, die, wie sie sagte, wirklich nicht sehr groß sei, da lumpige Offiziere, die sie aber sehr unter sich ansähe, an derselben aufgenommen wären. Die Frau von Rocoule war beim Empfang dieses Briefes gegenwärtig, und die Königin teilte ihr denselben mit. Wie können sie aber anstehen, sagte diese Dame, nachdem sie ihn gelesen hatte, zur Königin, ihr den Abschied zu geben? Ist es denn Ihrer Majestät nicht bekannt, wie sie die Prinzessin behandelt? Mich soll's nicht wundern, wenn man sie Ihnen nächstens mit zerbrochenen Rippen oder zerschlagenen Armen und Beinen herbei bringt. Das arme Kind leidet ein wahres Martertum, und zum Beweise haben Ihre Majestät nur die Güte, ihre Kammerfrauen zu fragen, Sie werden hören, welche Auftritte es täglich giebt. Die Königin ließ sie sogleich rufen, und sie entschuldigten sich, sie nicht früher benachrichtigt zu haben, weil die Léti ihnen gedroht hätte, daß ihr Einfluß die Oberhand behalten würde. Auf diese Aussage beschloß die Königin, gleich nach des Königs Zurückkunft nach Berlin mit ihm zu sprechen, und mir aus Furcht, daß ich Hindernisse in den Weg legen möchte, gar nichts von der Sache zu sagen.

Mein Vater kam Anfangs April nach Berlin zurück, und

nun teilte ihm die Königin sogleich den Brief der Léti mit. Er war über die darin enthaltenen Unverschämtheiten so erzürnt, daß er sie, ohne die Bitten der Königin, in der ersten Aufwallung nach Spandau geschickt hätte. Nun erhielt sie nicht allein ihren Abschied, sondern auch das Verbot, in seiner Gegenwart zu erscheinen.

Meine Eltern gingen jetzt über die Wahl einer Person zu Rate, der sie meine Erziehung anvertrauen konnten. Der König ernannte hierzu sogleich Fräulein von Sonnsfeld, die zweite Hofdame der Königin; sie hatte der verstorbenen Königin, meiner Großmutter, bis zu ihrem Tode gedient und war eine Person von ganz entschiedenem Verdienst. Dieses Wort sagt genug. Der Verfolg meiner Geschichte wird sie hinlänglich kennen lehren, sie hat sich in allen schwierigen Fällen ihres Lebens nie verleugnet, sie ist noch bei mir und ihre Anhänglichkeit an mich ist sich immer gleich. Die Königin war mit dieser Wahl nicht zufrieden, sie hatte Fräulein von Sonnsfeld in dem sehr unbegründeten Verdacht, in Grumkow's Komplott gegen die Blaspeil verwickelt zu sein. Wen sie mir geben wollte, habe ich nie erfahren, aber sie gab dem Könige nur erst nach langem Wortwechsel nach.

Von all diesem wußte ich nichts, denn ich war nicht mit bei der Unterredung gewesen, aber mein Bruder hatte sie angehört, und erzählte mir sogleich alles wieder. Die Nachricht that mir so weh, daß die Königin, wie sie wieder in ihr Zimmer kam, mich in vollen Thränen fand. Nun, rief sie, das ist wahrlich ein großes Unglück, die Léti zu verlieren! Hat sie dir etwa noch nicht Schläge genug gegeben? Ich warf mich ihr aber zu Füßen und beschwor sie, ihren Ausspruch zurückzunehmen; sie sagte aber: das sei alles umsonst, ich möchte mich darein schicken. Meine Eltern hatten viele Mühe, Fräulein von Sonnsfeld zu dem ihr vorgeschlagenen Amte zu bereden; nur die Drohungen des Königs schienen sie endlich zu bewegen, und so trat sie am dritten Ostertag ihr Amt bei mir an.

Das Unglück der Léti machte mich indessen untröstlich. Ich that alles Mögliche, um ihr meine Freundschaft zu bezeigen, großmütig gab ich ihr alle meine Kleider, und alles,

was sie außer dem, was ihr die Königin gab, an Kleidung, Kleinodien und Silber von mir erhielt, belief sich über 5000 Thaler; so daß mich auch die Königin nach ihrer Abreise ganz neu kleiden mußte.

Ich gewöhnte mich leicht an meine neue Erzieherin. Fräulein von Sonnsfeld hatte der Königin vorgestellt, daß man mich mit Sanftmut leiten und durch Ehrgeiz anspornen müsse; nach allem, was ich gelitten hätte, bedürfe ich bei meiner großen Schüchternheit Aufmunterung. Da sie der König unterstütze, ließ ihr die Königin freie Hand, und ich begann mich nach und nach zu verändern; sie lehrte mich wahre Empfindungen kennen; ich lernte nun mit Vergnügen, gewann Geschmack an der Lektüre, und bald wurde sie meine Lieblingsbeschäftigung. Zu meinen übrigen Lehrern kam jetzt noch einer für die englische und italienische Sprache; ich kannte die alte und neue Geschichte, die Erdbeschreibung, die Anfangsgründe der Philosophie und die Musik verstand ich gründlich, kurz, ich machte sehr schnelle Fortschritte.

Dieses ganze Jahr und die Hälfte des darauf folgenden Jahres 1722 fiel nichts Merkwürdiges vor, als daß die Königin von einem Prinzen entbunden ward, den man August Wilhelm nannte.

Unter dem Gefolge der verstorbenen Königin, meiner Großmutter, war eine gewisse Pölnitz, sie war Hofdame gewesen und der Königin Liebling. Dieses Mädchen hatte ihr Ansehen nicht verdient, sie hatte Verstand und Lektüre, aber einen intriguanten Geist, und eine so böse Zunge, wie es je eine gegeben hat; auch behauptete der böse Leumund des alten Hofes, daß sie der Göttin der Liebe fleißig geopfert hätte. Seit dem Tode der Königin lebte sie von einem Jahresgehalt, welches ihr der König von England aus Pietät für seine Schwester auszahlen ließ, in Hannover. Diese kam jetzt, um ihre Familie zu besuchen, nach Berlin. — Doch vorher muß ich noch kurz den Hof von England erwähnen.

Der König war ein Fürst, der sich etwas darauf einbildete, römische Gesinnungen und besonders eine große Standhaftigkeit zu haben; da sie aber nicht auf wahren Grundsätzen beruhte, ward sie eher ein Laster als eine Tugend. Er hatte

kaltes Blut und erzürnte sich nie; er war gerecht und billig, aber geizig bis zum Uebermaß, sein Verstand war mittelmäßig, sein Aeußeres kalt; er sprach wenig und gab rauhe Antworten. Seine Günstlinge und Maitresse beherrschten ihn. Diese letztere war aus der Familie Schulenburg; nach des Königs Thronbesteigung nahm sie in England den Titel einer Herzogin von Kendale, in Deutschland den einer Prinzessin von Eberstein an. Die Prinzessin von Wales hatte einen durch die Wissenschaften und Lektüre gebildeten Geist, und war sehr fähig zu den Geschäften. Ihr freundliches, verbindliches Betragen zog ihr anfangs alle Herzen zu, bei näherer Beobachtung fand man sie aber falsch, stolz und ehrgeizig. Ihr Charakter glich dem der Agrippina, sie hätte auch wie diese Prinzessin gesagt: „mag alles untergehen, wenn ich nur regiere." Der Prinz von Wales hatte so wenig wie sein Vater, ein überlegenes Genie; er war jähzornig, lebhaft und rachsüchtig, dabei unerträglich geizig und stolz. — Die Herzogin von Kendale war ein gutes Weib, sie hatte weder Laster noch Tugenden; die meisten Leute glaubten sie mit dem Könige verheiratet; ihr ganzes Bemühen ging dahin, ihren Einfluß zu behalten, alle, die ihr entgegen waren, zu entfernen und zu verhindern, daß niemand sie aussteche. Mylady Arlington war des verstorbenen Kurfürsten von Hannover und der Gräfin von Platen natürliche Tochter, also des Königs uneheliche Halbschwester; sie hatte viel Verstand, aber er war nur auf das Böse gerichtet, daneben fröhnte sie den abscheulichsten Lastern. Diese drei Weiber, wie feindselig sie auch unter einander lebten, vereinigten sich doch in einem Punkt, und das war: den Herzog von Glocester keine Prinzessin, die weder aus einem großen Hause sei, noch Verstand habe, heiraten zu lassen. Da sie von meinen artigen Antworten gehört hatten, und man ihnen meinen Geist anpries, waren sie gegen mich eingenommen, und das um so mehr, als sie alle drei geschworene Feindinnen meiner Mutter waren; denn diese hatte sie bei mehreren Gelegenheiten nicht so geschont, wie es die Politik erforderte.

Die Pölnitz nun, denn zu der komme ich wieder zurück, — war die Kreatur der Mylady Arlington. Da der König im nächstfolgenden Jahre nach Deutschland kommen sollte,

schickte sie dieselbe nach Berlin, um dort ihre Rolle zu spielen. Besser hätte sie ihr Werkzeug nicht wählen können! Die Königin empfing sie so gnädig wie möglich, und einen Augenblick nachher stellte sie sie mir vor. Ehe sie mich noch angesehen hatte, fing sie an, mich von den Füßen bis zum Kopfe zu mustern; „Ei, mein Gott, Ihro Majestät," sagte sie zur Königin, „wie übel präsentiert sich die Prinzessin! Sie steckt ja ganz in den Schultern und ist ungeheuer dick für eine junge Dame." Ich war über diesen schönen Anfang ganz verstummt, er benahm mir alle Fassung und machte es mir unmöglich ein Wort vorzubringen. Die Königin selbst war bestürzt, sie antwortete ihr aber doch: „was ihre Art sich zu präsentieren betrifft, so kann ich nichts dagegen einwenden, aber ihre Gestalt ist fehlerlos und wird sich schon bilden, wenn sie mehr in die Höhe wächst; wenn Sie sie aber sprechen, werden Sie sehen, daß sie nicht so, wie sie glauben, aus lauter Materie besteht." Nun nahm mich die Pölnitz sogleich bei Seite und stellte mir hundert Fragen, die sich für ein Kind von vier Jahren geschickt hätten, aber nicht für mein Alter. Das verdroß mich denn so, daß ich endlich gar nicht mehr zu antworten beschloß. Nun stürmte von Seiten meiner Mutter eine ganze Legion von Vorwürfen auf mich ein, die so lange dauerten, als die Pölnitz in Berlin war. Sie suchte unaufhörlich, mir etwas anzuhängen. Eines Tages sprach man vom Gedächtnis; die Königin sagte, das meinige sei ganz unvergleichlich. Die Pölnitz lächelte auf eine boshafte Art, die wohl zu verstehen gab, daß sie daran zweifelte. Unwillig schlug ihr die Königin vor, mich auf die Probe zu setzen, ob ich nicht in einer Stunde hundert und fünfzig Verse auswendig lernte. Gut, antwortete die Pölnitz, sie mag ihr Lokalgedächtnis einmal versuchen, ich will wetten, sie behält das nicht, was ich ihr aufschreibe. Die Königin bestand auf ihrer Behauptung, ließ mich rufen und sagte mir heimlich, daß sie mir alles Vergangene verzeihe, wenn sie durch mich die Wette gewinnen würde. Was nun das Lokalgedächtnis war, wußte ich gar nicht, ich hatte nie davon reden hören. Die Pölnitz schrieb mir indessen auf, was ich lernen sollte — es waren fünfzig abgeschmackte Namen ihrer eigenen Erfindung, alle numeriert; sie las sie mir zweimal vor, sagte bei jedem

die Nummer und darauf mußte ich sie sogleich auswendig hersagen. Die erste Probe glückte mir sehr gut, nun verlangte sie aber eine zweite, indem sie die Namen außer der Reihe fragte und nur die Nummer nannte. Auch dies gelang zu ihrem großen Verdruß. Nie habe ich aber auch mein Gedächtnis so angestrengt; dennoch konnte sie sich nicht überwinden, mir ein Wort des Lobes zu sagen.

Fräulein von Sonnsfeld, die mit ihr zusammen Hofdame gewesen war, und ihre Bosheit kannte, tröstete mich aus allen Kräften über meinen Verdruß, sie sprach sogar mit der Königin darüber und versicherte ihr: dieses Mädchen hätte nur an allen meinen Handlungen etwas zu tadeln gesucht, es müßte durchaus etwas anderes dabei zu Grunde liegen.

Kurz nach der Abreise der Pölnitz kam eine andere hannöversche Dame nach Berlin, eine Schwester der Frau von Konnken; sie nannte sich Brunow und war Hofmeisterin der Königin. Sie war ein gutes, aber grundeinfältiges Geschöpf. Sie richtete an ihre Schwester viele Fragen über mich, und diese Dame, die mich stets sehr lieb gehabt hat, sagte ihr mehr Gutes von mir, als ich verdiente. Die Brunow schien sehr erstaunt und sagte: zwischen Verwandten könnte man wohl aufrichtiger sein. Auf Frau von Konnkens Frage: was das bedeuten solle? sagte sie: „das bedeutet, daß Eure Prinzessin so böse ist, wie der Teufel, daß sie ihre Leute täglich prügelt, stolz und hochmütig ist, und dabei so verwachsen, daß sie hinten und vorn einen Buckel hat.“ Die Hofmeisterin erklärte ihr, was zu diesem Geschwätz hätte Veranlassung geben können, daß es aber ziemlich gleichgültig sei, da man es jeden Augenblick widerlegen könne. Wenige Tage darauf kam Fräulein von Brunow zu mir und war sehr erstaunt, mich von der erhaltenen Beschreibung ganz verschieden zu finden. Dennoch hatte sie keine Ruhe, als bis man mich vor ihren Augen aufgeschnürt hatte; und um sie zu überzeugen, daß ich keinen Buckel habe, mußte ich mich von ihr von hinten und vorn besichtigen lassen. Diese Schau wurde von mehreren Weibern, die aus Hannover kamen, mehr wie einmal wiederholt, und machte mich fast wütend, ja das ganze Jahr ging damit hin die Musterung meiner kleinen Person zu unternehmen.

Das Jahr 1723 war interessanter. Der König von England kam, in Begleitung der Herzogin von Kendale und Mylady Arlington nach Hannover; die Léti war in Myladys Gefolge, denn sie lebte nur von ihrer Güte. Mein Vater, der damals meine Heirat mit dem Herzog von Glocester beabsichtigte, begab sich bald nach Ankunft dieses Fürsten nach Hannover. Während seines ganzen Aufenthalts vertrugen sie sich sehr gut. Nach seiner Rückkehr ging meine Mutter ebenfalls dahin, und ward vom Könige mit geheimen Instruktionen versehen, die sie in Stand setzten, den Allianztraktat, der meine und meines Bruders Heirat besiegeln sollte, abzuschließen. Die Königin fand den König, ihren Vater, sehr geneigt, die Allianz einzugehen, aber sehr wenig die doppelte Heirat zu schließen. Er antwortete hierüber auf eine Weise, welche bewies, daß er die Verbindung mit meinem Bruder sehr gern sehen würde, aber in Rücksicht der meinen nicht wüßte, ob meine Laune und mein Charakter dem Herzog, seinem Enkel, angemessen sein würde. Voll Verzweiflung über diese Antwort, wandte die Königin alles an, um die Herzogin von Kendale in ihr Interesse zu ziehen; es gelang ihr auch so gut, daß ihr diese gestand, das Betragen des Königs rühre von den übeln Eindrücken her, welche man ihm über mich beigebracht hätte. Nach vielen Bitten gestand sie ihr, daß die Léti ein solches Bild von mir entworfen hätte, daß es einen Mann wohl vom Heiraten abschrecken könnte; sie habe mich, sagte sie, zum Fürchten häßlich und verwachsen geschildert, und so bös wie häßlich, dergestalt, daß mir meine ungeheure Heftigkeit beinahe täglich epileptische Zufälle zuzöge. Da können nur Ihre Majestät selbst denken, setzte sie hinzu, ob der König diese Heirat zugeben kann; um so mehr, da die Pölnitz alle diese Dinge noch bekräftigt hat. Die Königin konnte ihren Unwillen nicht verbergen, sie erzählte ihre Geschichte mit der Léti, und ward von ihrem ganzen Gefolge so gut unterstützt, daß es ihr gelang, den übeln Eindruck vollständig auszulöschen. Die Herzogin beschloß nun, diese Sache selbst zu beendigen, damit man ihr ausschließlich die Verbindlichkeit dafür schulde; sie schlug der Königin vor, den König von England zu einem Besuch in Berlin zu bereden, wo er sich von den Vorurteilen gegen mich, die sie noch nicht

ganz aus seinem Geiste habe vertilgen können, durch seine eignen Augen heilen werde. Der Plan gelang so gut, daß seine Ankunft für den Oktober festgesetzt wurde.

Die Königin kehrte triumphierend nach Berlin zurück, und ward von meinem Vater, der sich unendlich freute, seine Wünsche endlich der Erfüllung nahe zu sehen, sehr wohl empfangen. Alles schwamm in Freude, nur ich war traurig und schwermütig, denn meine Mutter schalt mich den ganzen Tag, unaufhörlich warf sie mir vor, zu den Lügen der Léti Stoff zu geben. Ich war sehr fett und meine Gestalt war noch nicht ausgebildet, um mich nun um jeden Preis schmäler zu machen, schnürte sie mich so fürchterlich ein, daß ich weder essen noch trinken konnte. Was ich auch that, ermangelte sie nie zu sagen: die Manieren werden dem Herzog von Glocester nicht gefallen, das Betragen wird dir ihn nicht gewinnen — tausendmal lieber hätte ich die Schläge der Léti ertragen, als diese Reden, die mir einen ungeheuren Abscheu gegen diese Heirat einflößten. Eines Tages sprach ich mit meiner Hofmeisterin davon; ich bin in Verzweiflung, sagte ich, die Königin nicht befriedigen zu können; sie mißbilligt alles, was ich thue, und ich weiß nicht mehr, wie ich es ihr zu Dank machen soll. Ich unterwerfe mich ja allezeit ihrem Willen, aber es ist sehr hart für mich, immer hören zu müssen, daß dies und das dem Herzog von Glocester nicht gefallen würde; ich habe nie gehört, daß die Damen sich nach der Laune der Männer richten, ehe sie mit ihnen verheiratet sind, und begreife nicht, welchen Lärm die Königin wegen dieser Heirat macht. Ich halte mich für so gut, wie den Herzog von Glocester, und wenn die Königin mich glücklich machen will, muß sie mein Herz ebensowohl zu Rate ziehen, wie das des Herzogs. Ich kenne ihn nicht, und wer steht mir dafür, wenn ich ihn kenne, daß ich ihn leiden möchte? Sagen Sie das der Königin, und daß ich ihr Gehorsam leisten werde in allen Dingen, aber nie das Geringste thun, um ihrem Neffen zu gefallen. Fräulein von Sonnsfeld war sehr erstaunt über diese Rede, sie mißbilligte die Art, wie meine Mutter handelte, aber ändern konnte sie sie nicht; doch versprach sie mir, darüber mit ihr zu sprechen, und ihre Vorstellungen retteten mich eine Zeit lang vor diesen unangenehmen Vorwürfen.

Wenige Zeit darauf kam einer der Hofleute des Herzogs nach Berlin. Es war eben bei der Königin Appartement; er brachte mir sehr höfliche Empfehlungen von seinem Herrn, die ich mich begnügte, mit einer Verbeugung zu beantworten, worauf ich ihm einige allgemeine Fragen über den hannöverschen Hof stellte. Die Königin hatte dieser Unterredung aufgepaßt, und noch an demselben Abend hatte ich einen fürchterlichen Sturm auszustehen, denn sie warf mir, auf's heftigste zürnend, die Nachlässigkeit vor, mit der ich des Herzogs Kompliment beantwortet hätte. Ganz trostlos ging ich in mein Zimmer, schimpfte tapfer auf den Herzog und auf die Heirat, und versicherte, daß man meine Einwilligung so leicht nicht erhalten sollte.

Die Ankunft des Königs von England kam nun heran. Am sechsten Oktober gingen wir nach Charlottenburg, und am achten, um sieben Uhr abends, kam der König daselbst an. Der ganze Hof war versammelt, der König, die Königin und alle Prinzen empfingen ihn bei seinem Aussteigen aus dem Wagen; nachdem er den König und die Königin begrüßt hatte, ward auch ich ihm vorgestellt. Er umarmte mich nnd sagte nichts als: sie ist recht groß; wie alt ist sie? dann gab er der Königin die Hand und führte sie in ihr Zimmer, wohin alle Prinzen nachfolgten. Kaum war er hineingetreten, so nahm er eine Kerze, hielt sie mir unter die Nase und betrachtete mich von Kopf bis zu Füßen. Eine größere Verlegenheit wie die meine, kann man sich nicht denken! ich ward eins ums andere blaß und rot; und bei alledem sagte er kein Wort, meinen Bruder hingegen liebkoste er sehr; er sprach lange mit ihm, und ließ mir dadurch Zeit, mich wieder zu fassen.

Bald darauf verließ die Königin mit mir dieses Zimmer, um sich die englischen und deutschen Kavaliere, welche im Gefolge des Königs waren, vorstellen zu lassen. Nachdem sie sich mit ihnen unterhalten hatte, ließ sie mich ganz allein bei ihnen, und obschon ich sehr in Verlegenheit war, mich unter so vielen Männern zu befinden, zog ich mich doch recht gut aus der Sache. Ich fing mit Mylord Carteret und Townsend, den beiden Staatssekretären, eine Unterredung in englischer Sprache an, der ich mich so gut wie meiner Muttersprache zu bedienen verstand. Die Königin ließ mich diese Unterredung

länger als eine gute Stunde fortsetzen, dann holte sie mich ab und war sehr mit den Lobsprüchen zufrieden, die diese Herren mir beilegten. Die Engländer sagten: ich habe das Ansehen und Wesen einer Engländerin. Da sich diese Nation über alle anderen erhaben glaubt, so ist das die größte Schmeichelei, die sie jemand sagen können.

Der König von England legte seine Kälte und spanischen Ernst nicht ab, er sprach mit keiner Dame, sondern ließ es bei einem bloßen Gruße bewenden. Eine kleine Zeit, nachdem ich in das Zimmer, worin er sich befand, zurückgekommen war, fragte er meine Hofmeisterin: ob ich immer so ernsthaft und melancholisch sei? Sein Empfang und diese Frage, die ich hörte, flößten mir eine solche Furcht vor ihm ein, daß ich nie, so lange er in Berlin war, das Herz hatte, ein Wort mit ihm zu reden.

Endlich ging man zur Tafel. Die Königin hielt meist die ganze Zeit das Gespräch aufrecht, und wir saßen schon zwei Stunden, als Lord Townsend mich bitten ließ, es so einzurichten, daß die Königin die Tafel aufhebe, weil der König von England sich nicht wohl befände. Unter dem Vorwande, daß er ermüdet sein müßte, wollte sie es thun, aber er verweigerte es verschiedene Male, bis die Königin endlich, um die Komplimente abzukürzen, ihre Serviette hinlegte und aufstand. Kaum geschah das, so fing der König von England an zu wanken; der König, mein Vater, eilte, ihn zu unterstützen; mehrere Personen halfen ihm, und man hielt ihn noch so eine Weile unter den Armen — allein plötzlich gaben seine Arme nach, und hätten ihn die zwei Staatssekretäre nicht gehalten, so würde er einen fürchterlichen Fall gethan haben. Seine Perrücke lag auf der einen Seite, sein Hut auf der andern, und man mußte ihn am Boden niederlegen, wo er über eine Stunde blieb, ehe man ihn wieder zu sich selbst bringen konnte. Damals glaubte man fast allgemein, es sei ein Schlaganfall gewesen. Die angewandten Mittel riefen seine Besinnung nach und nach zurück; man bat ihn dringend, sich zur Ruhe zu begeben, aber er wolle nichts davon hören, bevor er nicht die Königin bis in ihr Zimmer zurück begleitet hätte.

Sein fernerer Aufenthalt ging unter Festen und Ver=

gnügungen hin. Täglich waren Konferenzen, welche den Allianztraktat und die doppelte Heirat zum Zweck hatten, die Unterzeichnung fand am zwölften desselben Monats statt, und am dreizehnten trat der König seine Rückreise an.

Mein Vater und meine Mutter sollten nach Ghör, einem Jagdschlosse nahe bei Hannover, zurückkehren; allein seit sieben Monaten war meine Mutter sehr kränklich, ihr Zustand war so wunderbar, daß sich ihn die Aerzte nicht zu erklären wußten. Am Morgen war ihr Leib sehr geschwollen, und abends verging diese Erscheinung. Eine Zeit lang hielt man es für eine Schwangerschaft, da aber ihr Leib nicht stärker ward, erklärte man es für irgend eine andere Unpäßlichkeit. Die Abreise des Königs nach Ghör war auf den achten November an so frühem Morgen festgesetzt, das wir schon Abschied von ihm genommen hatten, aber die Königin legte ihm ein Hindernis in den Weg. Sie wurde in der Nacht sehr krank, eine heftige Kolik, die sie befiel, veränderte sich bald in wirkliche Kindeswehen, und ehe eine Hebamme geholt werden konnte, ohne andere Hülfe, als die des Königs und einer Kammerfrau, ward sie von einer Prinzessin entbunden. Weder Wiege noch Windeln waren bei der Hand — nie hat es eine Verwirrung gegeben, als die in dieser Nacht! Einen Augenblick nach dieser Entbindung ließ man mich rufen, ich fand den König in der besten Laune der Welt, indem er sich über die Hülfeleistung, die er gethan hatte, fast tot lachte. Mein Bruder, der Herzog von Glocester, die Prinzeß Amalie von England und ich standen bei dem Kinde, das Anna Maria genannt ward, Gevatter.

Am Tage darauf reiste der König ab. Grumkow, der sich mit dem Könige von England versöhnt hatte, war mit in seinem Gefolge. Er blieb vierzehn Tage in Ghör, und wir hofften, ihn bei seiner Rückkehr recht vergnügt zu sehen — es war aber gerade das Gegenteil; ohne das Zimmer der Königin nur zu betreten, ließ er uns zu sich rufen; er empfing uns recht freundlich, aber ohne nach unserer Mutter zu fragen, speiste er mit uns zu Nacht und ging durch ihr Zimmer, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen. Bei Tisch war er sehr nachdenkend, so daß seine ganze Art zu handeln, meinen Bruder, mich und die ganze Gesellschaft in die größte Furcht setzte.

Die Unruhe der Königin ward um so größer, da der König nach aufgehobener Tafel wieder durch ihr Zimmer kam, ohne sie eines Wortes zu würdigen. Sie rief ihn nun auf das Zärtlichste an ihr Bett, aber statt aller Antwort erhielt sie einen Strom von Schimpfreden, Beleidigungen und Beschuldigungen über ihr Kindbett und ihre vorgebliche Untreue. Solche Behandlung hatte sie nicht erwartet: ihre Aufführung war immer so geregelt und streng, daß die schwärzeste Verläumdung nichts dagegen einzuwenden fand. Ihre Antworten brachten den König nur noch mehr auf, er geriet in eine so ungeheure Wut, daß er sich ohne die Vorsicht der Oberhofmeisterin, die ihn entfernte, zu sehr unangenehmen Ausschreitungen hätte hinreißen lassen. Am folgenden Morgen versammelte er seinen Arzt, seinen Oberchirurg Hetzendorf und Frau von Konnken, um den Fall, in welchem sich die Königin befand, in Ueberlegung zu ziehen. Alle nahmen ihre Partei mit so viel Lebhaftigkeit, daß sie des Königs Verdacht, den ihm, wie wir nachher erfuhren, Grumkow eingeflößt hatte, völlig zerstreuten. Er bat darauf die Königin um Verzeihung und der Friede war wieder hergestellt.

Im Anfang des Jahres 1724 fiel weiter nichts merkwürdiges vor, bis im Monat Juni, wo die beiden Höfe, der englische und preußische, uneins zu werden anfingen. Mein Vater kannte kein anderes Vergnügen, und hatte keine andere Leidenschaft, als Geld anzuhäufen und sein Regiment in Potsdam, dessen Oberst er sich nannte, zu vervollkommnen. Dieses Regiment bestand aus lauter Kolossen, deren kleinster sechs Fuß hatte, man suchte sie in aller Welt Enden zusammen, und die Werbeoffiziere nahmen sie mit Güte oder Gewalt auf fremdem Boden hinweg. Bis dahin hatte der König von England meinem Vater immer dergleichen Leute geschickt, allein das hannöversche Ministerium, das von jeher dem Hause Brandenburg abgeneigt war, wollte die Befehle des Königs, ihres Herrn, nicht vollziehen, in der Hoffnung, dadurch die Uneinigkeiten der beiden Höfe, von denen es immer seinen Vorteil zog, anzuschüren. Einige preußische Offiziere ließen sich's beikommen, ein Paar Leute mit Gewalt auf hannöverischem Boden wegzunehmen. Das machte außerordentliches Aufsehen.

Die Hannoveraner forderten Genugthuung, da sich aber der König nicht entschließen konnte, die Menschen zurückzugeben, entstand zwischen den beiden Fürsten eine Spannung, die, wie ich späterhin erzählen werde, in einen offenen Haß ausartete.

Um diese Zeit fing das Teufels-Reich an uneins zu werden. Die Geschichte war lustig genug und hätte uns lachen machen, hätte sie uns nicht so viel Kummer zugezogen. Bis dahin waren Grumkow und der Fürst von Anhalt vollkommen einig gewesen. Der Zweite hatte seinen Einfluß vollkommen beim Könige verloren, und ward nur noch wegen seiner tiefen Kenntnisse und seiner Erfahrungen in der Kriegskunst von ihm geschont; der Erste erhielt sich in Gunst; da er den Allianztraktat und die doppelte Heirat mit England nicht hatte hintertreiben können, bemühte er sich, sie zu einem günstigen Schlusse zu bringen, denn so hoffte er sich den Dank dafür, und die Geschenke, die bei solchen Gelegenheiten entfallen, zu erwerben. Es war ihm sogar gelungen, die Gunst der Königin gewissermaßen zu gewinnen. Aber das war alles bloße Verstellung. Der Fürst von Anhalt hatte eine seiner Töchter aus der Taufe gehoben, und er behauptete, daß er seiner Taufpathe bei dieser Gelegenheit 3000 Thaler zu ihrer Ausstattung versprochen hätte. Eben damals fand sich ein Freier für dieses Mädchen, und Grumkow schrieb dem Prinzen, um ihn an sein Versprechen zu mahnen; dieser leugnete es aber, ohne alle Umstände. Nun entstand ein Briefwechsel, dessen gegenseitige Unverschämtheit endlich so weit ging, daß einer dem andern sein vergangenes Betragen vorwarf.

Die Sache kam bald zu den Ohren des Königs; vergeblich wandte er alle Mühe an, sie zu versöhnen; der Fürst von Anhalt wollte von keinem Vergleiche hören; es blieb also nichts übrig, als den Degen entscheiden zu lassen. Unter tausend Eigenschaften, die der Inhalt dieser Memoiren hinlänglich dargethan hat, besaß Grumkow noch eine, die ich nicht erwähnt habe; er war ein ausgemachter Poltron. Sein großer Mut war bei der Schlacht von Malplaquet kund geworden. Damals warf er sich in einen Graben, und unter dem Vorwand, das Bein verrenkt zu haben, blieb er die ganze Schlacht durch darin liegen. Während der Kampagne von Stralsund

war der arme Mann so krank, daß er zu aller Welt Mitleid nie in einem Laufgraben sich blicken lassen durfte. Er hatte daher sehr wenig Lust, den Degen zu ziehen, und da der Zweikampf durch göttliche und menschliche Gesetze verboten ist, wollte er sich eine himmlische Krone erwerben, und ließ mutig jeden Schimpf über sich ergehen. Demzufolge machte er alle Schritte, um den Fürsten von Anhalt zu versöhnen; dieser aber, der die Schwäche seines Gegners kannte, blieb unerbittlich. Grumkow mußte endlich daran gehen und wählte den General von Seckendorf, seinen vertrauten Freund, zum Sekundanten. Nichts konnte lächerlicher sein, wie die Briefe, die dieser ihm, um ihm wieder Mut zu machen, schrieb. Der König legte sich dennoch ins Mittel, er berief einen Kriegsrat nach Berlin, der aus allen Generälen und Obersten seiner Armee zusammengesetzt war, um über ihren Streit zu entscheiden. Der größte Teil der Generäle war der Königin ergeben, sie intriguierte so geschickt, daß die Sache zu Grumkows Gunsten entschieden ward; der Fürst von Anhalt ging nach Dessau zurück und Grumkow blieb der Form nach einige Tage in seinem Hause verhaftet. Sobald er wieder frei war, ließ ihm der König, der im Stillen seine Hand im Spiele hatte, den Rat geben, sich zu schlagen. Sie zogen also beide den Degen, dann warf sich Grumkow dem Prinzen zu Füßen, bat ihn um Rückkehr seiner Gunst und Vergessen des Vergangenen; allein statt aller Antwort kehrte ihm dieser den Rücken zu. Seitdem blieben sie geschworne Feinde, und ihr Haß hat nur mit Grumkows Leben geendet. Die Königin beging einen schrecklichen Fehler, indem sie Grumkow beschützte; der Fürst von Anhalt hätte ihr viel mehr genützt; er war großmütig und ein aufrichtiger Freund; sein Charakter war viel besser, wie der des andern, seitdem hat er sich auch noch sehr zu seinem Vorteil geändert, und viele Menschen gaben seine bösen Handlungen Grumkows abscheulichen Ratschlägen Schuld.

Ich kehre nun zu meiner Lebensgeschichte zurück, die ich einige Augenblicke beiseite setzte, um diese Begebenheit im Zusammenhange zu erzählen. Der König von England kam in diesem Jahre wieder nach Deutschland, und der König, mein Vater, welcher sich schmeichelte, meine Heirat zustande zu bringen und ihre Vollziehung zu erreichen, begab sich nach Hannover,

wo man ihn sehr gut empfing. Bei seiner Rückkehr sandte er meine Mutter dahin, um an diese so sehr gewünschte Verbindung die letzte Hand zu legen. Ich war erst fünfzehn Jahre alt und der Herzog von Glocester siebzehn; unsere große Jugend gab den ersten Grund zur Verschiebung der Hochzeitsfeier; außerdem war die Sache dem Parlamente nicht vorgelegt worden; um aber seine Weigerung zu mildern, versicherte der König von England meiner Mutter, daß er vollkommen geneigt sei, uns bei seiner ersten Rückkehr nach Deutschland zu verbinden. Die Königin hatte nur sechs Wochen Urlaub gehabt, da sie aber ihr Vater so gütig behandelte und ihr so viel Liebe bezeigte, hoffte sie noch immer ihren Zweck zu erreichen; sie bat also meinen Vater, ihre Abwesenheit um vier Wochen verlängern zu dürfen, und versprach in dieser Zeit die Angelegenheit gewiß zustande zu bringen. Diese schönen Hoffnungen vermochten den König seine Erlaubnis zu geben, so lange in Hannover zu bleiben, wie sie es für gut hielt.

Während dieser Abwesenheit meiner Mutter war ich in Berlin bei dem Könige in sehr großer Gunst. Den ganzen Nachmittag schwatzte ich mit ihm und abends speiste er bei mir; er bezeigte mir sogar Vertrauen und unterhielt mich von Geschäften. Um mich noch mehr auszuzeichnen, befahl er ein Appartement zu halten, und wollte, daß man mich wie die Königin behandelte. Die Hofmeisterinnen meiner Schwester wurden angewiesen, mir täglich Bericht abzustatten und keinen Schritt ohne meinen Willen zu thun. Ich mißbrauchte alle diese Ehre keineswegs; so jung ich war, hätte ich der Erziehung meiner Schwestern vorstehen können; denn ich war so vernünftig, wie eine Person von vierzig Jahren nur immer sein kann.

Seit länger als einem Jahre ward ich von heftigen Kopfschmerzen geplagt; obschon mir die Schmerzen zuweilen sogar Ohnmachten zuzogen, durfte ich nicht in meinem Zimmer bleiben; die Königin war in diesem Stück gar zu hart; ich mußte sogar guter Laune sein, wenn ich wie auf der Folterbank litt. Sie hatte mir vor ihrer Abreise über diesen Gegenstand so strenge Befehle gegeben, daß ich mir die ganze Zeit ihrer Abwesenheit den schrecklichsten Zwang auferlegen mußte. Den

Tag vor ihrer Rückkehr überfiel mich endlich nachts ein so fürchterliches Fieber, mit heftigem Phantasieren und Kopfschmerz verbunden, daß die Aerzte sich nicht zu helfen wußten. Ich stieß lautes Geschrei aus, sechs Personen hielten mich, sonst hätte ich mich umgebracht. Man schickte dem Könige und der Königin sogleich Staffetten, um sie von meinem Zustand zu benachrichtigen. Die Königin langte am Abend in Berlin an; sie hatte nicht geglaubt, mich so schlecht zu finden, denn man fing an, an meinem Leben zu verzweifeln. Endlich brach ein Geschwür in meinem Kopfe auf und ergoß sich durch das Ohr. Da nun die Schmerzen und das Fieber nachließen, war ich in wenig Tagen außer Gefahr. Drei Tage nach meiner Mutter kam der König nach Berlin; er kam sogleich zu mir, und mein elender Zustand rührte ihn bis zu Thränen. Die Königin wollte er hingegen gar nicht sehen, sondern ließ alle Thüren, die mit ihrem Zimmer Verbindung hatten, versperren. Ihr langer vergeblicher Aufenthalt in Hannover und die eitlen Hoffnungen, mit welchen sie ihm über das Gelingen seiner Pläne geschmeichelt hatte, hatten ihn im höchsten Grade gegen sie erbittert.

Meine Mutter hatte einen sehr eifersüchtigen Charakter. Die Art, wie der König mich auszeichnete, brachte sie gegen mich auf. Eine ihrer Hofdamen, die Tochter der Gräfin von Finkenstein, die ich forthin, um sie von ihrer Mutter zu unterscheiden, die Gräfin Amalie nennen will, brachte sie gegen mich auf; dieses Mädchen hatte sich in einen der königlichen Minister, der Gesandter in England war, verliebt; er hieß Wallenrodt, war ein echter Geck und machte seinen Weg durch lauter Buffonnerien. Ihr Plan war bald entworfen; da sie meine Heirat für ausgemacht hielt, wollte sie sich bei dem Herzog von Glocester so einschmeicheln, daß sie zu meiner Hofmeisterin ernannt würde. Zu diesem Ende mußte aber meine jetzige beiseite geschafft werden, und also suchte man sie bei meiner Mutter zu verleumden, und sie mit ihr zu entzweien. Da sich die Gräfin Amalie bei dieser so gut eingeschmeichelt hatte, daß sie sich ganz von ihr beherrschen ließ, ward das sehr leicht. Ich hatte das Mädchen sehr lieb gehabt und war zum Teile schuld an ihrer Gunst, sie lohnte mir übel, denn sie brachte

die Königin gegen mich auf und zog mir unaufhörliche Verweise zu. Ich durfte in Gegenwart des Königs nicht mehr sprechen, noch ihn im Geringsten liebkosen, sonst warf mir die Königin sogleich vor, daß ich ihn lieber habe wie sie und daß, sobald ich nach ihr nichts frage, sie auch wohl ohne mich fertig werden könne.

Ebenso ging es auch meinem Bruder; der König brauchte ihm nur etwas zu befehlen, so ward es ihm von der Königin verboten. Das arme Kind wußte oft nicht was es thun sollte; da aber sein Hofmeister, der Graf von Finkenstein, eine Kreatur der Königin war, und ihm viel mehr Zärtlichkeit für sie einflößte, wie für seinen Vater, zog er die Befehle der Königin immer jenen vor. Dieses mußte einen so eigenwilligen Mann sehr beleidigen, und er fing also an, ihn unaufhörlich zu mißhandeln.

Im Anfang des Jahres 1726 kam die Königin mit einem Prinzen nieder, der den Namen Heinrich erhielt. Sobald sie wieder hergestellt war, begaben wir uns nach Potsdam. Ich kann nicht umhin, hier eine sehr lächerliche Sache, die mir begegnete, zu erwähnen. Wir führten das traurigste Leben von der Welt. Früh, so wie es sieben schlug, weckte uns die Uebung von dem Regimente des Königs auf, sie fand vor unseren Fenstern, die zu ebenem Boden waren, statt. Das ging unaufhörlich: Piff, Puff, und den ganzen Morgen hörte das Schießen nicht auf. Um zehn Uhr gingen wir zu meiner Mutter, und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mußten. Endlich kam die Tafelstunde. Das Essen bestand aus sechs kleinen, übel zubereiteten Schüsseln, die für vier und zwanzig Personen hinreichen mußten, so daß die meisten vom Geruche satt werden mußten. Am ganzen Tisch sprach man von nichts, als von Sparsamkeit und Soldaten. Die Königin und wir, unwürdig den Mund aufzuthun, hörten den Orakelsprüchen mit demütigem Stillschweigen zu. Nach aufgehobener Tafel setzte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl, der so hart wie ein Esel war, und schlief zwei Stunden; doch vorher gab es immer für die Königin oder uns einige unangenehme Reden. So lange der König schlief, arbeitete ich, sobald er aufwachte,

ging er fort; die Königin begab sich dann in ihr Zimmer zurück, wo ich ihr bis zu des Königs Rückkehr vorlesen mußte. Er blieb nur einige Augenblicke und ging dann in die Tabagie. Diese Zeit war zu meiner Erholung bestimmt; ich liebte die Musik sehr, übte mich und machte Fortschritte in ihr. Um acht Uhr speiste man zu Abend; der König wohnte der Tafel bei, von der man meistens hungrig wieder aufstand. Bis vier Uhr des Morgens kam der König selten aus der Tabagie zurück, und so lange mußten wir ihn erwarten. Die Königin spielte mit ihrer und meiner Hofmeisterin, welches die einzigen Damen waren, die uns umgaben, Karten, und ich blieb mit meiner Schwester allein. Da ihr Alter mit dem meinen in gar keinem passenden Verhältnisse stand, blieb mir kein anderer Zeitvertreib übrig als meine Bücher. Ich hatte eine kleine Bibliothek, die in allen Betten, unter allen Tischen versteckt war, denn der König, der alle Wissenschaften verabscheute, wollte durchaus nicht, daß ich mich anders, als mit weiblichen Arbeiten und Haushalt, beschäftigen sollte. Würde er mich je lesend oder schreibend gefunden haben, so hätte er mich vielleicht durchgepeitscht, und so hätte ich meiner Mutter, die mich mehr und mehr aufforderte, meinen Geist zu bilden, großen Kummer gemacht.

Mein Bruder, der bei meinem Vater in Ungnade war, blieb im Jahre 1726 in Berlin, der König war ungemein gegen ihn aufgebracht, und drückte sich eines Tages auf eine so heftige Art gegen ihn aus, daß wir für das arme Kind zitterten. Er sagte: er wollte ihn in einen Kerker sperren und ihn enterben, den Grafen von Finkenstein, seinen Hofmeister, fortjagen, und ihn so behandeln, daß er wahrnehmen sollte, was ein ungehorsamer Sohn verdiene. Aus einem andern als des Königs Munde hätten diese Reden wenig Eindruck auf uns gemacht, aber seine Heftigkeit war uns zu wohl bekannt, als daß wir ihre traurigen Folgen nicht hätten fürchten sollen. Der hauptsächliche Gegenstand seines Zorns war die Beharrlichkeit, mit welcher mein Bruder sich zu unterwerfen weigerte — und das war gar nicht des armen Prinzen Schuld, die Königin hatte es ihm verboten. So schimpfte der König fort bis zum Abend, wo er endlich in seine Rauchgesellschaft ging und dabei

sagte, daß er nicht zu Abend essen wollte. Sobald wir in der Königin Zimmer zurückgekehrt waren, befahl sie mir, ihm alles Vorgefallene zu schreiben und den Entwurf eines Briefes beizulegen, in dem er den König um Verzeihung bat. Ich war ruhig mit Schreiben beschäftigt und fast fertig, als ich den König kommen hörte — denn er hatte einen so schweren Schritt, daß es immer klang, als sei er gestiefelt. Mein Schreck war unbeschreiblich! Doch verlor ich den Kopf nicht, sondern steckte meinen Brief hinter ein chinesisches Kästchen, das mir zur Seite stand, und meine Hofmeisterin brachte die Federn und das Sandfaß in Sicherheit. Da der König schon im Zimmer war, hatte ich nur noch Zeit, das Tintenfaß in meine Tasche zu stecken, wo ich es mit der Hand hielt. Das alles war die Sache eines Augenblicks. Der König sagte der Königin einige Worte und nahte sich dem chinesischen Kästchen. Das Ding ist sehr schön, sagte er zur Königin, ich schenke es Ihnen, zugleich zog er am Schloß, und ich sah den Augenblick, wo mein Brief herunterfallen und entdeckt werden würde. Halb tot vor Schrecken zog ihn die Königin auf die andere Seite und zeigte ihm ihren kleinen Hund und den meinigen; sehen Sie, sagte sie, meine Tochter behauptet, ihr Hund sei viel hübscher wie der meine, seien Sie doch Schiedsrichter. Er lachte und fragte: ob ich meinen Hund sehr lieb hätte? Wohl! antwortete ich, denn er hat viel Geist und Verdienste. Meine Antwort machte dem Könige so viel Freude, daß er mich mehrere Male in die Arme schloß, und ich — o unseliges Schicksal! mußte das Tintenfaß fahren lassen, daß sich sogleich über alle meine Kleider und den Fußboden ergoß. Ich rührte und regte mich nicht. Glücklicher Weise befreite uns der König aus der peinlichen Verlegenheit, indem er fortging. Die Tinte war mir bis auf's Hemd durchgedrungen, ich mußte gelaugt werden, und wie die Gefahr vorüber war, machte uns der Vorfall herzlich lachen.

Indes versöhnte sich der König mit meinem Bruder, der wenige Tage darauf nach Potsdam abging. Er war der liebenswürdigste Prinz, den man sehen konnte, schön, hübsch gewachsen, voll Geistesüberlegenheit nnd mit allen Eigenschaften, die einen vollkommenen Fürsten zieren, versehen.

Jetzt komme ich zu ernsthafteren Umständen, die an allen

den grausamen Unfällen schuld sind, die den teuren Bruder und mich nachmals betrafen. Seit dem Jahre 1717 hatte der Kaiser in Ostende einer kleinen Stadt in den Niederlanden, eine ostindische Kompagnie gebildet. Sie fing ihren Handel mit zwei Schiffen an, aber ungeachtet aller Hindernisse, die ihr die Holländer in den Weg legten, war ihr Vorteil sehr groß. Der Kaiser hatte ihr, mit Ausschluß aller seiner andern Unterthanen, auf dreißig Jahre das Privilegium, nach Afrika und Ostindien zu handeln, erteilt. Da der Handel eines der wirksamsten Mittel zum Flor des Staats ist, hatte der Kaiser im Jahre 1725 einen geheimen Allianztraktat mit Spanien gemacht, in welchem er sich verband, Gibraltar und Port-Mahorn den Spaniern zu verschaffen. Außer dieser Allianz ward bald darauf auch ein Handelstraktat mit dieser Nation geschlossen, dem nachdem auch die russische Kaiserin beitrat. England, Holland und Frankreich blieben diese geheimen Verhandlungen des Wiener Hofes nicht lange verborgen; schon der Ostender Handel hatte die beiden Seemächte angegriffen, da nun die größte Stärke dieser Mächte im Handel beruhte, urteilten sie leicht, daß der Wiener Traktat ihren Untergang zur Absicht habe. Um sich den ehrgeizigen Absichten des Spanischen und Wiener Hofes zu widersetzen, schlossen sie also mit Frankreich, Preußen, Dänemark und Schweden ein neues Bündnis, und eben dieses Bündnis war es, was, wie ich oben erwähnte, in Charlottenburg unterzeichnet worden war.

Da der Kaiser wohl einsah, daß er der Vereinigung so furchtbarer Mächte nicht widerstehen könnte, that er sein Möglichstes, um sie zu entzweien. Er fand aber allenthalben einen so lebhaften Widerstand, daß er zu andern Maßregeln genötigt worden wäre, hätte ihn nicht der schon erwähnte Graf Seckendorf gleichsam aus der Verlegenheit gezogen. Dieser war Grumkow's genauester Freund, er kannte ihn sehr gut und wußte, daß Ehrgeiz und Eigennutz ihn zu jedem Schritte verleiten könnten. Schon im vergangenen Jahre hatte er ihm über die traurige Lage des Kaisers und sein Bedürfnis, vom König unterstützt zu werden, geschrieben, und diese Briefe mit Geschenken und Versprechungen begleitet, die ein so feiles Gemüt, wie das seinige, der größten Versuchung aussetzen mußten.

Wie ich oben gesagt habe, fing die Innigkeit der beiden Höfe von England und Preußen schon seit dem Jahre 1725 an, zu erkalten; außerdem war auch mein Vater über die Verzögerung meiner Heirat sehr empfindlich. Grumkow sagte ihm unaufhörlich: der König von England suche ihn nur hinzuhalten, er habe diesen Schritt nur gethan, um seinen Endzweck zu erreichen, und ihn für seine Partei zu gewinnen: sobald er seiner nicht mehr nötig hätte, würde er die Maske abwerfen, und sich um sein gegebenes Wort nicht mehr bekümmern. So hatte er des Königs Gemüt schon von weitem her vorbereitet, in den Bruch des Traktates zu willigen. Dem König war aus mehr wie einer Ursache an meiner Heirat mit dem Herzog von Glocester sehr viel gelegen; England und die andern in dem hannöverischen Traktat einverstandenen Mächte hatten ihm die Investitur von Jülich und Berg garantirt. Allein der König hatte das Unglück, sich von Menschen einnehmen zu lassen, die sein Vertrauen nicht verdienten, und die, da sie seine leicht aufbrausende Gemütsart kannten, seine Schwäche zur Erreichung ihrer Endzwecke benutzten.

Wie Seckendorf, der zum außerordentlichen Gesandten am preußischen Hofe ernannt war, in Berlin ankam, fand er Alles zum Gelingen seiner Absichten gestimmt. Den Anfang machte er damit sich beim Könige einzuschmeicheln; er kannte ihn noch von der Zeit her, wie er noch in sächsischen Diensten stand, und hatte ihn immer geachtet. Er ermangelte nicht, ein zahlreiches Gefolge von Heiducken mit sich zu bringen, von welchen der kleinste wenigstens sechs Fuß maß. Die Begleitung wurde dem Könige vorgestellt, und mit einem Gruße vonseiten des Kaisers begleitet, durch welchen er ihm die Werbung in Ungarn einräumte, und noch obendrein die Erlaubnis gab, in allen seinen Staaten die größten Menschen auszusuchen, um sie zu seinem Dienste zu gebrauchen. Der König war außer sich vor Freude, — prächtige Feste, die ihm Seckendorf noch außerdem gab, gewannen ihn unbedingt, denn der König liebte das Wohlleben, doch nur auf anderer Kosten. Bei diesen Festen, bei denen nur Seckendorfs und Grumkows Kreaturen Zutritt hatten, gelang es, den König für den Kaiser zu gewinnen. Doch der Traktat mit dem König von England sollte noch nicht gebrochen

werden, der König selbst war nicht der Meinung, indem er sich noch schmeichelte, meine Heirat zustande zu bringen.

Alle diese Ränke machten der Königin unendlich viel Kummer; sie sah die Folgen, die nicht anders als unangenehm sein konnten, vorher. Mein Vater hörte nicht auf, seine Galle gegen den König von England zu ergießen, und erwähnte seiner nie ohne die schimpflichsten Beiwörter. Meine Mutter konnte so etwas nicht anhören, ohne darauf zu antworten, und so gab es alle Tage Zänkereien, die sich mit Zwiespalten endigten. Aber das alles war nur der Anfang unseres Unglücks, hätten wir damals gewußt, was uns drohte, so würden wir unsern Zustand für sehr süß gehalten haben.

Ich muß hier noch eine Begebenheit des Jahres 1725 einschieben. Wie die Königin in Berlin war, unterhielt sie sich oft mit dem französischen Gesandten, Grafen von Rotenburg, über die traurigen Verhältnisse, in welche sie sich rücksichtlich Englands befände. Er theilte ihr alle Nachrichten mit, die er in dieser Sache empfing. Wie sie eines Tages ein Gespräch über diesen Gegenstand mit ihm angefangen hatte, sagte er ihr, daß ungeachtet aller Mühe, die sich Frankreich gegeben hatte, den englischen Hof zur Beschleunigung meiner Heirat zu vermögen, er doch nichts erreicht hätte; daß er wohl sähe, daß eine längere Halsstarrigkeit des Königs von Großbritannien einen Bruch nach sich ziehen würde, daß er aber nicht begriffe, warum sich die Königin darum so viel gräme, da der Prinz von Wales doch nicht die einzige Heirat für mich sei, da man mir andere Kronen anbieten könnte, die wohl die englische aufwögen. Diese Rede machte die Königin ein wenig bestürzt, sie wußte nicht, wohin sie führen sollte. Wie es der Graf von Rotenburg bemerkte, fuhr er fort: unser König ist noch nicht verheiratet, er wäre glücklich, eine Prinzessin, wie die Tochter Ihrer Majestät, zu besitzen. Die Königin antwortete unverzüglich: Ja, ich habe gegen ihr Anerbieten nichts einzuwenden. Aber die Religion setzt sich dagegen, und aus dieser Ursache kann ich nie darein willigen. Hierauf brach sie die Unterhaltung ab. Der Graf erforschte den König über denselben Gegenstand, und erhielt ungefähr eine ähnliche Antwort. Diese Sache ward also nicht weiter erwähnt.

Das folgende Jahr 1727 war um nichts glücklicher. Seckendorfs Ansehen stieg mit jedem Tage; er hatte sich des Gemütes des Königs dergestalt bemächtigt, daß er ihn zu allen erledigten Stellen ernannte, und dieser Fürst fast nichts ohne ihn beschloß; alle Bediente des Königs standen ihm zu Gebot. Aber trotz seines Einflusses durfte er es noch nicht versuchen, den König zum Bruche des Traktates mit England zu bewegen, er begnügte sich also, das Spiel zu verwirren. Um sich noch mehr einzuschmeicheln, schlug er vor, meine zweite Schwester zu verheiraten, und versprach es so einzurichten, daß der Markgraf von Anspach nach Berlin käme, um sie zu sehen. Der König war davon entzückt. Beide Teile waren zum heiraten noch zu jung; man machte also aus, daß die Sache, bis sie das gehörige Alter erreicht hätten, verborgen bleiben sollte. Der Markgraf kam im Mai nach Berlin und ward von meinen Eltern mit offenen Armen empfangen. Meine Schwester war sehr schön; aber ihr Geist war nicht sehr ausgezeichnet, und meine Mutter liebte sie von allen ihren Kindern am wenigsten. Sie war ungeheuer launisch und heftig. Der viele Kummer, der sie seitdem drückte, hat sie von diesen Fehlern geheilt, sie ist jetzt so sanft und gefällig, daß man sie nicht mehr für das, was sie sonst war, erkennt.

Einige Tage nach der Ankunft dieses Prinzen erfuhr man die traurige Nachricht von dem Tod des Königs von England. Er war in vollkommener Gesundheit von England abgereist, um sich nach Deutschland zu begeben; nahe bei Osnabrück ward er krank, und starb ungeachtet aller Mittel, die man anwendete, in den Armen seines Bruders, des Herzogs von York, an einem zweiten Schlaganfalle. Dieser Verlust brachte die Königin zur Verzweiflung; der König selbst war gerührt; da er, während der Zeit, wo König Friedrich der Erste, um den Verfolgungen seiner Stiefmutter, der Königin Dorothea, zu entgehen, nach Hannover floh, seinen Händen anvertraut war, hatte er sich gewöhnt, ihn wie seinen Vater anzusehen. Sein Tod war ihm um so empfindlicher, da er bald darauf hörte, daß dieser Fürst entschlossen gewesen war, meine Heirat noch dieses Jahr in Hannover zu feiern. Der Prinz von Wales, mein Onkel, wurde also zum König von Großbritannien erklärt, und

der Herzog von Glocester nahm den Titel eines Prinzen von Wales an.

Ich habe im Laufe dieser Memoiren schon gesagt, daß mein Vater sehr von Nervenkoliken geplagt gewesen war, und sich durch den Gebrauch der Ipecacuanha davon befreit hatte. Jetzt war man gewahr, daß sich diese Koliken in das hypochondrische Uebel verwandelt hatten. Der König litt an Anfällen von finsterer Schwermut, in welchen er von nichts anderm sprach, als von seinem Plan, der Welt zu entsagen und seinem Sohn die Regierung zu übergeben. Anfangs machte man sich wenig aus diesen Aeußerungen, endlich sah man aber, daß es sein Ernst sei.*)

In der Hoffnung, daß der König von England den mit seinem verstorbenen Vater abgeschlossenen Traktat vollziehen werde, war mein Vater sehr zuvorkommend gegen ihn. Allein die Königin, meine Tante, deren Charakter ich oben geschildert habe, war ihm entgegen, und außerdem spielte der Wiener Hof, der den des Königs sehr gut kannte, in England dieselbe Rolle wie in Berlin. Der General Timar, kaiserlicher Gesandter in London, hörte nicht auf, den König gegen meinen Vater zu erbittern; das Gezerre wegen der Werbungen dauerte fort, und alles schien einen nahen Bruch zu verkünden.

Im Jahre 1728, welches interessanter, wie das vorige war, schien alles diese Begebenheit noch mehr zu beschleunigen.

Grumkow und Seckendorf waren wegen ihres Planes in großer Verlegenheit. Der König sprach unaufhörlich von seiner Abdankung, und alle Maßregeln die er nahm, schienen zu beweisen, daß es ihm ernst sei. Diese beiden Minister hatten ihm in ihren Unterhaltungen oft die Hindernisse dargelegt, welche sich der Niederlegung seines Scepters entgegensetzten, und wie sehr er es früh oder spät bereuen würde. Alle diese Vorstellungen hatten bis jetzt nichts über ihn vermocht, er ward immer bigotter, und man durfte nicht mehr um ihn lachen noch lustig sein. Herr Franke, der berühmte Pietist und Gründer

*) Eine andere Hand hat hier angemerkt: „Er hatte nie die Absicht, seinem Sohne die Krone zu übergeben, sonst hätte er sie gewiß ausgeführt. Der König spottete über Grumkow und Seckendorf, und wollte sie auf die Probe stellen.“

des Halleschen Waisenhauses und der Akademie, belagerte ihn unaufhörlich. Wir lebten, zu meinem und meines Bruders großen Jammer, wie die Trappisten; alle Nachmittage hielt der König eine Predigt, der wir so aufmerksam zuhören mußten, als spräche sie der Mund eines Apostels. Oft überwältigte meinen Bruder und mich die Lachlust dergestalt, daß wir laut ausbrachen, aber dann ergoß sich auch der apostolische Fluch über unsere Häupter, und wir mußten ihn durchdrungen und reuig ertragen.

Da alle Bemühungen vonseiten Grumkows und Seckendorfs, den König aus diesem traurigen Zustande zu ziehen, bisher vergeblich waren, griffen sie es auf eine andere Art an. Der König August von Polen war seit Kurzem dem Wiener Traktate beigetreten. Der Dresdner Hof, wo dieser König damals lebte, konnte für den glänzendsten in Deutschland gelten. Der König war sehr galant, großmütig und höflich. Sie beschlossen also aus mehr wie einer Ursache meinen Vater zu einer Reise dahin zu vermögen; einmal um ihn durch Vergnügungen zu zerstreuen, und ihn von seiner Absicht, die Regierung niederzulegen, abzubringen, zweitens auch, um ihn mit dem sächsischen Hofe, dessen sie zur Erlangung ihres Planes bedurften, näher zu verbinden; drittens aber auch, um durch diesen Hof die Vorteile, welche der Kaiser einzuernten wünschte, zu beschleunigen. Es gelang ihnen, den König durch politische Gründe zu ihren Absichten zu stimmen, und er reiste in der Mitte des Januars von Wusterhausen nach Dresden ab.

Mein Bruder war in Verzweiflung, ihn nicht begleiten zu dürfen. Zu seinem großen Verdruß sollte er die ganze Zeit während des Königs Abwesenheit Potsdam nicht verlassen. Die Art, wie er mit mir davon sprach, zeigte mir, wie leid es ihm sei; ich tröstete ihn nach besten Kräften, und versicherte ihn, daß er vielleicht in einigen Tagen zufriedener sein würde, indem ich noch nicht alle Hoffnung, seine Wünsche erfüllt zu sehen, verloren gebe. Die Königin, die nach Berlin zurück ging, hielt den andern Tag Appartement, bei dem sich auch der sächsische Gesandte, Herr von Suhm, ein Mann von vielem Geist, der mir und meinem Bruder sehr gewogen war, einfand. Sobald ich ihn sah, rief ich ihm scherzend zu: „Ihr König ist

gar nicht artig, daß er meinen Bruder vergißt, und ihn ganz allein in Potsdam schmachten läßt, indes in Dresden alles in Freuden umher schwimmt.“ Sehr erstaunt versicherte mir Suhm, daß er den Prinzen abgereist glaube, daß der König, sein Herr, sich eine wahre Freude daraus machen würde, den Kronprinzen zu sehen, und daß er sogleich eine Staffette absenden würde, um seinen Herrn zu benachrichtigen, daß der Prinz sich nicht in des Königs Gefolge befinde. „Das wird sehr gut sein, antwortete ich, aber nennen sie weder meinen Bruder, noch mich, geben Sie die Nachricht als Ihren eigenen Einfall.“ Tausendmal habe ich mir diesen Schritt vorgeworfen; aber konnte ich die traurigen Folgen, die er haben sollte, voraussehen? Ich liebte meinen Bruder mit Leidenschaft, und suchte nur ihm Freude zu machen. Suhm machte seine Sachen so gut, daß mein Bruder Befehl erhielt, sich nach Dresden zu begeben.

Ich habe schon erwähnt, daß der König von Polen die Weiber sehr liebte. Er hielt sich ein wahres Serail. Seine Ausschweifungen sowohl in diesem Stück, als im Trinken, überstiegen alle Begriffe, und man sagt, daß er von seinen Maitressen 354 Kinder gehabt haben soll. Seine damalige Maitresse, wenigstens die Begünstigste, war seine eigne Tochter, die er mit einer in Warschau wohnenden französischen Kaufmannsfrau gehabt hatte; er hatte sie zur Gräfin gemacht, und sie nannte sich Orselska. Sobald der König nach Dresden kam, ward er von Vergnügen zu Vergnügen fortgerissen, wodurch seine Schwermut und Frömmigkeit ihn verließen. Die Freuden der Tafel wurden nicht vergessen; der Ungarwein ward nicht gespart, und die Freundschaft der beiden Könige war die innigste.

Wie Grumkow seinen Herrn auf so gutem Wege sah, verzweifelte er nicht, ihn zu Ausschweifungen zu verführen. Zu diesem Endzweck nahm er mit dem Könige von Polen seine Abrede. Eines Tages, wie man waidlich geschmaust hatte, führte der König von Polen meinen Vater, immerfort schwatzend, von einem Zimmer in das andere, wobei ihnen die übrigen Gäste, unter ihnen mein Bruder, stets nachfolgten; endlich gelangten sie in ein großes schön geziertes Zimmer, in welchem alles Geräte äußerst prächtig war; mein Vater bewunderte alle

diese Schönheiten, als plötzlich eine Tapetenwand niedersank, und das befremdlichste Schauspiel sich darstellte. Ein Mädchen, schöner wie Venus und die Grazien, lag nachlässig auf einem Ruhebett; in dem Zustand unsrer ersten Eltern vor dem Sündenfall zeigte sich ein Körper, wie Elfenbein so weiß, und schöner als der der medicäischen Venus. Das Kabinet, worin sie sich befand, war von so vielen Kerzen erhellt, daß sie das Tageslicht übertrafen. Der König von Polen sowohl wie Grumkow glaubten, daß diese Angel, die sie dem Könige zugerichtet hatten, durchaus fassen müßte, — allein es ging ganz anders; bei dem ersten Blick nahm der König seinen Hut, hielt ihn dem Kronprinzen vor das Gesicht, und befahl ihm sich zu entfernen — es war zu spät! Der Prinz hatte genug gesehen, um nicht stehen zu bleiben — der König aber wandte sich zum Könige von Polen und sagte: „sie ist recht schön,“ worauf er fortging. Noch an demselben Abend sprach er mit Grumkow, und sagte ihm, daß er solche Dinge nicht liebte, und er möchte daher sehen, daß sie nicht wiederholt würden.

Mein Bruder war indes sehr verliebt in die Orselska. Der König von Polen, der ungeheuer eifersüchtig auf seine Maitresse war, merkte, daß sie in ziemlich gutem Einverständnisse waren, und, um es zu stören, ließ er ihm die schöne Formera, welche die Venus des Kabinets war, anbieten. Mein Bruder nahm sie an, und sie war seine erste Maitresse.

Mein Vater ging sehr zufrieden von Dresden hinweg, und lud den König von Polen, um der Musterung der preußischen Truppen beizuwohnen, nach Berlin ein.

Die ganze Zeit brachte ich in tiefe Betrübnis versunken in Berlin zu. Die Gräfin Amalie verfolgte mich ohne Unterlaß: von der Königin ließ ich mich geduldig anfahren, aber von diesem Mädchen war es mir unerträglich, nur mit Mühe enthielt ich mich darauf zu antworten, und wenn es mir auch gelang, litt mein Herz doch nicht weniger dabei. Ich war ja kein Kind mehr, ich war neunzehn Jahre alt, und recht wohl im Stande, mich selbst zu regieren. Kaum reichte meine Geduld hin, um mich gegen sie sowohl, als gegen ein neues Ungeheuer, welches sich seit Kurzem bei der Königin als Günstlingin zu erheben anfing, zu bewaffnen. Dieses war eine Kammerfrau

meiner Mutter, die Ramen hieß. Sie war Witwe, oder hatte vielmehr, wie die Samariterin, mehr wie einen Mann. Die geheuchelte Frömmigkeit dieser Frau, ihre vorgebliche Mildthätigkeit gegen die Armen, die langen moralischen Reden, die sie den Leuten an den Kopf warf, hatte Frau von Blaspeil bewogen, sie der Königin zu empfehlen. Wie dieselbe von meiner Schwester Amalie entbunden ward, hatte sie sich sehr bei ihr eingeschmeichelt, indem sie ihr als Bademutter beistand. Seitdem hatte ihr Ansehen stets zugenommen. Die Gräfin Amalie und diese Frau beherrschten eine um die andere meine Mutter; ihr Einverständnis unter einander war aber darum nicht so gut, wie das mit der Königin, sie waren Nebenbuhlerinnen im Ruhm, oder vielmehr in der Gunst, aber da sie eine der andern Einfluß kannten, hüteten sie sich, ihren Haß vor der Königin ausbrechen zu lassen. Ich meines Teils war von allem das Opfer und von beiden Seiten gleich gequält; der Verdruß kostete mir aber auch beinahe den Verstand. An Höflichkeit ließ ich es gegen diese meine beiden Ruhestörerinnen nicht fehlen, mein Grundsatz war, stets jedem, auch sogar meinen Feinden, was ihm gebührt, zu geben. Einfache Höflichkeit ist keine Falschheit und man gewinnt seine Feinde viel leichter durch Milde, als durch Heftigkeit, auch ist die Milde die Eigenschaft, welche unserm Geschlecht am meisten zukommt und sie muß als eines seiner Hauptverdienste anerkannt werden. Ich habe diesen Grundsatz mit Nutzen befolgt und kann wohl sagen, daß ich dadurch Manchen, der mir nicht wohl wollte, versöhnt habe.

Kurz nach des Königs Rückkehr von Dresden ward der Marschall, Graf von Flemming, Gesandter dieses Hofes in Berlin.*) Er war ein Mann von überlegenem Verdienste; ich kannte ihn von früher Jugend und hatte ihm eine besondere Anhänglichkeit an mich eingeflößt. Die Prinzessin von Radziwil, seine Gemahlin, war eine sehr liebenswürdige Frau. Obschon ich keine Besuche von Männern annahm, vermochten doch die Verdienste dieses Herrn, mit seinem Alter verbunden, die Königin,

*) Eine andere Hand bemerkt hier: Graf Flemming war in Berlin, ehe der König nach Dresden ging; er war es sogar, der ihn zu dieser Reise beredete.

daß sie sich ihm zu Gunsten über alles Geschwätz hinweg setzte und ihm erlaubte, mich zu besuchen. Er benutzte dieses Vorrecht oft und leistete mir mit seiner Gemahlin, die von lebhafter heiterer Gemütsart war, häufig Gesellschaft. Den Tag vor seiner Abreise kam er und nahm Abschied von mir; nach wiederholten Versicherungen seiner Ehrfurcht sagte er: „ich hoffe, Ihnen in Kurzem sprechende Beweise meiner Ergebenheit gegen Ihro Königl. Hoheit zu geben und Sie so glücklich zu machen, wie Sie es verdienen." Damals glaubte ich, diese Rede deutete nur auf meine Heirat mit England, ich beantwortete sie also nicht und begnügte mich, ihn meiner Achtung zu versichern.

Wenige Tage darauf gingen wir nach Potsdam. Diese Reise hätte mir, wegen des traurigen Lebens, welches wir dort führten, zu jeder andern Zeit sehr mißfallen; diesmal war ich aber froh, Berlin zu verlassen, weil ich dadurch den Verfolgungen der Gräfin Amalie entging. Es half mir aber wenig, die Königin war gegen mich und meine Hofmeisterin so erbittert, daß ich beinahe die ganze Zeit durch gemißhandelt ward; das ging soweit, daß die Königin sogar mit dem König darüber reden wollte; da sie aber seine ausgezeichnete Achtung für Fräulein von Sonnsfeld kannte, wagte sie es doch nie. Durch meine Unterwürfigkeit und die Dazwischenkunft des Grafen von Finkenstein, der an den ehrgeizigen Absichten seiner Tochter nicht teilnahm, ja sie nicht einmal kannte, schloß ich sowohl, wie meine Hofmeisterin, endlich mit der Königin Frieden.

Der König fuhr indessen immer fort, auf den König von England zu schimpfen und zu fluchen; er that es sogar an öffentlicher Tafel, wo gewöhnlich die geheimsten Geschäfte abgehandelt wurden. Seckendorf ging ihm nicht mehr von der Seite. Die Königin konnte diese Reden nicht ohne Verdruß anhören und eines Tages brachte es sie dergestalt auf, daß sie Seckendorf tüchtig den Kopf wusch; sie erinnerte ihn an alte, gar nicht rühmliche Begebenheiten seines Lebens und behandelte ihn wie einen ehrlosen Menschen. Seckendorf ließ nichts auf sich sitzen, er gab ihr einige beißende Antworten, die andere nach sich zogen. Niemand fand Freude an diesem Auftritt, wie der König allein; dieser that aber das Seinige, um sie

täglich zu wiederholen. Bis jetzt hatte sich Seckendorf nur mit den Geschäften seines Herrn abgegeben und war bemüht gewesen, die zwei Höfe von England und Preußen zu entzweien; die üble Behandlung der Königin vermochte ihn aber einen andern Plan zu entwerfen, der den Vorteilen des Kaisers sehr entsprach und, wie ich nachmals melden werde, beinahe unsern gänzlichen Untergang herbeigezogen hätte.

Mein Bruder war indeß seit seiner Rückkehr von Dresden in eine tiefe Schwermut versunken; alle meine Versuche, um ihn herauszureißen, waren vergeblich und auf meine Fragen gab er die üble Behandlung, die er von seinem Vater ertragen müsse, als ihre Ursache an. Auch die Königin that, obgleich auch vergeblich, alles Mögliche, um ihn zu trösten. Nach und nach schien er auszuzehren, er verlor alle Eßlust, ward sichtlich mager und häufige Anfälle von Schwächen machten besorgt, er möchte der Schwindsucht verfallen. Der König ward davon benachrichtigt und hatte die Unvorsichtigkeit zu sagen: „ich glaube, er hat eine schlechte Krankheit und derjenige, welcher es ihm beweisen kann, soll reichlich von mir dafür belohnt werden". Darauf schickte er ihm seinen Oberchirurg Holzendorf; dieser brachte ihm den Bescheid: daß der Prinz sehr übel wäre und ohne den Gebrauch eines ernstlichen Heilmittels die Schwindsucht bekommen würde. Diese Nachricht machte dem König viele Unruhe, denn er hatte von Natur ein gutes Herz und ungeachtet des Widerwillens, den ihm Grumkow gegen den armen Prinzen eingeflößt hatte, hörte er die Stimme der Natur und bereute es, ihn so hart behandelt zu haben. Allein man war weit entfernt, sein Uebel zu erraten, er war einzig nur liebeskrank, wie sich einige Zeit darauf zeigte. Verschiedene wohlgesinnte Leute sprachen mit dem Könige darüber und rieten ihm, den Prinzen zu verheiraten, weil Temperamente wie das seinige der Ehe bedürften und, wenn man sie ihm nicht bald gestatte, würde er sich durch Ausschweifungen zu Grunde richten; diese Vorstellungen machten auf den König nicht den mindesten Eindruck und mein Bruder ward dergestalt von seinen Hofmeistern bewacht, daß es ihm unmöglich ward, den Mädchen nachzulaufen. Die nahe Ankunft des Königs von Polen gab ihm endlich die Gesundheit wieder, denn er

hoffte mit der Gräfin Orselska, die zu der Reise-Gesellschaft gehören sollte, seine alte Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. Obschon er nun sonst nichts vor mir geheim hielt, war ich doch in diesem Stücke nicht seine Vertraute, denn da er meine Denkungsart kannte, hütete er sich wohl, mir Dinge, die mein Mißfallen erregen mußten, mitzuteilen.

Ende Mai gingen wir nach Berlin zurück. Die Königin fand daselbst Briefe, die sie benachrichtigten, daß der Prinz von Wales inkognito nach Berlin kommen wollte, er gedachte die Unruhe und Unordnung, die durch die Gegenwart des Königs von Polen verursacht würde, zu benutzen, um mich zu sehen. Die Königin war vor Freuden darüber außer sich; sie teilte mir die Nachricht sogleich mit, die mir keine so außerordentliche Zufriedenheit verursachte, denn mir war wenig an der Heirat gelegen, der Ehrgeiz war nie meine Sache und mit meiner Denkungsart fühlte ich wohl, daß mir der englische Hof nicht anstehen würde. So lange ich lebe, habe ich das einfache Leben dem Glanze der großen Welt vorgezogen und der Zwang hat sich nie mit meiner Gemütsart vertragen. Was uns diese Nachricht noch bestätigte, war die Ankunft mehrerer Herren und Damen aus Hannover. Anfangs sagte man, der Prinz sei unter ihnen und einige Tage lang glaubten wir es selbst, allein Briefe, die aus Hannover anlangten, benahmen uns diesen Irrtum. Der Prinz war noch daselbst und das Geschwätz hatte wahrscheinlich einen Scherz zum Grunde, den er bei Tische gemacht hatte, als wollte er einen solchen Streich unternehmen.

Der König von Polen kam am neunundzwanzigsten Mai an, worauf er sich sogleich zur Königin begab. Er war damals fünfzig Jahre alt, hatte eine majestätische Haltung und Gesichtszüge und alle seine Handlungen drückten Güte und Höflichkeit aus. Seine ungeheuren Ausschweifungen hatten ihm ein Uebel am Fuße zugezogen, weswegen er nicht gehen und nicht lange stehen konnte. Die Königin setzte sich mit ihm auf Tabourets, der König und wir übrigen standen vor ihnen, obschon er ihn und uns alle oftmals bat, uns niederzulassen. Er betrachtete mich sehr aufmerksam, lobte unsere ganze Familie und sagte jedem von uns etwas angenehmes. Nach einer

Stunde empfahl er sich und die Königin begleitete ihn etwas weiter wie ihr Audienzzimmer. Darauf kam der Kronprinz von Polen, um die Königin zu begrüßen. Er ist groß, kräftig und hat ein schönes Gesicht; sein Betragen ist nicht so herablassend wie das seines Vaters, er sieht sogar stolz aus, spricht wenig und ist seiner Höflichkeit wegen eben nicht sehr zu rühmen. Seit er zur Krone gelangt ist, sagt man ihm viel Gutes nach, seine Verdienste sollen das Unangenehme seines Aeußern ganz vergessen machen. Sein Besuch war kurz. Wir brachten den Abend in unserer gewöhnlichen Einsamkeit zu und der König von Polen sowohl wie sein Kronprinz speisten ein jeder in seinem Zimmer.

Den folgenden Morgen versammelten wir uns alle in den Staatszimmern des Schlosses; beide Könige trafen bald nach uns ein, der von Polen von mehr wie dreihundert Großen seines Hofes, sowohl Polen als Sachsen begleitet. Man stellte sie der Königin nnd nachmals mir vor und unter ihnen war der Prinz Johann Adolph von Weißenfels, General-Lieutenant von Sachsen, der erste. Obschon ich mich nicht lange mit diesen Herren aufhalten konnte, behielt ich doch alle ihre Namen, so barbarisch auch einige von ihnen lauteten. Es war öffentliche Tafel, der König von Polen und meine Mutter saßen in der Mitte, mein Vater neben seinem erlauchten Gast, dann der Kronprinz und alle, sowohl sächsische als preußische Prinzen, so viel ihrer waren. Ich saß neben meiner Mutter, mir folgte meine älteste Schwester und dann alle Prinzessinnen nach der Reihe. Nach Tisch zog sich ein jeder zurück; Abends war Appartement bei der Königin, wobei sich die Gräfinnen Orselska und Bilinska, beide Töchter des Königs, auch einstellten. Die erste war, wie ich schon gesagt habe und so scheußlich die Sache ist, ihres Vaters Maitresse. Ohne eine regelmäßige Schönheit zu sein, hatte sie viel Einnehmendes, sie fragte wenig nach ihrem alten Liebhaber und zog ihren Halbbruder, den Sohn einer Türkin, den man den Grafen Rudefsky nannte, bei weitem vor. Die Lästerchronik behauptete, daß sie alle ihre Brüder, deren es einen ganzen Schwarm gab, begünstigte. Die Polen, welche zu der Königin kamen, waren sehr erstaunt, daß ich sie kannte und sie beim Namen nannte; es schmeichelte ihnen so

sehr, daß sie laut sagten: ich müßte ihre Königin werden. Der arme Graf Flemming, dessen ich weiter oben erwähnte, war nicht dabei, er starb kurz nach seiner Abreise von Berlin auf dem Wege nach Wien.

Während der Anwesenheit des Königs von Polen dauerten die Feste und Vergnügungen ohne Aufhören, aber wegen der Eifersucht des Königs, der uns nur gezwungen daran teilnehmen ließ, bekam ich wenig davon zu genießen. Der Prinz von Weißenfels schien sich allezeit viel mit mir zu beschäftigen, ich nahm aber alle seine Beflissenheit für eine Aeußerung von Höflichkeit auf und ließ mir gar nicht den Gedanken beikommen, daß er Absichten auf mich hätte.

Den Tag vor des Königs von Polen Abreise speisten die beiden Könige in Charlottenburg, wo wir uns seit einigen Tagen befanden, im vertrauten Zirkel. Man opferte dem Bachus und beide Könige spürten seinen Göttersaft. — Nach Tisch kamen sie zur Königin, wo der König von Polen eine Partie L'hombre vorschlug, bei der ich die dritte Karte erhielt. Das ganze Spiel hindurch sagte er mir die schönsten Sachen, welche ich alle auf die Wirkung des Rausches setzte. Er gab sich alle Mühe, mich einige hundert Dukaten gewinnen zu lassen, die mir recht wohl zu statten kamen, denn ich besaß keinen Heller und war nicht im Stande, meinen Freunden Freude zu machen. Das Spiel dauerte nicht lange, man nahm gleich darauf von einander Abschied und der König nebst seiner Begleitung trat noch an demselben Tage seine Rückreise an.

Der König, mein Vater, reiste bald darauf nach Preußen, der Kronprinz blieb in Potsdam und erhielt von ihm Erlaubnis, zweimal in der Woche seine Mutter zu besuchen. Die Orselska, die er insgeheim besucht hatte, hatte ihn völlig geheilt. Wir vertrieben uns in des Königs Abwesenheit die Zeit ganz herrlich, es waren viele Fremde anwesend, die den Hof glänzend machten und der König von Polen schickte die besten Musiker seiner Kapelle, um sie vor der Königin hören zu lassen.

In dieser Zeit erfuhren wir, daß mein Vater auf dem Punkt gewesen war, mich mit dem König von Polen zu

verloben. Der Graf Flemming hatte das Geschäft während seines Aufenthalts in Berlin angeknüpft, nach der Rückkehr des Königs von Polen nach Dresden war es seinem Abschluß nahe, als sich der Kurprinz ihm entgegensetzte. Die Sache wäre für beide Fürsten vorteilhaft gewesen; mein Vater sollte dem König von Polen drei Millionen leihen und einen ansehnlichen Brautschatz geben, dagegen versprach Polen die Lausitz auf zwanzig Jahre als Schuldpfand, nebst der Verwaltung der Einkünfte dieser Provinz, auch mein sehr ansehnliches Wittum wurde auf sie angewiesen und um von Seiten der Religion jedes Hindernis zu heben, sollte ich allezeit zu Dresden verbleiben. Der schöne Plan scheiterte; der Kronprinz von Polen wollte diese Artikel nie unterzeichnen, die ganze Unterhandlung schlug also fehl.

Der Königin war das sehr lieb; sie hörte nicht auf, mit den Gesandten von England und Frankreich zu intriguieren. Dem König waren alle diese Schritte nicht unbekannt, die unselige Ramen, die Kammerfrau der Königin, welche ich schon oben genannt habe, hinterbrachte ihm alles, was geschah. Meine Mutter konnte diesem Weibe nichts verbergen und sie ermangelte nie, alles so schnell wie möglich, durch den Kanal des elenden Eversmann, der des Königs Kammerdiener war und den Leibchirurchus Holzendorf, meinem Vater zutragen zu lassen. Mein Bruder, ich und die Damen der Königin wußten es wohl, aber ihr Ansehen war bei der Königin so groß, daß niemand das Herz hatte, sie davon zu benachrichtigen. Ich erinnere mich sogar, daß der französische Gesandte mir mehrere Male mit Empfindlichkeit sagte: daß er nicht begreife, wie man in Grumkow's Hause alles, auch das Geheimste, was er der Königin anvertraue, sogleich erführe. Ich antwortete ihm dann, daß ich es nicht wüßte und sehr froh wäre, wenn ich Dinge, die mich nichts angingen, nicht erführe. Ich werde, sagte er weiter, der Königin gar nichts mehr sagen, sondern Ihrer Königlichen Hoheit alles mitteilen, welches viel besser gethan sein wird. — Nein, sagte ich, ersparen Sie mir solche Mitteilungen, es ist mir jedesmal unangenehm, wenn mir die Königin etwas anvertraut und ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich gern unwissend bleibe über diese Geschäfte. — Sie

betreffen doch, antwortete er, Ihr Glück und das Glück einer ganzen Nation. — Das will ich glauben, entgegnete ich, aber bis jetzt habe ich mich noch nicht um die Zukunft bekümmert. Glücklicherweise ist mein Ehrgeiz sehr beschränkt und ich habe über diesen Gegenstand meine eigenen Begriffe, die von denen Anderer sehr verschieden sein mögen.

Alle diese Ränke brachten den König auf. Grumkow's und Seckendorfs Plan war noch nicht reif, sie verhinderten ihn, loszubrechen und legten ihm eine Verstellung auf, die seinem Charakter ganz zuwider war. Kurze Zeit nach des Königs Rückkunft gingen wir von Berlin nach Wusterhausen. Wenige Tage nach unserer Ankunft schloß sich mein Vater mit der Königin ein, indeß meine Schwester und ich uns in dem anstoßenden Zimmer befanden. Bald vernahmen wir heftigen Wortwechsel, der König sprach sehr laut, die Königin weinte. Ich geriet in eine grausame Unruhe, denn ich begriff nicht, worauf es ankommen könnte. Nach anderthalb Stunden ging der König mit einem so wütenden Gesichte fort, daß ich davor zitterte. Die Königin rief mich sogleich zu sich, ich fand sie in Thränen; sie umarmte mich zärtlich und sagte: Alles ist verloren! man will dich verheiraten — und du errätst gewiß nicht mit wem? — Ich war ganz erstarrt, bis ich ihr endlich antwortete: daß ich fürchtete, es sei keine sehr gute Versorgung, weil sie davon so bekümmert scheine. — Nein das ist es nicht! antwortete sie. Dem Prinzen von Weißenfels will der König dich geben! — Mein Erstaunen war ungeheuer! Er war ein apanagierter Prinz und hatte kaum genug, um standesgemäß zu leben. Anfangs sagte ich zu der Königin: daß ich glaubte, der König habe nur, um sie zu beunruhigen, von dieser Sache gesprochen, — es könne nicht sein Ernst sein. — Wenn ich dir nun aber sage, daß er hierher kommt, antwortete sie und daß deine Verlobung gefeiert werden soll. Waffne dich mit Standhaftigkeit; ich verspreche dich zu unterstützen, aber was auch vorgehen mag, so willige niemals ein. — Ich versprach es mit dem festen Entschluß auszuhalten, so lange es möglich sei.

Noch an demselben Tage bestätigten uns Briefe aus Berlin diese unangenehme Nachricht. Ich war in der schreck-

lichsten Unruhe, denn ich sah wohl vorher, welchen Lärm diese Sache in der Familie machen würde, und daß ich dem ganzen Zorn des Königs würde ausgesetzt sein. Mein Bruder und ich sprachen den ganzen Tag von diesen traurigen Aussichten, er sprach mir aber Mut zu und suchte mir auf alle Weise das Herz ruhiger zu machen.

Der König mißhandelte ihn schon mehr und mehr; es wagte beinahe niemand mehr mit ihm zu reden, aus Furcht, meines Vaters Verdacht auf sich zu ziehen. Zwar hatte er seine Hofmeister noch, aber sie durften ihn nicht begleiten, was denn Ursache war, daß er in Ausschweifungen geriet. Da ihm Jemand fehlte, der ihm in diesen Dingen zur Hand ging, wandte er sich an einen Pagen des Königs, der ihm Anfangs bei seinen verliebten Abenteuern half, sich aber durch seine Aufmerksamkeit bald so bei ihm einschmeichelte, daß er unzertrennlich von ihm ward. Keith, so hieß er, hatte Verstand, aber keine Erziehung, er diente meinem Bruder aus wahrer Zuneigung und benachrichtigte ihn von allen Schritten des Königs, bei dem er sehr in Gunst war. Uns waren diese schönen Schliche alle unbekannt und obgleich ich bemerkte, daß mein Bruder mit diesem Pagen auf einem viel vertraulichern Fuße stand als es sein Stand ihm erlaubte, hielt ich ihre Freundschaft doch nicht für so innig. Wie ich ihm meine Bemerkung darüber machte, sagte er mir, daß ihm dieser junge Mensch hinterbrächte, was der König von ihm sage und ihm so schon manchen Verweis und üble Behandlung erspart habe. Der Königin hatte ich nichts davon gesagt. Ich wollte meinem Bruder Verdruß ersparen, ich fürchtete auch ihre Lebhaftigkeit, die ihre Verweise immer zu weit trieb.

Ich kehre nun wieder zum Prinzen von Weißenfels zurück. Er kam den 27. September in Wusterhausen an. Den ersten Tag sah ich ihn nicht; der König kam aber sogleich zu meiner Mutter und sagte ihr, daß sie ihren und meinen Schmuck von Berlin möchte kommen lassen, um mich damit aufzuputzen, denn er wolle mich verloben. Die Königin antwortete, daß sie es nicht thue und lieber sterben, als in diese Heirat willigen würde. Den folgenden, als am Michaelis-Tage, gingen wir in die Kirche; der Herzog wandte während des ganzen Gottesdienstes

kein Auge von mir. Ich war in einer schrecklichen Unruhe; seit von dieser Sache die Rede war hatte ich weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt und war mir des Allerschlimmsten gewärtig. Als die Kirche aus war, stellte man den Herzog der Königin vor, die ihm aber, ohne ein Wort zu sagen, den Rücken zukehrte; — ich hatte mich meinerseits davongestohlen um seine Anrede zu vermeiden. Die Königin, die in Wusterhausen einige vertraute Personen hatte, beschloß den Herzog benachrichtigen zu lassen, daß er, im Falle er auf seinen Ansprüchen bestehe, öffentlich sollte beschimpft werden, wobei sie zuerst beitragen würde; daß weder sie noch ich je in die Heirat willigen würden und sie ihm daher riet, sich auf eine gute Art zurückzuziehen und ein Aufsehen zu vermeiden, das ihm auf keine Weise Ehre machen würde. Ungeachtet der Abneigung, die ich immer für diesen Prinzen hatte, muß ich ihm doch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es war ein rechtlicher aber beschränkter Mensch, der sich dies Hirngespinst ohne fremden Antrieb nie in den Kopf gesetzt hätte. Er faßte sogleich seinen Entschluß und schrieb dem Könige, daß er die ihm gedachte Ehre, ihn zu seinem Schwiegersohn zu wählen, geziemend zu schätzen wissen, sich ihrer aber unwürdig bekenne und dem Könige gestände, daß er, wie groß auch das Glück sei, mich zu besitzen, doch lieber entsagen, als mich gegen meinen Willen heiraten wolle; er bäte also den König mir hierin meine vollkommene Freiheit zu lassen und meiner Neigung keinen Zwang anzulegen.

Kaum hatte mein Vater diesen Brief erhalten, so brachte er ihn der Königin und der Zank ging von neuem an. Die Königin bat und weinte so lange, bis sie endlich einen Aufschub erhielt, — „aber unter der Bedingung, sagte der König, daß Sie an die Königin von England schreiben und auf eine entscheidende Erklärung in Rücksicht der Heirat meiner Tochter mit dem Prinzen von Wales dringen. Ist die Antwort so wie ich sie wünsche, so entsage ich allen andern Partien, die sich für sie anbieten, fahren sie aber fort mich mit schönen Worten zu kirren, so breche ich ohne Umstände und es soll mich nichts abhalten, sie zu verheiraten, wie es mir gut däucht.“ Die Königin sagte, daß sie bereit sei, sogleich nach England zu schreiben und keinen Augenblick zweifelte, daß man Anstand

nehmen würde, sie zu befriedigen. „Das wollen wir sehen, antwortete der König; ich sage Ihnen aber voraus, daß, wenn man mich nicht zufrieden stellt, keine Gnade für Ihr Fräulein Tochter mehr zu hoffen ist. Und was Ihren Thunichtgut anbetrifft, fuhr er fort und meinte damit meinen Bruder, so erwarten Sie nicht, daß ich ihn verheirate; ich will keine Schwiegertochter, die die Nase hochträgt und mir den Hof mit Intriguen anfüllt, wie es andere schon thun. Der Rotznase von Ihrem Herrn Fritz werde ich eher die Peitsche geben lassen, als ihn verheiraten.“ — Und nun wurde über meinen Bruder, der zum Glück nicht gegenwärtig war, ein ganzer Strom von Schmähungen ergossen.

Diese Unterredung ward endlich beendet. Nachdem die Königin über ihren vorhabenden Schritt nachgedacht hatte, verlor sie einen Teil der gegen den König geäußerten Zuversicht; da sie sich aber sehr gern selbst schmeichelte, sagte sie zu mir: „ich gebe den Mut nicht auf und hoffe es geht gut.“ Ich antwortete, daß ich daran zweifelte, denn der König von England werde in meine Heirat ohne die meines Bruders nimmermehr einwilligen, damit sei aber mein Vater nicht zufrieden und wenn die Antwort nicht seinem Wunsche gemäß ausfiele, würde es zu Ausbrüchen kommen, die zu verhindern nicht in ihrer Macht stände; sie wollte zornig gegen mich werden und sagte: du verlierst schon den Mut, heirate meinetwegen den dicken Johann Adolph, aber sei denn auch meines Fluches gewiß. Ich antwortete: daß mir mein eigner Vorteil zu wohl bekannt wäre, um das Nachteilige dieser Heirat nicht zu begreifen und daß ich mein Möglichstes thun werde, um sie zu vermeiden. Diese Antwort besänftigte sie, aber ich durfte es nun nicht weiter wagen, ihr meine Gedanken zu sagen, denn ich sah wohl, daß es sie nur verdroß.

Dennoch dachte sie eine zeitlang nach; nachher sagte sie: mir fällt ein unfehlbares Mittel ein, unsern Zweck zu erreichen, aber mein Sohn muß uns zum Werkzeuge dienen. Er muß mit mir zu gleicher Zeit an meine Schwester schreiben und ihr ein feierliches Versprechen geben, niemand anders wie ihre Tochter, die Prinzessin Amalie, zu heiraten, doch nur unter der Bedindung, daß sie einwillige, deine Heirat zuerst zu voll-

ziehen. Ich durfte nichts einreden. Mein Bruder, der jetzt eintrat, gab sogleich die Hand darauf. Er wünschte leidenschaftlich eine englische Prinzessin zu heiraten, damit er eine Stütze habe und sich vor Mißhandlungen in Schutz setzen könnte. Er schrieb den unseligen Brief unverzüglich und die Königin schickte ihn heimlich ab.

Meine Lage war sehr traurig; der Prinz von Wales war mir ganz gleichgültig, ja ich hatte eher noch Abneigung gegen ihn. Meine Mutter war daran schuld, sie hatte mir eine sehr wenig gefallende Schilderung von ihm gemacht. „Es ist ein guter Prinz, sagte sie mir zuweilen, gutmütig, aber einfältig, wenn du die Gefälligkeit hast, seine Maitresse zu leiden, wirst du mit ihm machen können, was du willst — denn liederlich ist er.“ — Für meine Mutter wäre solcher Mann gut gewesen, denn die regierte sehr gern, da ich aber gar wenig nach diesem Glücke fragte, war der Fall bei mir anders. Mein Begriff von der Ehe war hiervon sehr verschieden; ich wollte einen Prinzen, den ich aus wirklicher Achtung heiraten, den ich für einen wahren Freund ansehen könnte. Ich wollte, daß gegenseitige Achtung und Zärtlichkeit die Richtschnur unsrer Handlungen sei und aus diesen Empfindungen sollten meine Gefälligkeit und mein Bemühen, ihm zu gefallen, entstehen. Der Begriff von Pflicht schließt bei einer Frau alle Freundschaft für ihren Mann aus. Wenn man wahrhaftig und aus Grundsätzen liebt wird nichts mehr schwer, um dem geliebten Gegenstand zu gefallen. Jetzt kann ich aus Erfahrung davon sprechen, die Vorsehung hat mir, wie ich in der Folge sagen werde, das, was ich wünschte, gewährt.

Doch ich lenke wieder ein. Ich hatte einen Abscheu vor diesem Herzog von Weißenfels; mein Vater und meine Mutter waren über diese Versorgung nicht einig, der eine hatte die Gewalt, die andre die Vernunft auf ihrer Seite — was sollte ich in dieser schwierigen Lage thun? Diese Betrachtungen brachten mich zuweilen zur Verzweiflung, denn wohin ich mich wendete, sah ich, daß ich das Opfer des einen oder des anderen sein würde. Der Herzog reiste indeß ab und gab uns einen kleinen Teil unserer Ruhe wieder.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine kleine Begeben-

heit einzuschalten, die unsre Verfolger mehr und mehr reizte. Grumkow hatte in Berlin ein sehr schönes Haus gekauft, das ihm der Kaiser bezahlt hatte. Er bat die Königin, ihm ihr Porträt zu schenken, um es zu einer der schönsten Zierden seines Hauses zu machen. Die Königin versprach es ihm; sie hatte sich vor kurzem für den König von Dänemark malen lassen und da das Gemälde noch nicht fertig war, befahl sie eine Kopie davon, für Grumkow zu nehmen, indem sie die Originale nur an Fürsten verschenkte. Eines Tages kam er der Königin dafür zu danken, schwatzte viel von der Schönheit der Malerei und daß es eine der schönsten Arbeiten des Malers sei. Die Königin sagte mir heimlich: „ich hoffe nimmermehr, daß man einen Irrtum begangen und ihm das Original statt der Kopie gegeben hat!“ — und zugleich fragte sie ihn ohne Umschweife darum. Er antwortete: da er ein Original vom Könige habe, sei es billig, auch ein gleiches von ihr zu besitzen, er habe es sich also von dem Maler geben lassen. „Auf wessen Befehl? fragte die Königin, denn ich beehre keinen Privatmann auf solche Weise und gedenke für Sie keine Ausnahme zu machen.“ Der König verhinderte Grumkow zu antworten, indem er vom Tische aufstand; doch folgte er der Königin nach und beschwor sie, ihm das Porträt zu lassen. Eine zweite ziemlich trockne Weigerung zog ihr einige ziemlich scharfe Spitzreden zu, worauf sich die Königin, um dem Gespräch ein Ende zu machen, zurückzog. Kaum war der König, wie er täglich zu thun pflegte, auf die Jagd gegangen, als sie den Grafen Finkenstein holen ließ, dem sie den ganzen Vorgang erzählte. Dieser, der Grumkows geschworener Feind war, freute sich dieser Gelegenheit, ihm einen Streich spielen zu können; er riet also der Königin, um noch mehr Aufsehen zu machen, sollte sie verschiedene von ihren Domestiken zu ihm schicken, um das Gemälde zu fordern und ihm sogleich sagen lassen, daß er nie eine Kopie davon erhalten würde, wenn er sich nicht anständiger gegen sie betragen und ihr die Ehrerbietung leisten lernte, die er ihr schuldig sei. Ich war bei diesem Gespräche gegenwärtig; es mißfiel mir sehr und schien mir sehr unrecht. Die Königin befolgte gleich am andern Tage pünktlich den erhaltenen Rat. Grumkow ließ ihr sagen, er habe die Gemälde so vieler großer Prinzen und Prinzessinnen,

daß er sich mit diesen über den Verlust des ihrigen trösten würde.

Bald nachher kehrten wir nach Berlin zurück. Meine Mutter hatte tägliche Unterredungen mit dem englischen Gesandten, dem Herrn von Bourguait; bald waren es vier Wochen seit sie schrieb und ungeachtet ihrer erkünstelten Zuversicht war sie in tausend Besorgnissen. Grumkow war äußerst gegen sie erbost, weder er noch seine Familie setzten den Fuß zu ihr und er erwähnte ihrer auf die unverschämteste Weise; er hatte sogar den König schriftlich um Genugthuung über den, von der Königin erlittenen Schimpf — wie er es nannte, gebeten. Ich weiß nicht, welcher gute Geist damals meinen Vater regierte, er erhielt auf seine Klagen gar keine Antwort. Mehrere Personen verwendeten sich bei der Königin für ihn und er machte ihr Entschuldigungen, die er sich bei dem Könige für ein großes Verdienst anrechnete.

Endlich kam die so sehr gewünschte Antwort aus England an; die Königin von England schrieb darin, daß sie und ihr Gemahl sehr geneigt sei, durch eine doppelte Heirat in ihren Familien das Band der Vereinigung fester zu knüpfen, daß sie aber selbige nicht vollziehen könnten, ohne sie vorher dem Parlamente vorgeschlagen zu haben. Ein anderer geheimer Brief, der für die Königin beigefügt war, ermahnte sie, standhaft zu bleiben und enthielt allerlei windige Reden, die unsern Umständen sehr wenig angemessen waren. Derjenige an meinen Bruder führte ungefähr dieselbe Sprache, schöne Worte ohne die geringste Zuverlässigkeit. Nie hat das Medusenhaupt so erstarren gemacht, wie diese Briefe meine Mutter! Sie zitterte, sie dem Könige zu zeigen und war fast entschlossen, sie zu unterdrücken und zum zweitenmale nach England zu schreiben; als darauf Herr von Bourguait kam und sie versicherte, er habe den ihrigen ganz ähnliche Aufträge für den König erhalten, sprach sie ohne Rückhalt mit dem Gesandten von dieser Handlungsweise und sagte: daß sie, wenn England so handelte, für nichts mehr stehen könnte und schon jetzt bei der Rückkehr des Königs so viele Verfolgungen erwartete, daß sie ohne eine schleunige Hilfe alles für verloren halten müsse; Herr von Bourguait suchte sie aus allen Kräften zu beruhigen.

Einige Tage nachher langte der König an. Seine erste Frage betraf die aus England zu erwartende Antwort. „Da ist sie, antwortete die Königin, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, ich hoffe, Sie werden zufrieden sein.“ — Zufrieden, rief er, nachdem er gelesen hatte, zufrieden, wenn man mich nochmals zu betrügen versucht? — und hiermit ging er ohne ein Wort weiter zu sagen aus dem Zimmer. Nach einer sehr langen Unterredung mit Grumkow, die unmittelbar darauf statt hatte, kam er zurück, ließ sich gar nichts anmerken und behandelte uns sehr gut; die Königin war froh und vergnügt, mir ging es aber ganz anders, ich kannte den König; trieb man ihn bis zur Verstellung, so war er tausendmal schlimmer als in seinen Zornausbrüchen. Sein Aufenthalt in Berlin währte nicht lang, sondern er ging bald darauf nach Potsdam zurück.

Mit dem Jahre 1729 fing eine neue Epoche an. Ein Herr von Lamotte, der Offizier in hannöverschen Diensten und ein naher Verwandter von Sastot, einem der Kammerherren der Königin war, langte eines Tages heimlich bei diesem letzten an und sagte: ich habe einen Auftrag von der größten Wichtigkeit, der aber ein unverbrüchliches Geheimnis erfordert. Einmal müssen Sie mich in Ihrer Wohnung verbergen, damit meine Ankunft geheim bleibe und dann müssen Sie einen meiner Briefe in des Königs Hände gelangen lassen. Sastot gestand ihm alles Geforderte zu und fragte ihn dann, ob das vorhabende Geschäft gut oder übel sei? — „Gut, sagte Lamotte, wenn man schweigen kann, aber sehr übel, wenn man schwatzt; da ich aber Ihre Diskretion kenne und Ihrer bedarf, um mit der Königin zu sprechen, muß ich Ihnen alles anvertrauen. Spätestens in drei Wochen will der Prinz von Wales hier sein; er will heimlich aus Hannover entwischen, um auf die Gefahr den Zorn seines Vaters auf sich zu ziehen, die Prinzessin zu heiraten. Er hat mir die Sorge des ganzen Unternehmens anvertraut und mich hierhergeschickt, um zu erfahren, ob seine Ankunft dem Könige und der Königin angenehm sein wird und man noch immer gesonnen ist, ihn mit der Prinzessin zu verbinden. Uebernehmen Sie es mit der Königin, wenn sie imstande ist, ein Geheimnis zu bewahren und keinen Verdächtigen

um sich hat, davon zu sprechen; allein um nichts zu wagen, sprechen Sie vorher mit Fräulein von Sonnsfeld, deren Diskretion mir bekannt ist und die Sie leiten wird." Noch denselben Abend kam Sastot, wie gewöhnlich zur Königin, bei der eben kein Appartement war: er zog meine Hofmeisterin bei Seite und erzählte ihr den ganzen Vorgang und bat sie um Rat. Mit Lamotte hätte er, so setzte er hinzu, nicht offenherzig sprechen können, denn er fürchtete sehr, die Königin von diesen glücklichen Nachrichten zu unterrichten, da er sehr wohl wüßte, sie würde sie sogleich der Ramen mitteilen, welche dann nichts eiligeres hätte, als sie der Seckendorf'schen Bande zu überbringen. Fräulein von Sonnsfeld war sehr verlegen, allein nach einiger Beratschlagung ward beschlossen, daß Sastot mit der Königin sprechen sollte. Man begreift leicht, welche Freude ihr diese Nachricht machte. Sie teilte sie sogleich der Gräfin von Finkenstein und meiner Hofmeisterin mit, die ihr denn alle beide die größte Verschwiegenheit anempfahlen. Ich war eben sehr krank; auf eine Ohnmacht, welche ich den Tag vorher gehabt hatte, war ein starkes Flußfieber gefolgt, welches mich im Bette hielt. Die Königin befahl Fräulein von Sonnsfeld, mich nach und nach auf das glückliche Ereignis vorzubereiten, worauf sie denn selbst mit mir sprechen wollte, um mir die Sache anzuvertrauen.

Den andern Morgen kam Fräulein von Sonnsfeld, um an meinem Bette den Thee zu trinken. Ich weiß nicht, sagte sie, was dem Sastot im Kopfe steckt? Er ist wie thöricht, singt, tanzt und macht alle möglichen Possen und alles aus Freude, wie er sagt, über eine gute Nachricht, die er niemand mitteilen will. — Er mag vielleicht zu viel getrunken haben, sagte ich und im Rausche so froh sein. — Nein versetzte sie, die Nachricht soll Sie angehen, wie er behauptet. — Guter Gott! rief ich, welche gute Nachricht könnte ich in meiner Lage erwarten und wie sollte sie mir von Sastot kommen? — Aber, fiel Fräulein von Sonnsfeld ein, wenn er sie nun unmittelbar von dem Prinzen von Wales erhalten hätte? — Nun? würde denn das Glück so groß sein? — Nein, Ihre Königliche Hoheit, sagte sie, Sie vergehen sich gegen Gott und er wird sie strafen, wenn sie solchergestalt einen Prinzen verachten, der alles für

Sie wagt. Was wollen Sie denn? vergehen und verblühen, oder den liebenswürdigen Prinzen von Weißenfels heiraten? Meine Hofmeisterin hätte sich für diese englische Heirat verbrennen lassen, so daß sie schon oft Streit unter uns veranlaßt hatte, ja wir waren in allem einig, außer über diesen Punkt. Jetzt lachte ich über ihre Raschheit, ohne auf ihre ganze Rede weiter sehr aufmerksam zu sein. Ich dachte, der Prinz von Wales hätte etwa eine ähnliche Versicherung gegeben, wie die meines Bruders an die Königin von England und dadurch die Thorheit von Sastot und die allgemeine Freude veranlaßt. Wie die Königin aber zu mir kam und mir die schöne Bescheerung mitteilte, ward mir ganz anders zu Mute. Ich blieb starr wie eine Säule und erwiderte kein Wort. Sie glaubte, die Freude sei daran schuld, umarmte mich tausendmal und sagte: Ich werde dich also glücklich sehen und meinen Zweck erreichen — welche Freude auf einmal! Ich küßte ihre Hände, die ich mit Thränen benetzte. — Du weinst! rief sie, was fehlt dir? — Ich wollte ihre Glückseligkeit nicht unterbrechen und antwortete: der Gedanke, Sie zu verlassen, betrübt mich mehr, als alle Kronen der Welt mich erfreuen können. Die Königin verdoppelte ihre Liebkosungen und begab sich dann hinweg. Ich liebte diese teure Mutter herzlich und hatte ihr nichts gesagt, als die Wahrheit; allein in welcher fürchterlichen Stimmung ließ sie mich zurück! Ich hatte einen grausamen Kampf zwischen meiner Zärtlichkeit für sie und meinem Abscheu gegen den Prinzen von Wales zu bestehen und gelangte endlich dahin, mich den Ratschlägen der Vorsehung blindlings zu unterwerfen.

Denselben Abend war Appartement bei der Königin. Ihr böser Engel führte den englischen Gesandten herbei, der ihr sogleich die von seinem Hofe erhaltenen Neuigkeiten auskramte. Nach und nach ward das Gespräch lebhafter und ohne an die Folgen zu denken, vertraute ihm die Königin des Prinzen von Wales ganzen Plan. Bourguait fragte sie voll Erstaunen, ob das alles wahr sei? — So wahr, antwortete diese, daß er Lamotte hierhergeschickt hat und der König schon von allem unterrichtet ist. Bourguait zuckte nun die Schultern und sagte: „Mein Gott! Ihro Majestät, warum sagen Sie mir das?

Ich bin unendlich unglücklich, denn ich muß es verhindern!" — Voll Schrecken fragte ihn die Königin, warum dieses nötig sei? — Weil ich, erwiederte er, Minister meines Königs bin und meine Stelle mich verbindet, ihn von einer so wichtigen Angelegenheit zu benachrichtigen. Noch diesen Abend muß ich einen Kurier nach England abschicken — wollte Gott, ich hätte die Sache nicht gewußt! Die Königin bat, flehte, that alles in der Welt, aber vergeblich, denn er ging sogleich, um seinen Kurier abzusenden. Ihre Bestürzung war unbeschreiblich! Sie war in Verzweiflung; den folgenden Morgen kam die Gräfin von Finkenstein und erzählte mir diesen Auftritt, den wir, als das einzige Mittel, das Uebel zu vermindern, vor dem Könige zu verheimlichen bemüht sein mußten.

Nach acht Tagen kam der König nach Berlin, um den Prinzen von Wales zu empfangen. Er hatte mit Lamotte eine geheime Unterredung, worauf man täglich dieser so sehnlich gewünschten Ankunft entgegen sah. Eine Staffette, die bald darauf von Hannover eintraf, kehrte diese Freude in Leid; sie meldete, daß der Prinz von Wales auf Befehl seines Vaters urplötzlich von Hannover nach England abgereist sei. — Für den König und die Königin war diese Nachricht ein Donnerschlag — doch es ist Zeit, daß ich dieses Geheimnis enthülle.

Die englische Nation wünschte die Gegenwart des Prinzen von Wales in England und hörte nicht auf den König darum zu bitten. Der König fand hingegen gar nicht seine Rechnung dabei, diesem Wunsche zu willfahren; er fürchtete einen Teil seines Ansehens zu verlieren und durch die Ankunft des Prinzen sich Parteien bilden zu sehen, die Unruhen nach sich ziehen könnten. Um mit guter Art sein Kommen zu vermeiden, hatte er selbst dem Prinzen geschrieben, daß er nach Berlin gehen und mich heiraten möchte, damit er ihn unter dem Vorwand, dieses Schrittes wegen mit ihm entzweit zu sein, noch einige Jahre in Hannover lassen könnte. Der Prinz, der die Verbindung mit mir leidenschaftlich wünschte, wollte mit Freuden seines Vaters Befehle befolgen, als Bourguait's Kourier alles verdarb. Er war an das englische Sekretariat gerichtet, so daß sich der König, um der Nation keinen Verdacht zu geben, gezwungen sah, dem Prinzen einen Befehl zu seiner Rückkehr zu

senden. Der arme Lamotte mußte die Zeche bezahlen; er ward auf zwei Jahre auf die Festung Hameln gesetzt und dann kassiert; nachmals trat er in preußische Dienste, wo er noch ein Regiment besitzt.

Mein Vater war indeß heftig gereizt, wie er sich abermals von England getäuscht sah. Wenige Tage nach der Entscheidung dieser Sache kehrte er nach Potsdam zurück, wohin wir ihn begleiteten.

Gleich nach unsrer Ankunft hatte er einen heftigen Anfall von Podagra, das ihn seit einiger Zeit plagte; diese Krankheit, mit dem Unwillen über seine betrogenen Hoffnungen verbunden, gab ihm eine unerträgliche Laune. Mich nannte er gar nicht mehr anders, als die englische Kanaille und mißhandelte mich, so wie meinen Bruder, auf das härteste. Keinen Augenblick den ganzen Tag lang durften wir ihn verlassen; wir nahmen alle Mahlzeiten neben seinem Bett ein und um uns noch mehr zu plagen, ließ er mir und meinem Bruder nur solche Dinge zu essen und zu trinken geben, vor denen wir einen entschiedenen Abscheu hatten. Gut oder übel mußten wir sie hinunter schlucken, auf die Gefahr, das Fieber zu bekommen, oder uns den ganzen Tag zu erbrechen. Kein Tag verging, ohne daß ihn nicht irgend ein unseliges Ereignis bezeichnete und man konnte die Augen nicht aufheben, ohne einige Unglückliche zu sehen, die man auf irgend eine Weise marterte. Die Ungeduld erlaubte dem König nicht, lange das Bett zu hüten, sondern er setzte sich auf einen Stuhl mit Rollen, auf dem er sich durch das ganze Schloß herum ziehen ließ, dabei hielt er immer in jeder Hand eine Krücke, um sich zu unterstützen und wir folgten diesem Triumphwagen wie arme Gefangene, die ihr Urteil erwarten.

Eines Tages, wie seine Laune ganz besonders schlimm war, erzählte er der Königen, daß er Briefe aus Anspach habe, die ihm besagten, daß der Markgraf im Mai nach Berlin kommen werde, um meine Schwester zu heiraten und daß er einen seiner Minister mit dem Verlobungsring vorausschicken würde: darauf fragte er meine Schwester: ob ihr das Freude mache und wie sie ihre Wirtschaft einrichten wolle? Meine Schwester hatte sich mit ihm auf den Fuß gesetzt, ihm alles,

was ihr in den Kopf kam, zu sagen, sogar recht derbe Wahrheiten, ohne daß er es übel aufnahm; in dem Zutrauen, daß sie es jetzt eben auch thun könnte, sagte sie: wenn ich meinen Haushalt einrichte, so halte ich mir einen guten wohlbesetzten Tisch, der sicher besser sein soll, als der Ihrige und habe ich Kinder, so quäle ich sie nicht, wie Sie die Ihrigen, indem Sie sie zwingen, Dinge zu essen, die ihnen widerstehen. — Was fehlt meinem Tisch? fragte der König, dem das Blut ins Gesicht trat. Was ihm fehlt? versetzte sie, nicht genug zu essen ist darauf und was da ist, sind Kohl und Rüben, die wir nicht ausstehen können. — Schon ihre erste Antwort hatte ihn angefangen zu ärgern, jetzt ward er wütend vor Zorn, aber anstatt sie zu strafen, fiel er über die Königin, meinen Bruder und mich her. Zum Anfang warf er seinen Teller meinem Bruder an den Kopf, der ihm nur mit Mühe auswich; ein zweiter flog auf mich zu und ich war eben so glücklich; ein Strom von Schimpfreden folgte diesen ersten Feindseligkeiten nach. Der Königin warf er die üble Erziehung vor, die sie ihren Kindern gäbe und zu meinem Bruder sagte er: du solltest deiner Mutter fluchen, sie ist daran schuld, daß du ein Taugenichts bist. In Karthago, fuhr er fort, ward ein Mann einiger Verbrechen wegen zum Tode verurteilt; wie er zum Richtplatz geführt war, forderte er seine Mutter zu sehen; sie kam, er näherte sich ihr, unter dem Vorwande, leise mit ihr zu reden und biß ihr ein Stück vom Ohr ab, wobei er ihr sagte: so behandle ich dich, damit du allen Müttern zum Beispiel dienest, die ihre Kinder nicht in der Uebung der Tugend erziehen. So kannst du auch thun, fuhr er, immer noch an meinen Bruder gerichtet, fort." Nun stand er auf, oder vielmehr: er ließ sich auf seinem Stuhle fortziehen, wie wir aber, mein Bruder und ich, neben ihm vorbeigehen wollten, um das Zimmer zu verlassen, versetzte er uns mit seiner Krücke einen Schlag, der uns, hätten wir ihn nicht abgewehrt, niedergestreckt hätte. Wir entkamen endlich glücklich aus dem Zimmer. Die Gemütsbewegung verursachte mir ein solches Zittern, daß ich mich, unfähig, aufrecht zu stehen, niedersetzen mußte. Kaum konnte man eine Ohnmacht abwehren. Die Königin kam uns nach, tröstete uns und that ihr Möglichstes, um uns zu bewegen, daß wir zum

König zurückgingen. Aber die Teller und Krücken machten uns so angst, daß wir nicht die mindeste Lust dazu hatten. Endlich mußte es aber doch geschehen und wir fanden den König, wie er sich sehr kaltblütig und ruhig mit seinen Offizieren unterhielt.

Nichts desto weniger befand ich mich sehr übel; ich mußte mich in der Königin Zimmer begeben, wo mich eine neue Ohnmacht befiel. Meiner Mutter Kammerfrau rief: Mein Gott! was fehlt Ihrer Königlichen Hoheit? Sie sehen ja fürchterlich aus! ich blickte in den Spiegel und sah Hals und Gesicht mit roten Flecken bedeckt. Ich antwortete ihr, daß ich eine heftige Gemütsbewegung gehabt hätte, der ich die Schuld davon gäbe. Dieser Zufall wiederholte sich mehrere Male; wenn ich in der Kälte war, verschwanden diese Flecken, in der Hitze kamen sie zum Vorschein. Dennoch mußte ich den ganzen Tag aushalten, ohne mich zur Ruhe begeben zu dürfen. In der Nacht befiel mich ein heftiges Fieber und den folgenden Morgen fand ich mich so ermattet, daß ich die Königin um Entschuldigung bitten mußte, nicht zu ihr zu kommen. Sie ließ mir sagen: tot oder lebendig müsse ich zu ihr kommen. Ich erwiderte, daß ich einen Ausschlag habe, der es unthunlich mache, aber sie wiederholte ihren Befehl. Man trug mich also zu Vieren in ihr Zimmer, wo ich von einer Ohnmacht in die andere fiel, dennoch schleppte man mich zum König, wo aber meine Schwester, da sie mich so schlecht und auf dem Punkt sah, den Geist aufzugeben, zum König sagte: ich beschwöre Sie, mein lieber Vater, lassen Sie meine Schwester in ihr Zimmer gehen! sie hat das Fieber und kann sich nicht aufrecht halten. — Der König fragte mich: ob das wahr sei? Du siehst sehr schlimm aus, sagte er, aber ich will dich heilen — und damit ließ er mir einen großen Becher alten, sehr starken Rheinwein geben, den ich mit Gewalt trinken mußte. Mein Ausschlag war zurückgetreten und ich rang mit dem Tode. Kaum hatte ich den Wein getrunken, so fing ich an, irre zu reden; ich beschwor die Königin, mich hinwegbegeben zu dürfen und unter der Bedingung, daß ich am Abend wieder auszugehen verspräche, ward mir das endlich erlaubt.

Ich legte mich also mit meinem Kopfputz nieder, aber kaum war ich zu Bett, so nahm das Fieber dergestalt überhand, daß

es mich der Vernunft völlig beraubte. Der Arzt, den man herbeirief, hielt mein Uebel für ein hitziges Fieber und gab mir drei meiner Krankheit ganz widerstrebende Mittel. Von Zeit zu Zeit kehrte meine Vernunft zurück; dann bat ich Gott, mich zu sich zu nehmen und sagte zu meiner in Thränen zerfließenden Hofmeisterin: „Warum weinen Sie? die Vorsehung hat mich durch alle Leiden, die über mich ergingen, gegen die Welt gleichgültig gemacht und nun will sie mir das höchste Glück gewähren. Ich bin an allem Kummer meiner Mutter, meines Bruders schuld; mein Tod wird ihn beendigen. In diesem Fall sagen Sie dem König, daß ich ihn um zwei Dinge bitte, einmal, daß er mir seine väterliche Liebe wieder schenke und daß er gütiger gegen meine Mutter und meinen Bruder sei und ihren Zwist mit mir ins Grab lege." — Sechsunddreißig Stunden blieb ich zwischen Leben und Tod und endlich zeigte es sich, daß ich die Kinderpocken hatte.

Der König hatte sich seit dem Anfang meiner Krankheit nie nach mir erkundigen lassen. Sobald er hörte, welches mein Uebel sei, schickte er mir seinen Oberchirurg, um sich zu unterrichten, ob es wirklich die Kinderblattern wären? Dieser Grobian sagte mir tausend harte Dinge im Namen des Königs und seiner eignen widrigen Person. In jedem andern Augenblick hätte er mir Galle erregt, jetzt litt ich zu sehr, um auf seine Unverschämtheit zu merken. Sobald er meine Krankheit bestätigt hatte, kam man, mir von Seiten des Königs Arrest anzukündigen. Alle Zugänge zu meinen Zimmern wurden versiegelt und befohlen, daß niemand, der von dem König oder der Königin käme, den Fuß zu mir setzen solle. So sah ich mich also wie eine Pestkranke behandelt und hatte keine Hülfe, als meine Hofmeisterin und meine Kammerfrau, welche letztere schwanger und also wenig imstande war, Mühseligkeit zu ertragen. In einer Kammer, wo es fror, um Steine zu sprengen und von aller Welt verlassen, war ich's dennoch nicht von meinem Bruder, der die Blattern schon gehabt hatte; täglich kam dieser zu mir und brachte die Stunden, wo er sich von dem Könige entfernen konnte, bei mir zu. Die Königin ließ sich alle Augenblicke nach mir erkundigen, durfte mich aber nicht sehen. Neun Tage lang war ich sehr schlecht, alle Umstände meiner Krankheit waren

tötlich und wer mich sah, meinte, ich würde für mein ganzes Leben entstellt sein. Dennoch entging ich dem Tode und behielt von dieser grausamen Krankheit keine Spur.

Indeß kam Herr von Bremer nach Berlin, um sich im Namen des Markgrafen von Anspach mit meiner Schwester zu verloben. Die Ceremonie ward ohne alles Gepränge vollzogen. Der König war seine Gicht und seine üble Laune los, nur gegen mich hatte er sie behalten und nie trat der liebenswürdige Holzendorf in mein Zimmer, ohne mir in seinem Namen die unangenehmsten Dinge zu sagen. Dieser böse Mensch war damals in der höchsten Gunst, alle Welt beugte das Knie vor ihm; aber er benutzte seine Lage nur, um allen rechtlichen Leuten zu schaden, besonders aber der Königin, meinem Bruder und mir. Er war Seckendorf's Kreatur — das ist genug gesagt.

Der König behandelte meinen Bruder jetzt etwas milder, aber blos aus Politik und auf Grumkow's Zuraten, der ihn ganz in Händen hatte. Graf Finkenstein und Oberst Kalkstein standen beide seinen Plänen im Wege, man mußte sie also von meinem Bruder entfernen und zwar unter dem Vorwand, daß er keiner Hofmeister mehr bedürfe; er trug dem König seine Ursachen vor und gewann ihn ganz für seine Meinung; beide Hofmeister wurden ehrenvoll abgedankt und erhielten ein ansehnliches Jahrgeld für ihre Dienste. An ihre Stelle traten zwei Offiziere, jedoch ohne die geringste Gewalt über meinen Bruder zu erhalten, der eine war der Oberst Rochow, der andere Herr von Kaiserling beides rechtliche Leute, der erste, wie es der Verfolg dieser Memoiren zeigen wird, von wenig Genie, der andere aber hatte unendlich viel Verstand, allein keine Religion; er hatte sehr viel gelesen und that sich etwas darauf zu gut, ein Dichter zu sein. Aus dieser Darstellung begreift man leicht, daß Kaiserling meinem Bruder viel besser wie Rochow gefiel, denn er liebte die Wissenschaften sehr und fand bei diesem jungen Mann seine Rechnung. Nur kurze Zeit waren sie beisammen, so kamen sie auf religiöse Gegenstände zu sprechen; Kaiserling erregte bei meinem Bruder Zweifel, die ein andrer Mensch, den ich nächstens schildern werde, bald unausrottbar befestigte.

Er kam fast täglich zu mir. Wir beschäftigten uns mit

Lesen und Schreiben. Ich erinnere mich noch, wie wir Scarrons komischen Roman lasen und Satyren daraus zogen, die wir auf die ganze kaiserliche Bande anwendeten. Grumkow nannten wir: La Rancune, den Markgrafen von Schwedt, der mit seinen Ansprüchen wieder herauszurücken anfing, Saldagne; Seckendorf: La Rapiniere; sogar der König ward in diesem feinen Machwerk nicht geschont und ich darf gar nicht sagen, welche Rolle er darin spielte. Wir zeigten es der Königin, die sich sehr daran ergötzte. Sicherlich hätten wir vielmehr einen derben Verweis verdient; Kinder sollen die, ihren Eltern schuldige Ehrerbietung nie aus den Augen setzen und ich habe es mir seitdem tausendmal vorgeworfen, damals so sehr gegen diesen Grundsatz gefehlt zu haben. Unsre Jugend und der Beifall, den man diesen schönen Geistesfrüchten gab, muß uns einigermaßen entschuldigen. Madame Bouvillon wurde in unserm satyrischen Romane nicht vergessen; wegen der Aehnlichkeit ihrer Gestalt, erhielt die Hofmeisterin der Königin diesen Namen. Wir scherzten mehrmals in ihrer Gegenwart darüber, so daß sie neugierig ward, zu wissen, wer diese Madame Bouvillon sei? Ich antwortete ihr, daß man die Kamerera Major der Königin von Spanien so nenne und sie alle von dieser Familie sein müßten. Sechs Wochen darauf, wie eben bei der Königin Appartement war, ward von dem spanischen Hofe gesprochen und sie glaubte nichts schöneres in der Welt sagen zu können, als wenn sie versicherte, daß alle Kamerera Majors von der Familie Bouvillon wären. Die ganze Gesellschaft lachte ihr ins Gesicht; sie merkte nun, daß ich ihr etwas weis gemacht hatte und wie sie sich weiter erkundigte, erfuhr sie die Geschichte der Heldin, die ich zur Würde der Kamerera Major erhob. Sie begriff sogleich, daß ich über sie gespottet hatte und war so bös, daß ich sie nur mit vieler Mühe versöhnen konnte. Ich hatte sie gerne und schätzte sie: was ich gethan hatte, geschah einzig, um die Königin zu ergötzen. Seitdem habe ich diese Spottsucht abgelegt; man thut besser, sich als andere zu bekritteln; ihre Fehler fallen uns in die Augen, indeß die unsern uns entgehen. Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Da der Markgraf von Anspach in acht Tagen ankommen sollte und weder er, noch meine Schwester die Blattern gehabt

hatten, schaffte man mich vor seiner Ankunft in Potsdam weg. Vor meiner Abreise ging ich zum König, allein meine Mutter lies mich nicht lange bei ihm, er mißhandelte mich gewöhnlich, und meine Mutter fürchtete, die Gemütsbewegung möchte mir, da ich noch nicht ganz hergestellt war, schädlich werden. Wie ich in Berlin ankam, fand ich die Gräfin Amalie mit dem Staatsminister von Viereck versprochen. Ihr alter Liebhaber war vor einem Jahre in England gestorben; wie sie die Nachricht erhielt, befand sie sich am Hof, mitten im Zirkel; sie ergriff sie so heftig, daß sie ohnmächtig niedersank. Diese Begebenheit hatte ihrer Gunst bei der Königin geschadet und sie tröstete sich über den Verlust, indem sie einen andern Mann nahm. Der König, die Königin und die ganze Familie kamen mir bald nach. Die Hochzeit meiner Schwester ward mit Pomp und Gepränge gefeiert und nachdem sie vierzehn Tage darauf mit ihrem Gemahl abreiste, ward ich meiner Einsamkeit entlassen.

Wir blieben nicht lange in Berlin, sondern folgten dem König nach Wusterhausen. Dort gingen die Zänkereien von neuem los; täglich gab es Streit und der Zorn meines Vaters gegen meinen Bruder und mich ging endlich so weit, daß er uns, die Mahlzeiten ausgenommen, aus seiner und der Königin Gegenwart verbannte. Kaum gestand er uns das Notwendige zu; von früh bis Abend plagte uns der Hunger und wir nährten uns, mein Bruder und ich, von nichts als Milch und Kaffee und mittags und abends erhielten wir dabei vor aller Welt die schönst möglichsten Ehrentitel. Nachmittags ließ uns die Königin heimlich zu sich kommen; ihre Spione paßten indeß allezeit auf, um sie von der Rückkehr des Königs zu benachrichtigen. Eines Tages, wie wir auch bei ihr waren, hatten sie die Nachlässigkeit, es zu unterlassen und da das Zimmer, wo wir uns befanden, keinen andern Ausgang hatte, mußten wir einen schnellen Entschluß fassen. Mein Bruder verbarg sich in einem Wandschrank und ich schlüpfte unter der Königin Bett. Kaum hatten wir Zeit dazu, als der König eintrat. Unglücklicher Weise war er sehr müde; er schlief ein und schlief zwei Stunden lang. Ich befand mich in der lästigsten Stellung und erstickte fast unter dem sehr niedrigen Bett. Von Zeit zu Zeit guckte ich leise mit dem Kopf heraus, um zu sehen, wie lange der

Schlaf dauerte. Hätte jemand den Auftritt mit angesehen, er hätte sich des Lachens nicht enthalten können. Endlich wachte der König auf und ging seiner Wege; wir krochen aus unsern Höhlen heraus und baten die Königin inständig, uns keiner solchen Komödie mehr auszusetzen. Mehrmals bat ich die Königin, meinem Vater schreiben zu dürfen, um die Ursache seines Zornes zu erfahren und wenn ich ihn beleidigt hätte, seine Verzeihung zu erlangen. Sie verbot es mir aber jederzeit — was hülfe es, sagte sie, er würde dir seine Gunst versprechen, aber unter der Bedingung, den Markgrafen von Schwedt oder den Herzog von Weißenfels zu heiraten — was würdest du alsdann thun können? Diese Gründe waren nicht ohne Gewicht und ich mußte mich fügen.

Auf diese Stürme folgten ein paar gute Tage, aber nur, um noch böseren Platz zu machen. Der König ging nach Libnow, wo er eine Zusammenkunft mit dem König von Polen und dessen ältesten Sohn hatte. Ungeachtet aller Hindernisse, die man ihm in den Weg gestellt hatte, hoffte mein Vater noch immer, meine Heirat mit dem Könige von Polen zustande zu bringen. Der Kronprinz von Polen widerstand allen Bitten der beiden Könige und war nicht zur Unterzeichnung des Kontrakts zu bewegen; mein Vater, der sich demnach gezwungen sah, diesen Plan aufzugeben, fand es für gut, mich sogleich, noch in Gegenwart des Königs von Polen, feierlich an den Herzog von Weißenfels zu versprechen. Bei seiner Rückreise kam er durch Dam, ein kleines Städtchen, das diesem Prinzen gehörte und hielt sich einige Tage daselbst auf. Während dieser Zeit waren wir in Wusterhausen geblieben, wo wir, da wir keinen Mißhandlungen ausgesetzt waren, einer Art von Ruhe genossen. Dies ging aber mit der Rückkehr des Königs zu Ende; er sah meinen Bruder gar nicht mehr, ohne ihm mit dem Stocke zu drohen und dieser sagte mir oft: die Mißhandlungen würde er immer mit Ehrerbietung ertragen, käme es aber je zu Schlägen, so liefe er davon, denn diese gedächte er nie zu ertragen.

Keith, der Page des Königs, war indeß Offizier geworden, bei einem Regimente, das im Cleve'schen lag. Uns hatte diese Beförderung sehr gefreut, denn wir hofften, mein Bruder sollte nach seiner Entfernung wieder auf die gute Bahn zurückkehren

und seine Ausschweifungen unterlassen. Aber leider traf das Gegenteil ein. Er fand einen andern, noch viel gefährlicheren Liebling, den Sohn des Feldmarschalls von Katt und Enkel des Feldmarschalls von Wartensleben. Sein Vater hatte ihn sehr gut studieren lassen und seines ausgezeichneten Genies wegen zum Zivildienst bestimmt, das hatte aber dem Könige nicht gefallen; er versetzte ihn also in Kriegsstand, worin er damals Kapitän der Gensdarmes war. Der häufige Verkehr in dem Hause des französischen Gesandten, Grafen von Rotenburg, verschiedene Reisen, Fleiß und Lektüre hatten seinen Geist und seine Sitten verfeinert; er war sehr gebildet und besaß dabei einen höchst angenehmen und leichten Gesprächston. Zugleich war er sehr häßlich von Gesicht, braun und voll Näte, die ihm die Kinderblattern zurückgelassen hatten; seine dicken schwarzen Augenbrauen, die ihm fast das Auge bedeckten und sich über der Nase vereinigten, gaben ihm eine unglückselige Physiognomie. Er war ungeheuer ausschweifend und spielte den starken Geist. Bei ihm verlor mein Bruder alles Christentum und ließ sich zur zügellosesten Liederlichkeit hinreißen. Ich merkte wohl hie und da etwas in meines Bruders Gesprächen und widerlegte oft sein System einer Vorherbestimmung, durch welches er behauptete, daß man sich der Sünde nicht erwehren könnte, sobald man für sie vorher bestimmt sei. Ich dachte aber nicht, daß er mit diesem Satz alle Religionsbegriffe umstürzen würde.

Endlich verließen wir Wusterhausen, um nach Berlin zurückzukehren. Da der König meiner Heirat mit dem Herzog von Weißenfels gar nicht mehr erwähnt hatte, glaubte sich meine Mutter in vollkommener Sicherheit. Eines Abends bekam sie einen Brief von meinem Bruder, den ihr einer seiner Leute insgeheim überreichte; er sagte ihr darin, daß er in Verzweiflung sei, denn der König habe sich endlich bis zu Thätlichkeiten hinreißen lassen und habe ihn auf's Grausamste mit dem Stocke mißhandelt, so daß er geglaubt habe, er würde ihn in seiner Wut umbringen. Zum Schluß sagte er, daß seine Geduld zu Ende sei, er habe zu viel Ehre, um sich wie ein Elender behandeln zu lassen und erlangte er nicht bald von Seiten Englands das Ende seiner Leiden, so würde er gezwungen sein, andere, entschiedene Wege einzuschlagen, deren er sich gerne enthoben

sähe. Man denke sich die Wirkung dieses Briefes auf mich und die Königin! Unser Schmerz war unbeschreiblich; ich ahnte seine traurigen Folgen und verstand besser, wie die Königin, was mein Bruder darin andeutete und daß von einer Flucht die Rede sei. Flehend wagte ich es, meine Mutter zu bitten, daß sie dem König seinen Willen ließ, sie sehe ja die Uneinigkeit, die in der Familie herrschte, die Art, wie mein Bruder vom König behandelt würde und wie sehr der König seit einem Jahre erbittert worden wäre; ich wollte gern das Opfer von allem diesem sein und es gäbe keinen Schritt, wie schwer er auch wäre, zu den ich mich nicht lieber mit Freuden entschlösse, als diesen Zwiespalt und den Kummer, der daraus für meinen Bruder entstehe, länger zu ertragen. Diese Reden brachten sie sehr gegen mich auf. — Willst du mir das Herz durchbohren, rief sie und Niederträchtigkeiten begehen, die deiner und meiner unwürdig sind? Thue dann, was du willst, ich aber gebe dir unverzüglich meinen Fluch und verleugene dich als meine Tochter. Bei diesen Worten geriet sie in solche Heftigkeit, daß sie mich erschreckte und ich hatte alle Mühe von der Welt, sie zu beruhigen und meinen Frieden mit ihr zu machen.

Seit der Heirat der Gräfin Amalie hatte Fräulein von Bülow, der Königin erste Hofdame, den Platz in der Gunst dieser Fürstin, den jene verloren hatte, gewonnen. Der Charakter dieses Fräuleins war dem der ersten ganz entgegengesetzt; sie war gut, dienstfertig und that Niemandem Schaden; ihr einziger Fehler war eine unermeßliche Intriguensucht. Sie stand mit Herrn von Bourguait, dem englischen Gesandten und seiner Frau in sehr freundschaftlichem Verhältnisse und noch mehr mit Herrn von Kniephausen, dem ersten Staatsminister des Berliner Hofes, wodurch es der Königin sehr leicht ward, alle, auch die geheimsten Geschäfte zu erfahren. Die boshafte Ramen ging auch ihren Weg fort; sie brachte der Königin falsche Nachrichten über den König zu, indeß sie sie selbst verriet und ihren Feinden gleichsam verkaufte. Seit dem Briefe meines Bruders wußte die Königin nicht mehr, welchen Heiligen sie anrufen sollte. Eversmann, dessen ich in diesen Memoiren schon öfter erwähnt habe, war damals des Königs inniger Günstling.

Meine Mutter wußte, daß dieser Mensch von Seckendorf und Grumkow bezahlt, alles Mögliche that, um den König bei aller Gelegenheit gegen seine Familie zu erbittern; sie beschloß also ihn um jeden Preis zu gewinnen und sprach darüber mit Herrn von Bourguait. Fünfhundert Thaler war alles, was sie von ihm erhalten konnte; sie legte eben so viel ihrerseits hinzu und nachdem sie freundschaftlich mit Eversmann gesprochen und ihm prächtige Versprechungen gemacht hatte, gab sie ihm diese Summe und sagte dabei, daß sie in Vergleich der Vorteile, die ihm in der Zukunft bevorständen, wenn er sich ihrer Partie anschließe und seine Pflicht thäte, eine bloße Kleinigkeit sei. Er versprach alles, verriet es aber sogleich an den König, bei dem er sich ein großes Verdienst aus seiner treulosen Anhänglichkeit machte; dadurch ward der König noch mehr gegen meine Mutter erbittert und wir sanken in einen Abgrund, aus dem wir uns nur mühsam wieder aufhelfen konnten.

Jetzt komme ich zu dem kritischen Zeitpunkt dieser Memoiren, zu dem Jahre 1730, welches wohl das allergrausamste meines Lebens war. Der König kam zum Neujahrsfest nach Berlin; die ganze Zeit seines Aufenthaltes war er gut gelaunt und die Heiratsgeschichten wurden gar nicht berührt; wir hatten Mittel gefunden, meinen Bruder zu beruhigen und schmeichelten uns nun nach den vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten ein wenig zu ruhen. Allein wer kennt die Falten des menschlichen Herzens und wer dürfte auf ein dauerndes Glück rechnen? Der König verließ Berlin, um sich nach Potsdam zu begeben; nach einigen Tagen empfing der Graf von Finkenstein ein Billet von ihm, mit einer Ordre, die er nur in Gegenwart von Grumkow und des Feldmarschall von Bork, welche beide Staatsminister waren, erbrechen sollte. Diese beiden Männer hatten Befehl erhalten, sich zu Finkenstein zu begeben. Sobald sie versammelt waren, lasen sie die Ordre, in welcher ein Brief des Königs an die Königin enthalten und der folgenden Inhalts war: „Sobald ihr alle drei, nämlich Grumkow, Bork und Finkenstein, versammelt seid, begebt euch zu meiner Frau und sagt ihr in meinem Namen, daß ich ihrer Intriguen müde bin, daß ich durchaus nicht mehr das Spielzeug Englands, welches mich und meine Familie entehrt, sein will: daß ich ent-

schlossen bin, meine Tochter Wilhelmine Allen zum Trotz zu verheiraten, aber aus außerordentlicher Gnade gegen meine Frau ihr erlaube, zum letzten Mal nach England zu schreiben, um zu erfahren, ob man die einfache Heirat eingehen wolle, oder nicht, aber dagegen auch fordere, daß meine Frau, wenn die Antwort nicht nach Wunsch ausfällt, ihr Ehrenwort gebe, sich der Heirat meiner Tochter nicht mehr zu widersetzen. Sie kann zwischen dem Markgrafen von Schwedt und dem Herzog von Weißenfels wählen. Wenn sie aber diese Bedingungen nicht eingeht, sagt ihr, daß ich auf immer mit ihr breche und sie sich mit ihrer unwürdigen Tochter, die ich dann nicht mehr für die meinige anerkennen will, nach ihrem Witwensitz Oranienburg zurückziehen kann. Thut eure Pflicht, wie es treuen Unterthanen geziemt und wendet alle Kräfte an, sie zur Fügung in meinen Willen zu bewegen. Ich werde euch dafür Dank wissen, es aber im entgegengesetzten Fall an euch und euren Familien ahnden und bin euer gewogener König Wilhelm."

Sogleich nach Lesung dieses Briefes begaben sie sich zu der Königin. Diese erwartete nichts weniger, als das; der Graf von Finkenstein fand aber doch Mittel, sie zu benachrichtigen. Sie überreichten ihr den Brief des Königs, der in so harten Ausdrücken abgefaßt war, daß ich ihn lieber mit Stillschweigen übergehe; darauf übergaben sie ihr den erhaltenen Befehl und sprachen mit ihr, wie sein Inhalt sie anwies. Grumkow zeichnete sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders aus. Er folgte dem Beispiel des Teufels; denn nachdem er ihr vergeblich alle politischen Ursachen angeführt hatte, warum der Vorteil des Königs dieses Opfer erheische, wollte er ihr aus der heiligen Schrift beweisen, daß die Weiber ihren Männern unterthan sein sollen und daß, wenn es auf kindlichen Gehorsam ankäme, die Kinder ihn dem Vater, vorzugsweise vor der Mutter, schuldig wären, auch daß ein Vater das Recht habe, seine Tochter ohne ihre Neigung zu einer Heirat zu zwingen. Die Königin antwortete ihm dagegen mit dem Beispiele Bethuels, der den Dienern Abrahams, wie sie für seinen Sohn Isaak um Rebecka anhielten, antwortete: lasset das Mägdlein holen und fordert ihre Einwilligung. Sie kenne, setzte sie hinzu, die Unterwerfung, welche das Weib dem Manne schuldig sei, daß

sie sich aber nur auf vernünftige Dinge beschränke, welche weder der Billigkeit, noch Gerechtigkeit widerstrebten; daß aber nun weder die eine, noch die andere darin bestände, wenn man mich an einen rohen, wütenden, ausschweifenden, von Lastern gebrandmarkten Menschen verheiratete, der über dieses der jüngste des Brandenburgischen Hauses wäre, polnischer General, apanagierter Prinz, kaum fähig, selbst standesgemäß zu leben, noch viel weniger mich anständig zu erhalten; in einem ganz unverhältnismäßigem Alter sei, von einer höchst unangenehmen Gestalt und endlich von jedem Vorteil entblößt, der eine Neigung zu ihm einflößen könnte. Was hingegen des Königs Drohungen, sich von ihr scheiden zu lassen, anbeträfe, so wären sie nichtig und die ganze Sache stände gar nicht in des Königs Gewalt. Sie habe ihm nie, weder durch ihr Betragen, noch ihre Handlungen Ursache zu Klagen gegeben; sie hielt es also unter ihrer Würde, auf diesen Artikel weitläufiger zu antworten. Den Befehlen des Königs gemäß, würde sie übrigens nach England schreiben, aber nie in eine der beiden vorgeschlagenen Heiraten willigen; viel lieber würde sie mich tot, als in ein solches Unglück gestürzt sehen. Am Ende dieser Erklärung sagte sie: mir ist nicht wohl; man sollte mir in meinem Zustande mehr Schonung beweisen. Hierauf sagte sie Grumkow noch einige Anzüglichkeiten und begab sich in sehr heftiger Bewegung hinweg.

Sobald sie Abschied genommen hatten, ließ mich die Königin rufen, sie weinte heftig, teilte mir den ganzen, soeben erzählten Vorgang mit und zeigte mir den Brief des Königs, auf den ich nur mit meinen Thränen antworten konnte. Dieser schreckliche Brief mußte jedoch beantwortet werden; was sie schrieb, war rührend und widerholte alles, was sie den drei Marschällen gesagt hatte. Nachher ging sie mit der Gräfin von Finkenstein, meiner Hofmeisterin und mir über den zu nehmenden Entschluß zu Rat. Man kam einstimmig dahin überein, daß sie die Kranke so gut spielen solle, daß ihre Kammerfrauen selber betrogen würden. Die Gräfin Finkenstein sagte ihr bei dieser Gelegenheit, daß sie nicht wüßte, wer die Personen wären, die alles, was bei ihr vorging, selbst die Gespräche, welche die Königin allein mit ihr führte, ausschwatzten. „Ihro Majestät, fuhr sie fort, kann in diesem kritischen Zeitpunkt nicht vorsichtig

genug sein, man horcht an allen Thüren und Menschen, die Ihnen zugethan scheinen, verraten Sie.“ Die Königin antwortete: sie können von meinen Geheimnissen nichts verraten, denn sie wissen sie nicht und der Namen bin ich gewiß. Wir sahen uns alle drei auf eine Weise an, die ihr unsere Gedanken verraten mußte; allein obschon sie es sehr wohl bemerkte, wollte sie doch nichts davon wissen.

Noch an demselben Abend, bei Tisch, that sie, als sei sie unpäßlich. Wir spielten alle unsere Rollen so gut, daß jedermann getäuscht wurde, die Ramen ausgenommen, die man vom ersten Augenblick an von der Komödie benachrichtigte. Tags darauf blieb sie zu Bett und beobachtete allen Brauch einer förmlich Kranken. Das alles hinderte sie aber nicht, meinem Bruder heimlich zu antworten, ihm den ganzen Vorgang mitzuteilen und den Entwurf eines Briefes, den er an die Königin von England schreiben sollte, zu schicken. Er sollte darin sagen, daß er sich meiner Heirat wegen zwar schon an sie, wenn gleich ganz ohne Erfolg, gewendet hätte, aber dadurch nicht mutlos gemacht sei, indem er ihr gutes Herz und das des Königs von England, nebst ihrer Zärtlichkeit für die Königin, seine Mutter und ihre Familie zu wohl kenne, um zu glauben, daß sie bei dem Zustand, in welchen wir geraten wären, länger anstehen sollten, ihre Einwilligung zu meiner Heirat mit dem Prinzen von Wales zu geben; daß sie dadurch nichts wagten, weil er sein Wort gäbe, nie eine andere, als die Prinzessin Amalie, ihre Tochter zu heiraten; wenn sie aber diese Sache im Gegenteil noch mehr in die Länge zögen, würde er sich nicht nur seines Versprechens entbunden halten, sondern den ersten Heiratsvorschlag annehmen, den ihm sein Vater mache. Mein Bruder stand nicht an, diesen Brief abzuschreiben, der zu gleicher Zeit, wie der meiner Mutter, der sehr stark war, abgesandt wurde. So viel Abscheu ich gegen diese Heirat gehabt hatte, so sehr wünschte ich nun, offenherzig gesagt, daß sie stattfinden möchte. Unter drei mir drohenden Uebeln war es das geringste; und ich sah nur zu deutlich voraus, welch' ein Schicksal uns erwartete, wenn sie fehlschlagen sollte.

So währte es einige Tage. Die Königin verließ nachmittags das Bett und speiste mit uns zu Nacht; allein den

fünfundzwanzigsten begann die Krisis. Sie erhielt nämlich eine neue Gesandtschaft vom König, die aus denselben Personen wie die erste bestand, aber ihre Aufträge waren jetzt viel stärker als das vorige Mal; der König beharrte auf seiner Drohung, sie auf ihren Witwensitz zu schicken; zugleich drohte er aber, mich zwischen vier Mauern einzusperren und meinen Bruder ins Unglück zu stürzen. England that er gar nicht mehr Erwähnung, sondern sagte, daß er nichts mehr davon hören wollte; selbst wenn es noch nachgeben sollte, würde er mich ihm abschlagen, sie sollte also gutwillig einen der gethanen Vorschläge wählen, oder der Ahndung des Königs für ihren Eigensinn, deren ganze Last auf mich fallen würde, gewiß sein. Alles dieses von einem zweiten, noch weit heftigern, Briefe des Königs begleitet, erschütterte die Königin nicht, sie beharrte fest auf ihrer Weigerung und sagte: der König könnte sie eher töten, als ihre Einwilligung erlangen. Den folgenden Tag legte sie sich wieder nieder, um von Neuem die Kranke zu spielen. Von einem Augenblick zum andern sahen wir gewaltsamen Maßregeln entgegen, Unruhe und Kummer griffen meine ohnehin zarte Gesundheit auch dergestalt an, daß ich weder schlafen, noch essen konnte und sichtbar magerer ward.

Acht Tage verstrichen in dieser peinlichen Lage, als endlich die Antwort von England ankam. Sie folgte ganz der alten Weise; der König und die Königin von England waren sehr geneigt meine Heirat zu vollziehen, vorausgesetzt, daß die meines Bruders zu gleicher Zeit stattfände. Der Brief der Königin, welcher an meinen Bruder gerichtet war, enthielt bloße Komplimente. Meine Mutter teilte mir diese Nachrichten gleich mit, war aber so davon angegriffen, daß wir für ihre Gesundheit fürchteten. Sie begleitete diesen schönen Bescheid, der dem König dennoch vorgelegt werden mußte, mit einem sehr rührenden Brief, in der Hoffnung, ihn zu erweichen; er schickte ihr aber Brief und Einschluß, ohne es gelesen zu haben, zurück; denn die Ramen, der die Königin alles anvertraut hatte, war ihr zuvorgekommen und hatte ihn von allem unterrichtet.

Den Abend kam Eversmann von Potsdam; er begab sich sogleich zur Königin und sagte ihr, daß der König gegen sie und mich im äußersten Zorn sei und geschworen hätte, die

entschiedenste Gewalt anzuwenden, wenn sie nicht in seine Wünsche einstimmte. Jedermann litt, setzte er hinzu, von seiner übelsten Laune und er habe meinen Bruder auf das grausamste gemißhandelt, denn er habe ihn bei den Haaren gepackt, durch das Zimmer geschleift und völlig blutig geschlagen. Wie er sie darauf verließ, kam er im Vorzimmer zu mir und sagte in einem unverschämten Tone: „wie lange wollen Sie noch die Uneinigkeit in der Familie erhalten und den Zorn des Königs sich zuziehen? Ich sage es Ihnen als Freund unterwerfen Sie sich gutwillig seinem Befehl, oder erwarten Sie die abscheulichste Schmach. Ich weiß, was im Vorschlag ist; Ihnen bleibt kein Augenblick zu verlieren; geben Sie mir einen Brief für den König und setzen Sie sich über alles, was Ihnen die Königin sagen könnte, hinweg. Ich sage Ihnen das alles nicht für meinen eigenen Kopf, sondern auf des Königs Befehl." — Man setze sich an meine Stelle und urteile, was ich empfand, da ein elender Kammerdiener mich also behandelte. Dennoch mußte ich kaltes Blut behalten; ich antwortete also: die Ungnade des Königs ist das Schmerzlichste, was mir begegnen kann und ich werde alles thun, um seine Gunst wieder zu gewinnen, ich kenne das gute Herz meines Vaters und seine väterliche Zärtlichkeit zu wohl, um zu glauben, daß er mich leichtsinnig wolle ins Unglück stürzen, aber dennoch werde ich mich seinen Befehlen, so hart sie auch sein mögen, unterwerfen, sobald er nur mit meiner Mutter übereinstimmt. Ich weiß es, daß er als Vater alle Rechte über mich hat, allein die Ansprüche meiner Mutter sind nicht weniger gültig. Ich bin auch bereit, mit jedem Eid, den mir der König vorlegen wird, zu versichern, daß ich nie den Prinzen von Wales heiraten will, wenn er mich nur dann mit den zwei Menschen, vor denen ich einen unübersteiglichen Widerwillen habe, zu verschonen verspricht." — Nun wandte er sich an meine Hofmeisterin und sagte: der König befiehlt Ihnen, die Prinzessin zu der Heirat mit dem Herzog von Weißenfels zu bereden und im Fall, daß sie diesen durchaus nicht wolle, mit dem Markgrafen von Schwedt. Wenn sie aber die Befehle der Königin den seinigen vorziehen, will er sie auf Wasser und Brod nach Spandau schicken und Ihre ganze Familie zu Grunde richten. — Das hat der König in

seiner Gewalt, antwortete sie sehr kaltblütig; er hat mich in Pflicht genommen, die Prinzessin zu erziehen, aber nicht sie zu seiner Heirat zu bereden. Ich mische mich nicht darein, ihr weder die eine noch die andere Partie in den Kopf zu setzen und bitte Gott, daß er sie leiten möge, das ihr Zuträglichste zu wählen. — Wissen Sie denn aber, fuhr er fort, was der König vor hat und wozu er entschlossen ist, wenn sie in ihrer Halsstarrigkeit fortfährt. — Nein, antwortete sie, ich mische mich in nichts und will es nicht wissen. — Ich will's Ihnen aber dennoch sagen, fuhr er fort, der König giebt der Prinzessin drei Tage Bedenkzeit und wenn sie dann noch auf ihrer Weigerung beharrt, will er die beiden Prinzen nach Wusterhausen kommen lassen und die Prinzessin zwingen, einen von ihnen zu heiraten. Willigt sie nicht freiwillig ein, so erwartet man die priesterliche Einsegnung nicht, sondern sperrt sie mit dem Herzog ein und dann ist sie glücklich, wenn er sie nachher noch heiraten will. — Fräulein von Sonnsfeld und Frau von Konnken, die Hofmeisterin der Königin, waren über diese Rede, die ich von ferne auch mit anhörte, vor Erstaunen ganz erstarrt! Frau von Konnken konnte es aber nicht ertragen und wusch ihm weidlich den Kopf, er beharrte aber auf seiner Aussage und versicherte, daß es kein Mittel gäbe, dem Uebel zu entgehen. Giebt es denn aber, sagte endlich Frau von Konnken, in der ganzen Welt keine andere anständige Heirat für die Prinzessin, daß man sie gerade zu einer von diesen beiden zwingen will? — Wenn die Königin, antwortete er, mit Ausschluß des Prinzen von Wales eine bessere weiß, wird es, glaube ich, dem Könige, obschon er von Herzen wünscht, sie mit dem Herzog von Weißenfels zu verbinden, dennoch ziemlich einerlei sein.

Der Befehl der Königin, der uns zu sich rief, machte dieser Unterredung ein Ende. Sie sah an meinem Gesichte, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte und ich teilte ihr mit möglichster Schonung Eversmann's Predigt mit. Nach langer Beratschlagung beschloß sie des folgenden Tages mit dem Marschall von Bork zu reden; er war ein sehr redlicher Mann und konnte ihr über ihre damalige Lage Licht geben. Sie ließ ihn also zu sich berufen und erzählte ihm in Beisein ihrer Hofmeisterin alles, was den Tag vorher vorgegangen war. Sie

haben sich, fuhr sie fort, Ihrer Aufträge von Seiten des Königs erledigt und ich habe Ihnen, als seinem Gesandten, geantwortet; jetzt haben Sie mit jener Sache nichts mehr zu thun; ich fordere Ihren Rat wie den eines Freundes und will, daß Sie mir gewissenhaft antworten. — Der Marschall zuckte die Schultern; ich bin in Verzweiflung, sagte er, die Königliche Familie in solchem Zwiespalte zu sehen und zu erfahren, welchen bittern Verdruß Ihre Majestät ertragen müssen. Bis jetzt hoffte ich immer, England würde endlich einen günstigen Entschluß fassen, da es aber in seinen Antworten beharrt, sehe ich nicht, wie sich Ihro Majestät aus dieser Verlegenheit ziehen können. Was Eversmann gestern von den gewaltthätigen Schritten gesagt hat, die der König gegen die Prinzessin im Sinne hat, scheint mir nur zu wohl begründet; der Markgraf von Schwedt ist inkognito hier, einer meiner Leute sah ihn und auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß er schon drei Tage anwesend ist, er wohnt in der Neustadt und geht nur abends spät aus; Briefe von Dresden melden mir, daß sich der Herzog von Weißenfels in einem kleinen Dorfe nahe bei Wusterhausen befindet; man kann also von der Heftigkeit des Königs alles erwarten. Ihre Majestät kennen seine Gemütsart; einmal aufgebracht, ist es schwer, ihn wieder zu besänftigen. Gegen den Kronprinzen hat er sich schon zu Thätlichkeiten, gegen Ihre Majestät zu gewaltsamen Ausbrüchen hinreißen lassen; die folgenden Schritte kosten ihn nun nicht mehr soviel; da mir aber Ihre Majestät befiehlt, meine Meinung zu sagen, so däucht mir, Sie können in dieser traurigen Lage nichts thun, als Zeit zu gewinnen suchen. — Allein, rief die Königin, meine Tochter soll übermorgen ihren Entschluß erklären, wie soll man da Zeit gewinnen? — Es bleibt da nichts übrig, antwortete der Marschall, als einen dritten zu nennen. Ich bin überzeugt, daß weder Grumkow noch Seckendorf darein willigt, Ihre Majestät wagen also nichts, Sie gewinnen Zeit und besänftigen den König. Die Königin stimmte dem Rate sehr bei und nachdem sie eine Zeit lang über die Wahl des vorzuschlagenden Prinzen nachgedacht hatten, wählten sie den Erbprinzen von Bayreuth. Der Marschall übernahm es, dem König einen Wink über diese Veränderung zukommen zu lassen; wenn alle Stricke reißen, setzte er hinzu,

taugt diese Heirat immer unendlich mehr, wie die andere. Man lobt diesen Prinzen sehr, er wird regierender Herr, hat ein schönes Land und sein Alter paßt zu dem der Prinzessin. — Nun so bin ich zufrieden und wenn denn endlich der letzte Versuch, den ich in England mache, nicht hilft, so mag sie ihn in Gottes Namen heiraten! Wenigstens haben dann meine Feinde nicht die Freude, über mich zu triumphieren.

Nach zwei Tagen kam der König nach Berlin. Wie ein Wütender kam er in der Königin Zimmer — weder ich noch meine Schwestern waren zugegen und die Königin spielte in ihrem Bett noch immer die Kranke. Sie ließ ihm sein ganzes Gesetz abbeten, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen; wie er aber fertig war, suchte sie ihn durch die rührendsten Worte zu besänftigen. Alles war vergebens; wählen Sie, sagte er endlich und zum letztenmale, den Markgrafen von Schwedt, oder den Herzog Johann Adolph; wollen Sie mir aber Vergnügen machen, so fällt Ihre Wahl auf den letzten. — Dafür behüte mich Gott! rief die Königin — gut dann, sagte der König, so gehe ich diesen Augenblick zu der Markgräfin Philipp (der Mutter des Markgrafen von Schwedt), gebe ihr mein Wort und trage ihr die Zurüstungen zur Hochzeit auf. — Hierauf ließ er der Königin gar nicht Zeit, zu antworten, sondern ging fort.

Ohne Aufschub ging er zur Markgräfin und sagte: „Ihro Hoheit erstaunen vielleicht über meinen Besuch, aber ich bringe Ihnen eine Nachricht, die Sie freuen wird" — und ohne ihre Antwort zu erwarten, fuhr er fort: „ich komme, um Ihnen meinen Entschluß zu melden, demzufolge ich meine älteste Tochter mit Ihrem Sohne verheirate; ich zweifle keinen Augenblick an Ihrer Zufriedenheit über diese Verbindung, noch an Ihrer Einwilligung dazu; schreiben Sie ihm, er ist heute nach Schwedt zurückgereist, benachrichtigen Sie ihn von meinen Absichten und daß er nichts fürchten soll; ich will ihm schon zeigen, daß ich in meinem Hause Herr bin." — Diese würdige Frau, welche beim Anfang seiner Rede von Freude durchdrungen war, änderte bei deren Ende bald ihre Meinung. Ich erkenne, wie ich soll, antwortete sie dem König, die Ehre, welche Ihro Majestät meinem Sohn durch Ihre Wahl erzeigt, ich erkenne den Wert des Glückes, das Sie ihm bestimmen und die Vorteile, die für

ihn und mich daraus erwachsen; dieser Sohn ist mir teuer wie mein Leben, gern thäte ich auch das Schwerste für sein Glück, allein in Verzweiflung würde ich sein, wenn er es auf Unkosten der Prinzessin verlangte — ich muß nicht allein einer solchen Heirat meine Einwilligung versagen, sondern werde mich, falls mein Sohn schlecht genug dächte, um die Prinzessin gegen ihren Willen zu heiraten, als seine ärgste Feindin erklären. — Ist's Ihnen denn lieber, sagte der König, daß sie den Herzog von Weißenfels heiratet? — Sie mag heiraten, wen sie will, antwortete die Markgräfin, das ist mir einerlei, wenn nur mein Sohn und ich an ihrem Unglück nicht schuld sind. — Wie der König nichts über sie gewinnen konnte, begab er sich hinweg. Noch an demselben Abend schickte die Markgräfin einen vertrauten Diener zu mir, der mir ein Billet von ihr zustellte, welches alle soeben erzählten Umstände enthielt und worin sie mich bat, sie der Königin mitzuteilen. So viel Großmut verdiente eine angemessene Dankbarkeit; meine Antwort drückte ihr dieses Gefühl in meinem und der Königin Namen auf das innigste und stärkste aus.

Noch hatte ich den König nicht gesehen; meine Mutter wagte es nicht, mich seiner Gegenwart auszusetzen, aus Furcht, er möchte zu Thätlichkeiten schreiten. Ihr ganzes Zimmer war voll spanischer Wände, die eine Art Labyrinth bildeten, damit konnte ich dem Könige, im Fall er mich bei ihr überraschte, entwischen. Die Ramen, die immer wach wie Satan war, wenn es darauf ankam, jemanden zu schaden, veränderte ohne daß ich es wahrnahm, die Stellung dieser Wandschirme; der König trat ein, ich wollte wie gewöhnlich fortschlüpfen, verirrte mich aber in den spanischen Wänden und fand durchaus keinen Ausgang. Das Geräusch, welches ich machte, verriet mich bald, der König sah mich und sogleich goß er einen Strom von Schimpfreden über mich her, die er mit Faust- und Stockschlägen zu begleiten auf dem besten Wege war. Mir blieb nichts übrig, als mich hinter meine Hofdame zu flüchten; der König drang auf sie ein, sie zog sich zurück und stieß mich immer weiter mit sich fort; der König, indem er uns immer näher auf den Leib rückte, drückte uns endlich beide bis an das Kamin zurück, wo wir, wollten wir nicht ins Feuer springen,

endlich wohl Halt machen mußten. Nun steckte er seinen Kopf über Fräulein von Sonnsfeld Schultern zu mir hin und schimpfte aus allen Kräften und jedesmal, da er sich herüber neigte, tauchte ich unter und schlüpfte auf die entgegengesetzte Seite. Da er nun wohl sah, daß er mich nicht erwischen konnte und trotz seines Zornes über die komischen Figuren, die wir alle drei darstellten, lachen mußte, verließ er endlich das Zimmer.

Den folgenden Tag wiederholte er alle seine Bitten und seine Drohungen; nach einer Menge vergeblicher Bemühungen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, sagte ihm die Königin: lasset uns doch beide vernünftig sein! ich willige in den Bruch mit England ein, sprechen Sie mir dagegen nie mehr von den beiden verhaßten Partieen mit Weißenfels und Schwedt. Ich mache mich dagegen verbindlich, meine Tochter einem jeden zu geben, der ihr nur eine anständige Versorgung anbieten kann. — Nun gut, antwortete mein Vater, können Sie mir einen solchen nennen, so sind wir einig. — Da ist, nahm die Königin wieder das Wort, der Erbprinz von Bayreuth, er gehört Ihrem Hause an, er hat ein hübsches Land, paßt dem Alter nach zu meiner Tochter und soll ein sehr artiger Prinz sein — — Wohl! ich bin's zufrieden! rief der König, aber ich gebe ihr weder Mitgift noch Hochzeitsfest, noch Aussteuer, sobald sie sich nach ihrem Sinne verheiratet; gehorcht sie aber mir, so werde ich sie in jedem Sinne begünstigen. — Was soll ich denn aber noch mehr für Sie thun? sagte die Königin, ich gebe in allem nach und Sie sind nicht zufrieden. Wollen Sie mich denn zu Tode quälen? Meinetwegen mag meine Tochter den dicken Johann Adolph heiraten, aber hat sie die geringste Liebe für mich, so thut sie es nun und nimmermehr. — Sie sollen ihren Willen haben, sagte der König, morgen schreibe ich dem Markgrafen von Bayreuth und Sie sollen meinen Brief sehen.

Kaum war diese Unterredung zu Ende, so ließ mich die Königin rufen. Ich fand sie ganz entzückt, sie rief mir, mich umarmend, zu: alles geht nach Wunsch! Der König und ich haben einstimmig den Erbprinzen von Bayreuth zu deinem Gemahl gewählt, morgen wird der König dem Markgrafen darüber

schreiben. Nur ein Umstand beunruhigt mich, den ich aber zu ändern hoffe; der König will dir, weil ich es bin, die dich verheiratet, weder eine Mitgift geben, noch die Hochzeit ausrichten, aber ich hoffe, darüber setzest du dich hinweg. — Diese Entscheidung brachte mich aus aller Fassung. Ich antwortete, daß ich ihr in allen Stücken gehorchen würde, sie möchte aber bedenken, wessen sie mich aussetzte. Was wird, sagte ich, die Welt denken, daß ich mich ohne den Willen des Königs verheirate und was kann mir denn Empfindlicheres begegnen, als daß man mich wie ein schlechtes Mädchen aus dem väterlichen Hause ausstoße? Welchen Begriff kann man selbst dem Prinzen geben, dem man mich bestimmt hat? Ich habe die beiden Vorschläge, welche der König mir machte, beharrlich abgewiesen; Ihre Majestät kann nicht dagegen sein, wenn ich auch den abschlage, den Sie mir jetzt thun. Sobald Sie und der König bei irgend einer Wahl ganz einig sind, will ich mich blindlings unterwerfen, aber so, wie die Sachen jetzt stehen, kann ich es nicht. — Nun so heirate den türkischen Kaiser oder den großen Mogul! rief meine Mutter und folge deinem Kopf. Hätte ich dich besser gekannt, so würde ich mir nicht so viel Kummer zugezogen haben. Verheirate dich meinetwegen mit des Königs Kopfe, ich werde mich nicht mehr in deine Angelegenheiten mischen und du kannst völlig handeln wie du willst. — Ich wollte antworten, sie gebot mir aber Stillschweigen und schickte mich fort. Nun ließ sie meine Hofmeisterin kommen. „Bereden Sie meine Tochter, sagte sie zu dieser, mir nachzugeben, ich bestehe darauf, daß sie den Prinzen von Bayreuth heirate und will keine abschlägige Antwort. Diese Heirat macht mir so viel Freude, als versorgte ich sie in England. — In demselben Ton sprach sie mit meinem Bruder und dieser, den die Verzögerung von Seiten Englands zu ermüden anfing, redete mir sehr ernsthaft zu. Ich bin, antwortete ich, bereit, mich bei jeder Gelegenheit für dich aufzuopfern, aber bei dieser gegenwärtigen steht meine Ehre auf dem Spiel. Wenn der König seine Erklärung zurücknimmt, mir meine Mitgift verabfolgen läßt, mich mit gebührender Ehre aus seinem Hause verabschiedet, so will ich keinen Augenblick anstehen, den Prinzen von Bayreuth zu heiraten; besteht er aber auf seinen Willen, so wird mich nichts

in der Welt dazu bewegen. Mein Bruder ward zornig und sagte mir einige so harte Dinge, daß ich vollends in Verzweiflung geriet. Die Bülow, die bei diesem ganzen Auftritt gegenwärtig war, sagte: Ich beschwöre Ihre Königliche Hoheit, sich zu beruhigen, alles ist noch nicht verloren. Ich weiß ein sicheres Mittel, die Königin zu bereden, lassen Sie nur ihre erste Heftigkeit verrauchen, sobald ich sie dann gesprochen habe, verspreche ich Ihnen, sie Ihnen wieder zuzuwenden. — Vergeblich drang ich in sie, mir das Mittel, welches sie anzuwenden gedächte, um mich aus meiner grausamen Verlegenheit zu reißen, zu entdecken, sie wollte sich nie darüber erklären.

Den folgenden Morgen brachte der König meiner Mutter seinen Brief an den Markgrafen von Bayreuth; er war in sehr höflichen Ausdrücken abgefaßt und lud diesen Fürsten ein, ihre beiden Häuser durch eine Heirat zwischen seinem Sohne und mir noch enger zu verbinden. Ich werde diesen Brief, sagte der König, allein nur unter den Ihnen schon mitgeteilten Bedingungen absenden. Sie mögen Ihre Tochter aussteuern, einrichten und ihr die Hochzeit geben, denn von mir bekommt sie nie einen Heller. — Die Königin war mit diesem allem zufrieden, noch mehr aber wie ihr an demselben Abend der Marschall von Bork heimlich sagen ließ: daß der König seine Meinung geändert und durch Seckendorfs und Grumkows Anliegen vermocht, den Brief nicht abgeschickt hätte. Die Bülow sagte ihr zu gleicher Zeit, das Herr von Kniephausen und der englische Gesande beschlossen hätten, den englischen Gesandtschafts-Kaplan (der mein Lehrmeister in der englischen Sprache war) nach London abzuschicken, um einen letzten Versuch zu machen; daß diese Briefe, mit denen er an das englische Sekretariat beauftragt sei, so dringend wären, daß sie sie notwendig aus ihrer gegenwärtigen Schlafsucht wecken müßten; da dieser Mensch von allem Vorgefallenen Zeuge gewesen war und jeden Umstand unserer peinlichen Lage kannte, so konnte er eine Darstellung davon machen, die notwendig die Nation rühren und sie endlich bewegen mußte, in die so sehr gewünschte Heirat zu willigen. Die Königin gab diesem Entschluß ihren ganzen Beifall, sie gab dem Kaplan Briefe an die Königin von England mit, in welchem sie ihr Vorwürfe machte über

ihren Mangel an Freundschaft und ihr den traurigen Zustand, wohin sie gebracht sei, schilderte.

Mein Vater schien jetzt besänftigt; er sprach nicht mehr von diesen verhaßten Heiraten und behandelte die Königin nicht mehr so schlecht. Mein Bruder und ich waren stets in Ungnade, nur mit dem Unterschied, daß ich nicht vor ihm erscheinen durfte, mein Bruder aber stets um ihn sein mußte, wo er denn beständiger Mißhandlung und Stockschlägen ausgesetzt war. Wir hatten uns wieder versöhnt und ich litt unaussprechlich, wenn ich ihn, über die Art wie ihm begegnet war, ganz außer sich und der Verzweiflung nahe sah.

Den achtzehnten Februar begab sich der König nach Dresden, wo er mit dem Könige mehrmals eine Zusammenkunft hatte, die man sehr geheim hielt. Während seiner Abwesenheit ward meine Mutter so krank, daß sie dem Tode nahe war, ihre Schmerzen waren ungeheuer und so viel Standhaftigkeit sie hatte, entrissen sie ihr doch ein lautes Geschrei. Ich litt so viel wie sie und wich nicht einen Augenblick von ihrem Bette. Sobald der König wieder in Potsdam eingetroffen war, benachrichtigten ihn ihr Arzt und ihre Oberhofmeisterin von der Gefahr, in welcher sie schwebte; er erschrack sehr und würde sogleich zu ihr geeilt sein, hätte er nicht Briefe von Eversmann und der Ramen bekommen, in denen sie ihn versicherten, die ganze Krankheit der Königin sei ein Possenspiel und sie befinde sich vollkommen wohl. Da ihr Uebel aber zunahm und der Arzt sie in augenscheinlicher Gefahr sah, schickte man dem König des Nachts eine Staffette, um ihn davon zu benachrichtigen. Er reiste sogleich ab und kam nachmittags an. Er fand die Königin in dem traurigsten Zustande; sein Oberwundarzt, den man nicht gehörig unterrichtet hatte, stimmte der Meinung der Aerzte bei und brachte dadurch den König vollends zur Verzweiflung. Meine Mutter nahm die Zeit wahr, um mit ihm über sein vergangenes Betragen zu sprechen, über den Kummer, den er ihr verursacht und der sie, wie sie sagte, endlich in den Zustand versetzt hätte, in welchem er sie sähe. Sie beschwor ihn darauf, mir zu verzeihen und mir seine väterliche Liebe wieder zu schenken. Er ließ mich sogleich rufen. Der Auftritt war unendlich rührend! Ich kniete vor ihm, küßte und benetzte seine

Hände mit meinen Thränen und sagte ihm die beweglichsten Dinge. Um die Königin zu vergnügen, umarmte er mich endlich, aber sobald sie den Kopf abgewendet hatte, stieß er mich mit einem so zornigen Ausdruck zurück, daß mir das Herz davor zitterte. Diese scheinbare Versöhnung zwischen dem König und mir machte ihr so viel Freude, daß ihre Gefahr in drei Tagen vorüber war.

Kaum waren wir einer Krisis entgangen, so fielen wir in eine andere. Mein Bruder war von den Mißhandlungen des Königs so aufgebracht, daß er auf andere Maßregeln sann. Vor der Königin ließ er sich nichts merken, aber mich besuchte er alle Tage insgeheim. „Man predigt mir alle Tage Geduld", sagte er, „allein Niemand weiß, was ich ertragen muß.

Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, mir fehlt's selbst an der nötigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfnis und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; sowie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leib erprobt hatte, schleppte er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen, da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog und ich mich erdrosselt fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun selbst, ob mir ein anderes Mittel übrig bleibt, als die Flucht! Katt und Keith sind bereit, mir bis ans Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel und habe alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England, dort empfängt man mich mit offenen Armen und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von allem diesen nichts, einmal, wegen

ihrer Schwatzhaftigkeit gegen die Ramen und weil sie, wenn der Fall eintritt, imstande sein soll, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt hat. Sobald der König wieder eine Reise außer seinen Staaten macht — denn das gibt mir viel mehr Sicherheit — ist alles zur Ausführung bereit." — Während dieser ganzen Rede hörte ich nicht auf zu weinen; nachher stellte ich ihm alle Folgen dieses Unternehmens vor und die traurige Wirkung, die es haben müsse. Meine Hofmeisterin, die gegenwärtig war, sprach eben so eindringend wie ich; aber wir nahmen beide wohl wahr, daß wir nichts über ihn gewannen.

Bald darauf begab sich der König nach Potsdam. Ich benutzte diese Zeit, um das Abendmahl zu nehmen und wie ich Sonntags aus der Domkirche kam, fand ich beim Aussteigen aus dem Wagen Katt, der mich erwartete. Der Ramen ihre Zimmer waren uns gegenüber und sie stand vor der Thür, Katt hatte aber die Unvorsichtigkeit, mir in ihrer Gegenwart einen Brief von meinem Bruder zu übergeben. Ich komme, sagte er, von Potsdam, wo ich, um den Kronprinzen zu sehen, drei Tage insgeheim zugebracht habe, er hat mich mit diesem Briefe beauftragt, der viel Neues enthält. Ich nahm ihn ohne ein Wort zu sagen und ging meines Wegs, nicht ohne, wie man leicht denken kann, über diese Rücksichtslosigkeit sehr betroffen zu sein. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, so öffnete ich ihn; er hatte folgenden Inhalt:

Liebste Schwester!

„Ich bin in Verzweiflung! der König hat seine Mißhandlungen gegen mich verdoppelt. Ich kann dieses traurige Leben nicht mehr ertragen. Um das Uebel zu vollenden, verdirbt die Königin alles durch ihre Verblendung gegen die Ramen; der König weiß täglich alles, was in ihren Zimmern vorgeht, denn die Ramen läßt ihn, durch Hülfe der Kammerdiener, von allem unterrichten. Der Racker sollte an den höchsten Galgen gehangen werden. Der König kehrt Dienstag nach Berlin zurück. Das ist noch ein Geheimnis, also sage es der Königin nicht, sie teilt es sonst sogleich dem boshaften Tier mit. Adieu, liebe Schwester, ganz der Deinige."

Nun war ich in der äußersten Verlegenheit. Der Königin

durfte ich den Brief nicht zeigen und doch mußte ich fürchten, daß ihr die Namen sagte, daß ich einen bekommen hätte. Nach einigem Nachdenken warf ich ihn ins Feuer und beschloß nichts davon zu sagen. Glücklicherweise erwähnte das boshafte Weib seiner gar nicht. Vielleicht ist das die beste That ihres Lebens. Diese Umstände scheinen vielleicht nicht hierher zu gehören, aber man wird im Verfolg dieser Memoiren sehen, daß ich sie anführen mußte.

Der englische Kaplan war indessen in London angekommen; er hatte unsere Lage so rührend dargestellt und eine so vorteilhafte Beschreibung von meinem Bruder gemacht, daß er die ganze Nation für uns gewonnen hatte. Der Prinz von Wales, mit dem er eine lange Unterhaltung hatte, erklärte dem König, seinem Vater, daß er nie eine andere, wie mich, heiraten würde und forderte ihn auf, diese Verbindung endlich zu vollziehen. Der König ernannte also den Ritter Hotham zu seinem außerordentlichen Gesandten nach Berlin, woselbst er auch im Mai ankam. Die Königin, welche noch immer krank war, konnte ihr Bett vor Schwäche nicht verlassen, die Sendung des Ritters verursachte ihr aber die größte Freude. Gleich nach seiner Ankunft forderte er eine Audienz bei dem König, zu welcher er auch sogleich nach Charlottenburg beschieden ward, wohin die Königin einige getreue Diener schickte, um sie von allem, was dort vorfallen würde, zu benachrichtigen. Der Ritter hielt in aller Form um meine Hand an; er sagte zu meinem Vater daß der König, sein Herr und die ganze Nation vollkommen überzeugt sei, daß der König nach diesem Beweis, den sie ihm von ihrem Vertrauen gebe, auch in die Heirat meines Bruders willigen würde. Uebrigens wäre man zufrieden, daß meine Hochzeit zuerst statt hätte und überließ es dem Könige, die Zeit, wo meines Bruders Hochzeit statt haben sollte, zu bestimmen. Mein Vater war vor Freude entzückt und umarmte den Gesandten tausend Mal und überschüttete ihn mit Freundschafts-Versicherungen für seinen Herrn. Darauf ging man zur Tafel, wozu Seckendorf und Grumkow auch zugelassen wurden. Der König war von der besten Laune, ließ sich nach Tisch ein großes Glas geben und brachte dem Ritter „die Gesundheit seines lieben Schwiegersohns, des Prinzen von Wales.“

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als alle Gäste aufstanden und ihm Glück wünschten, wobei er bis zu Thränen gerührt war. Nach der Tafel nahm der König vom Gesandten Abschied; dieser bat ihn, von meiner Heirat nicht so viel Aufhebens zu machen, sondern ihm vorher noch eine Audienz zuzugestehen. Grumkow und Seckendorf waren inzwischen wie vom Donner gerührt und hatten alle Mühe, ihre Bestürzung zu verbergen.

Sobald der König von Charlottenburg abgereist war, kamen der Königin vertraute Leute mit verhängtem Zügel gesprengt, um ihr diese angenehmen Nachrichten zu bringen. Ich war in meinem Zimmer, arbeitete und ließ mir vorlesen, als plötzlich mehr wie dreißig Damen, Herren und Bediente eindrangen, um mir, einer um den anderen, nach englischer Sitte ein Knie am Boden, Glück zu wünschen. Erstaunt fragte ich, was sie wollten, oder ob sie verrückt wären? Indeß fingen sie an alle zu rufen: es lebe die Prinzessin von Wales! — und erzählten mir was vorgefallen sei. Weiter ist es nichts? sagte ich und setzte mich, zu aller Welt Erstaunen, wieder an meine Arbeit. Einige Augenblicke darauf kamen meine Schwestern, verschiedene Damen aus der Stadt, nebst verschiedenen andern Personen, um mir ihre Teilnahme zu bezeigen. Ich war sehr beliebt; alle Welt weinte aus Freude und Herzlichkeit. Ich lehnte alle diese Komplimente ab, versicherte, daß ich nichts wüßte und auf den Bericht einiger Bedienten ihre Glückwünsche durchaus nicht annehmen könnte. Des Abends ging ich zur Königin, ihr Herz schwamm in Freude, sie begrüßte mich gleich beim Eintritt als ihre liebe Prinzessin von Wales. Fräulein von Sonnsfeld nahm sich die Freiheit, ihr mehr Vorsicht zu empfehlen, der König, sagte sie, kann sich für beleidigt halten, daß Ihro Majestät von einer Sache, von welcher er Sie noch nicht benachrichtigt hat, so viel Aufhebens machen. Um Gotteswillen beobachten Sie sich doch mehr wie jemals! die größte Kleinigkeit ist noch fähig, unsere Hoffnungen zu zerstören. Da die Gräfin Finkenstein ihrer Meinung beitrat, versprach sie, sich zu mäßigen.

Nach drei Tagen kam der König nach Berlin. Er that gegen die Königin von allem Vorgefallenen keine Erwähnung,

weshalb wir denn von dieser ganzen Unterhandlung gar keine gute Meinung hatten. Dagegen teilte er ihr die Nachricht mit, daß er meine zweite Schwester an den ältesten Sohn des Herzogs von Braunschweig-Bevern versprochen habe, der, wie er hinzusetzte, den folgenden Tag mit seinem Vater eintreffen würde. Seckendorf hatte bei dieser Heirat den Unterhändler gemacht; er dehnte seine Absichten weiter aus und diese Verbindung zeichnete nur die ersten Grundzüge seines Plans. Der Herzog war der Kaiserin Schwager und damals nur ein apanagierter Prinz, sein Schwiegervater aber, der Herzog von Blankenburg, wahrscheinlicher Erbe des Herzogtums Braunschweig. Ich will mich nicht dabei aufhalten, sein Gemälde zu machen, es reicht hin, zu sagen, daß er ein schätzenswürdiger, von allen braven Leuten geachteter Fürst war. Sein Sohn trat in seine Fußtapfen. Zwei Tage nach seiner Ankunft fand seine Verlobung mit meiner Schwester statt, da aber meine Mutter hochschwanger war, wurde sie ohne alle sonst gewöhnlichen Ceremonien vollzogen, auch war außer Seckendorf keiner der fremden Minister dabei gegenwärtig und so fehlte es uns an einer Gelegenheit, den Herrn Hotham zu sehen, indem sich die Königin nicht mehr in der Lage befand, ihr Zimmer zu verlassen und bei dem König zur Tafel zu gehen.

Obgleich nun Herr Hotham nicht bei dem Könige speiste, hatte er doch häufige Konferenzen mit ihm, die folgende Gegenstände betrafen. Der König von England forderte als Erkenntlichkeit für die Schritte, die er zu seinen Gunsten gethan hatte, daß er ihm Grumkow Preis geben sollte. Er ließ dem Könige vorstellen, daß dieser Mensch allein der Unheilstifter zwischen den beiden Höfen und die Ursache aller Mißhelligkeiten sei, daß er seinen Herrn auf das schwärzeste verriet, wie man bereit wäre, dem Könige durch aufgefangene Briefe zu beweisen, die er dem Reichenbach, dem preußischen Residenten in London, geschrieben habe; diese Briefe hatte man dechiffriert und ich werde den Inhalt zu seiner Zeit anführen. Weiter erzählte er ihm alle Kniffe und Schliche des Wiener Hofes in England und bestand zuletzt auf der Heirat meines Bruders. Nur das Verlöbnis forderte er, er bot sogar an, daß man mich ohne Mitgift annehme, ja im Gegenteil eine von hunderttausend Pfund

Sterling der Prinzessin Amalie geben wollte. Alle diese Dinge machten den König sehr betroffen; in Rücksicht Grumkow's antwortete er: wenn man ihm Briefe vorlegen könnte, deren Inhalt Grumkow hinreichend überführe, so wäre er bereit, ihn aufzugeben, was aber die Heirat meines Bruders anbeträfe, so wollte er es überlegen; in Absicht auf mich nähme er aber alle Vorschläge, die man ihm thue, mit Vergnügen an. Nach einigen Tagen ließ er dem Ritter sagen, daß er mit der Heirat meines Bruders auch zufrieden sein würde, wenn man ihn zum Statthalter von Hannover machen und bis sein Tod ihm die Führung des Reichs übergäbe, für seinen Unterhalt sorgen wolle. Herr Hotham autwortete: daß er sogleich darüber nach England schreiben wollte, aber nicht glaubte, daß dieser Punkt die geringsten Hindernisse finden würde.

So lange dieser Minister in Berlin war, empfing er mit jedem Posttag Briefe von dem Prinzen von Wales, von denen er meiner Mutter mehrere mitteilte. Ich bekam sie auch zu sehen und der Endreim eines jeden war stets: „Ich bitte Sie, lieber Hotham, bringen Sie meine Heirat zustande, meine Ungeduld steigt auf's höchste, denn ich bin ganz närrisch verliebt.“ Es ist nicht zu leugnen, daß das sehr romantische Gesinnungen waren; er hatte mich ja niemals gesehen, ich glaube auch, es war vielmehr Eigensinn als Liebe und halte es daher gar nicht als besonders schmeichelhaft für mich.

Der Verdacht, welchen Hotham dem Könige gegen Grumkow eingeflößt hatte, fing an seine Wirkung zu thun; er redete beinahe nie mehr mit ihm und zog vor Leuten gegen ihn los, von denen er gewiß war, daß sie es ihm wieder sagen würden. Seckendorf stand sehr niedrig und allem Anschein nach war meine Heirat unfehlbar gewiß. — Den dreiundzwanzigsten ward die Königin von einem Prinzen entbunden, er ward August Ferdinand genannt und die ganze Braunschweigische Familie stand zu Gevatter. Den dreißigsten reiste der König ins Lager bei Mühlberg ab. Die Prachtliebe des Königs von Polen ward bei dieser Gelegenheit recht sichtbar; beinahe die ganze sächsische Armee war dort versammelt und machte alle Evolutionen und Manoeuvres, welche im Polybius enthalten sind. Die Uniformen, Livreen, Equipagen und die Tafel waren von

einem unendlichen Reichtum, so daß man sagte, dieses Lager habe das Lager von Goldstoff, welches in Frankreich statthatte, bei weitem übertroffen.*)

Am Abend vor seiner Abreise kam mein Bruder zu mir. Ich erschrack, ihn zu sehen; er war in französischer Kleidung, welches doch den Prinzen und Offizieren, die nichts wie ihre Uniform tragen durften, bei Strafe der Kassation verboten war. Man könnte sagen, daß es meinem Bruder doch wohl ziemlich gleichgültig hätte sein können, kassiert zu werden, aber bei meines Vaters Gemütsart hätte ein solcher Ungehorsam die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen können. „Ich komme, sagte mein Bruder, um Abschied zu nehmen, nicht ohne den tiefsten Schmerz! — Denn Gott weiß, wann wir uns wiedersehen.“ Diese Worte schienen mir ein Donnerschlag, so daß ich wie versteinert stehen blieb. Meine Hofmeisterin hatte mehr Geistesstärke, sie bewies ihm auf's eindringendste, welches Unrecht er mit dem vorhabenden Schritte thäte und welche grausamen Folgen es für uns nach sich ziehen könnte; wie der König anfinge, sich mit England auszusöhnen; wie Grumkow und Seckendorf anfingen, an ihrem Ansehen zu verlieren und alles sich zu seinem Glücke zu fügen schien. Alle diese schönen Erwartungen würde er aber nun durch die Ausführung seines Vorhabens zerstören und da der König unser herzliches Verhältnis viel zu gut kenne, um mich nicht in Verdacht der Teilnahme zu haben, so würde ich das erste Opfer davon sein. Schon jetzt wäre es sichtbar, wie sehr ihn unsere Einigkeit verdrösse und alles überzeuge sie, daß er unsere ganze Familie in das Unglück zu stürzen auf dem Punkt sei. Ich vereinigte mich mit meiner Hofmeisterin; unsere Gründe, unsere Bitten und Thränen erweichten ihn endlich und er versprach auf sein Ehrenwort, wieder zurückkehren zu wollen.

Kaum war der König in Mühlberg angelangt so fing man an, ihm beizubringen, daß alle Schritte Englands nur ein berechnetes Spiel wären, das dahin abzweckte, alle ihm am meisten ergebenen Diener von ihm zu entfernen; dieser Hof, gab man zu verstehen, würde, um seine Einwilligung zu der Heirat meines Bruders zu erhalten, gern alle, auch die schwersten

*) Die Zusammenkunft Heinrichs des Vierten und Karls des Fünften.

Bedingungen eingehen, aber sein eigentlicher Zweck sei, den König vom Thron zu stoßen, um meinem Bruder die Regierung zu verschaffen. Ich habe schon mehrmals erwähnt, daß Verdacht und Mißtrauen Hauptzüge in des Königs Charakter ausmachten; seine Abneigung gegen meinen Bruder erlaubte ihm nicht, die Grundlosigkeit dieses Geschwätzes zu prüfen, also kam er mit einer Erbitterung, welche den Unterhandlungen des Herrn Hotham einen sehr schlechten Ausgang versprach, nach Berlin zurück.

Er sprach endlich mit der Königin von der Sache und gestand ihr, daß er mich von ganzem Herzen versorgt wünschte, meines Bruders Heirat hingegen nie erlauben würde. Meine Mutter that alles Mögliche, ihn zu beruhigen und seinen Verdacht zu zerstreuen; endlich schien es ihr auch zu gelingen. Der Gesandte von Dänemark, ein kluger Mann, auf den der König viel hielt, bot ihr redlich die Hand dazu und vollendete ihr Werk. Er sprach ihm von Grumkow in den stärksten Ausdrücken und legte ihm alle seine Ränke vor Augen. Der König antwortete: daß er bereit sei, ihn zu verabschieden und noch strenger zu behandeln, aber nicht eher, als bis die Heirat öffentlich erklärt worden sei. England aber wollte; daß man ihm Grumkow vor der Heirat aufopfere. Der König verließ indeß Berlin in einer sehr günstigen Stimmung.

Grumkow, der allenthalben seine Aufpasser hatte, erfuhr den ganzen Inhalt von Löveners — so hieß der dänische Gesandte — Gespräch mit dem König und sein Gewissen sagte ihm laut genug, welcher Behandlung er gewärtig sein könnte, wenn seine Schurkereien alle an den Tag kämen. Gerade in diesen Tagen hielt die Königin Appartement, er hatte die Unvorsichtigkeit, sich dabei einzufinden, allein seine Haltung lehrte wohl, was in seinem Herzen vorging; er sah aus wie ein armer Sünder, blaß und niedergeschlagen, kaum daß er sich getraute, die Augen aufzuheben. Die Königin wollte ihn weder sprechen, noch an die Tafel ziehen, er stand in dem Winkel des Zimmers, ohne daß ein Mensch sich ihm nahte. Ein so grausamer Fall eines Menschen, der noch vor wenigen Tagen geehrt und gefürchtet war, wie der König selbst, gab mir viel nachzudenken, sein Schicksal erregte mein Mitleid und ich beschloß ihn anzureden. Ich unterhielt mich lange mit ihm von gleich-

gültigen Dingen und behandelte ihn so höflich, wie ich es immer gewohnt war. Herr Lövener kam nachher zu mir und bezeigte mir seine Verwunderung, daß ich mit so einem Schurken nur sprechen möchte und daß der englische Gesandte, wenn er es erführe sehr unzufrieden damit sein möchte. „Ich bin nicht in England, sagte ich, und habe bis jetzt nicht nötig, mein Betragen nach den Begriffen dieser Nation einzurichten. Mir ist Grumkow als ein schlechter Mensch und als mein grausamster Feind bekannt, aber sobald er unglücklich ist, muß er mein Mitleid erregen. Auch glauben Sie mir, ein Feind, wie tief er auch gesunken sei, bleibt immer noch gefährlich; übrigens wünsche ich ihm gar keine andere Strafe, als die, nicht mehr schaden zu können.“ Herr von Lövener hat mich seitdem oft an diese Unterredungen erinnert und gesagt, daß ich damals nur zu richtig geweissagt hätte.

Bald nachher kam der König nach Berlin zurück. Ich fand meinen Bruder in der gewaltsamsten Stimmung, sein Gemüt war durch die fortwährenden Mißhandlungen so erbittert, daß es nicht mehr möglich war, ihn zu besänftigen. Ich habe schon Gelegenheit genommen, den Oberst Rochow, der ihm zugegeben war, zu nennen — vor diesem konnte er sich nicht enthalten, in Anfällen von Verzweiflung einige Worte über seinen Entweichungs-Plan fallen zu lassen. Diese Unvorsichtigkeit machte Rochow aufmerksam, er beobachtete ihn genauer und fand, daß es nicht bloß wilde Reden gewesen waren, sondern daß der Prinz alles zur Ausführung seines Vorhabens bereitete. Er begab sich zur Bülow und bat sie, die Königin davon zu benachrichtigen. Ein kluger Mann hätte es dabei bewenden lassen, da es aber ein beschränkter Mensch und seine Lage sehr gefährlich war, ging er von Haus zu Haus, vertraute jedem seine Verlegenheit an und sein Geheimnis ward das der Fabel. Wie die Bülow mit meiner Mutter von der Sache sprach, war ich gegenwärtig, sie erschrack sehr und fragte gleich, ob ich etwas davon wisse? Ich antwortete, daß mir die Verzweiflung meines Bruders nur zu wohl bekannt sei und daß er sie ihr nur verberge, um ihr Kummer zu ersparen; allein zu dem ihm schuldgegebenen Anschlag hielt ich ihn nicht fähig. Der Namen wegen durfte ich nicht offen mit ihr sprechen, ich beschwor sie

aber, mit meinem Bruder zu reden, allein so sanft und herzlich wie möglich; denn ich war überzeugt, daß sie dann alles über ihn vermögen würde. Sie folgte meinem Rate und die Versicherungen, welche er ihr gab, verscheuchten alle ihre Furcht. Die meine ward darum nicht geringer, ich war in der schrecklichsten Angst, der Namen wegen durfte ich mich der Königin nicht anvertrauen und doch wußte ich gar kein Mittel, den Schlag abzuwenden.

Die Antworten von England kamen indessen an. Alles, was der König in Betreff meines Bruders gefordert hatte, ward zugestanden, aber der Londoner Hof bestand auf's Neue darauf, daß Grumkow fortgeschickt werde, weil er, wie er sagte, bis man ihn nicht verjagte, nie eine Hochzeit bewilligen könnte. Zugleich schickte man unterschlagene Briefe von ihm. Seckendorf, der überall Spione hatte, erfuhr bald ihren Inhalt; um dem Schlage zuvorzukommen, begehrte er Audienz beim König, in welcher er ihm mit der größten Weitläufigkeit vorstellte, welche Mühe und Sorge der Kaiser sich gegeben hätte, um seine Freundschaft zu gewinnen, wie er ihm nicht nur freie Werbung in seinen Staaten zugestanden hätte, sondern auch die Bürgschaft für die Herzogtümer Jülich und Berg, wie er nun in Verzweiflung sei, daß er sich, trotz aller seiner Bemühungen, ganz in die Arme von England würfe, wenn ihm aber meine Heirat so gar sehr am Herzen läge, so sei der Kaiser bereit, daran arbeiten zu lassen — und nun fuhr er mit einem heuchlerischen Ton fort: ich bin ein redlicher Mann und Ihnen außerdem schon seit vielen Jahren ergeben, Ihr Zustand setzt mich in die äußerste Bestürzung — sehen Sie hier Briefe, die ich von England erhielt; der Kronprinz ist mit diesem Hofe im genauesten Einverständnis, die Königin hat sich über den Schritt, den er gethan hat, auf das unvorsichtigste erklärt; er hat sich ohne ihr Wissen mit der Prinzessin Amalie versprochen und über diesen Gegenstand der Königin von England zweimal geschrieben. Grumkow hat darüber noch genauere Nachrichten erhalten, die er bereit ist, Ihrer Majestät vorzulegen. Urteilen Ihre Majestät nun selber, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie des Kronprinzen Heirat bewilligen und ihre treuesten Diener entfernen. Sie erhalten eine Schwiegertochter, für deren

Aufwand das Einkommen des Staats nicht hinreicht, Ihr Hof wird mit Intriganten und heimlichen Ränkeschmieden angefüllt, der Kronprinz wird sich bald der Regierung bemächtigen und Ihrer Majestät den Königlichen Titel lassen, indeß er das Amt des Königs verwaltet. Sie werden die Wahrheit alles dessen, was ich Ihnen sage, um so mehr fühlen, da Sie den Anfang aller meiner Vorhersagungen schon vor Augen sehen. England behandelt Sie schon wie ein Kind, es schreibt Ihnen Gesetze vor, es scheint Ihnen ein Stück Zucker vorzuhalten und zu sagen: „wenn du Grumkow fortjagst, bekommst du Zucker, sonst wird nichts daraus." Diese große Rede, die mit allem dazu gehörigen Gesichterschneiden vorgetragen wurde, that ihre Wirkung; der König blieb nachdenkend und unruhig, und obschon er ihm nicht viel antwortete, bemerkte Seckendorf wohl, daß es ihm gelungen sei, ihn zu erschüttern.

Den vierzehnten Juli, welches der Tag nach dieser Unterredung war, hatte Herr Hotham seine Audienz. Er fing damit an: daß England sehr geneigt sei, ihm alle seine Bedingungen zuzugestehen, daß es alle seine Absichten gern fördern wolle, daß sein König aber auch nicht zweifle, daß mein Vater seinerseits ihm zu seiner Befriedigung Grumkow aufopfern würde und zugleich zeigte er ihm die aufgefangenen Briefe dieses Ministers. Der König nahm sie voll Zorn und warf sie Herrn Hotham ins Gesicht; weil er sogleich ein Bein aufhob, glaubte dieser, daß er ihm Fußtritte geben wollte, allein er verließ das Zimmer, indem er die Thür wütend hinter sich zuwarf. Nicht weniger wütend verließ Herr Hotham das Schloß. — Man kennt die Gemütsart der Engländer — er ging nach Hause, spie Feuer und Flammen und ließ sogleich den dänischen und holländischen Gesandten rufen, denen er den Vorgang mitteilte und zugleich erklärte, daß er den folgenden Morgen abreisen würde und alle Unterhandlungen für abgebrochen ansähe. Nur mühsam gelang es diesen Herren endlich, ihn zu bereden, daß er seine Reise um etliche Tage noch aufschieben möge.

Der König war indessen kaum in seinem Zimmer angelangt, so reute ihn sein Betragen; er geriet in Verzweiflung und fühlte sehr gut, was dessen Folgen sein würden. Die Königin erfuhr die Sache sogleich durch ein Billet, das Herr

Hotham an die Bülow schrieb, — wie sehr es sie betrübte, kann man sich denken. Man ging endlich zur Tafel. Der König sprach wenig und war sehr übler Laune; gleich nachdem er aufgestanden war, ließ er den holländischen und dänischen Gesandten rufen und bat um ihre Vermittlung bei Herrn Hotham. Während des ganzen Tages, der mit Hin- und Herschicken verging, quälte der König meine Mutter, indem er ihr beständig wiederholte: daß mit England alles abgebrochen sei, daß ich nun, da er gar nicht wüßte, mit welcher Brühe er mich auftischen sollte, Aebtissin von Herfort werden sollte. Die Königin antwortete ihm, sie sei es zufrieden — und nun schrieb er der Markgräfin Philipp, die damals Aebtissin von Herfort war und bat sie, mir den Platz zu geben, den zu der Zeit meine jüngste Schwester besaß. Daß sie den Wünschen des Königs leicht Gehör gab, ist wohl zu denken.

Da mein Vater erfuhr, daß alle Bemühungen, Herrn Hotham zu besänftigen, vergebens waren, ließ er ihm endlich durch die beiden oben erwähnten Gesandten eine förmliche Ehrenerklärung anbieten. Mein Bruder, der durch Lövener gleich davon unterrichtet ward, schrieb es meiner Mutter und zugleich, daß dieser Minister ihn gebeten habe, dem englischen Gesandten einige Zeilen zu schreiben, in welchen er ihn bäte, den Vorschlag des Königs anzunehmen. Die Königin gab diesem Entwurf ihren vollen Beifall und mein Bruder schrieb folgende Zeilen:

Mein Herr!

„Ich habe von Herrn von Lövener die letzten Vorschläge des Königs, meines Vaters, erfahren und zweifle nicht, daß Sie seinen Wünschen nachgeben werden. Bedenken Sie mein Herr, daß mein und meiner Schwester Glück sowohl, wie die Verbindung der beiden Häuser von Ihrer Antwort abhängen. Ich zweifle nicht, daß sie unserm Verlangen entsprechen und unsern Bitten nachgeben werde. Nie werde ich diesen Dienst vergessen und ihn lebenslang durch die vollkommenste Hochachtung erkennen. Seien Sie davon überzeugt, so wie daß ich zeitlebens verharren werde."

Mein Herr,

Ihr sehr zugethaner und herzlicher Freund.

Katt war der Ueberbringer dieses Briefes. Die Königin hatte auf des Prinzen dringende und vielfältige Empfehlung diesen jungen Mann liebgewonnen — eine halbe Stunde darauf empfing mein Bruder von dem Minister folgende Antwort:

Gnädigster Herr!

„Herr von Katt stellte mir soeben Ihrer Königl. Hoheit Brief zu. Ich bin von Dankbarkeit über das mir darin geäußerte Vertrauen durchdrungen; beträfe die Sache mich nur persönlich, so würde ich selbst das Unmögliche versuchen, um Ihnen meine Ehrerbietung und Achtung Ihrer Befehle zu beweisen, allein der Schimpf, den ich erlitten habe, trifft den König, meinen Herrn; ich kann also den Wünschen Ihrer Königlichen Hoheit nicht nachgeben. Ich werde dieser Sache die bestmöglichste Wendung geben und obschon sie die vorhabenden Unterhandlungen unterbricht, hoffe ich doch, daß sie nicht ganz dadurch abgebrochen werden sollen. Ich bin u. s. w."

Man kann leicht denken, daß diese Antwort die Königin sehr betrübte. Mein Bruder warf den Kopf in die Höhe und sagte: Im Grund ist ja auch das Unglück nicht so groß. Werde du Aebtissin, so hast du nichts mehr zu fürchten, weder von dem Herzog von Weißenfels, noch dem Markgrafen von Schwedt. Es ist ja gar nicht der Mühe wert, daß die Königin so ein Aufhebens davon macht! Ich bin der ganzen Wirtschaft müde und will mich schon aus ihr herausziehen. Thue du, was du willst; ich habe mir in Rücksicht deiner nichts vorzuwerfen, ich habe alles gethan, um dich in England zu versorgen, nun ist es Zeit, daß ich an mich denke. Die Zeit, mir durch Bitten und Thränen in den Ohren zu liegen, ist vorbei, ich habe nun genug gelitten und du magst selbst sehen, wie du fertig wirst. — Diese Worte, die er mit einem scharfen spöttischen Wesen begleitete, thaten mir innig weh; anfangs suchte ich ihn zu besänftigen, aber seine rauhen und verächtlichen Antworten brachten mich endlich auch auf, ich sagte ihm einige Anzüglichkeiten und wir gingen entzweit auseinander. Er sollte den folgenden Morgen sehr früh mit dem König nach Anspach abreisen, meines Unwillens ungeachtet, wollte ich zur Abwendung des gefürchteten Streiches noch einen Versuch machen, ich liebte ihn auch zu sehr, um lange über ihn zu zürnen, also ließ ich

mich nach der Abendtafel noch einmal mit ihm ins Gespräch ein. Seine Antworten blieben immer gleich kalt, endlich sagte er: Ich weiß nicht, warum du mich quälst, dir mein Wort zu geben, daß ich nicht entfliehen will? Ich habe darüber nachgedacht und den Plan aufgegeben. — Weil der König eintrat, hatte ich nicht Zeit, ihm zu antworten, sondern schloß ihn bloß in die Arme. Er sagte mir leise, daß er vielleicht noch zu mir käme; aber ich erwartete ihn vergeblich in meinem Zimmer noch mehr als eine Stunde lang, endlich brachte mir sein Kammerdiener ein Billet, das mit Entschuldigungen über sein Ausbleiben und Freundschaftsversicherungen angefüllt war.

Dieser Kammerdiener war ein junger Mensch, der, so lange er lebte, meinen Bruder bediente und alle seine Leibesübungen und sogar sein Studium mit ihm gemacht hatte; er hatte Verstand und war ihm bis dahin unverbrüchlich treu gewesen. Unglücklicher Weise verliebte er sich in eine Kammerfrau der Königin, einer geschworenen Feindin der Ramen. Da ihn mein Bruder sehr liebte, erlaubte er ihm, sie zu heiraten; kaum war das geschehen, so machte ihr die Ramen alle möglichen Schmeicheleien und versprach ihr sogar, ihr Glück zu machen, wenn sie sich anheischig machte, ihren Mann dahin zu bewegen, daß er seinen Herrn an den König verriete. Sie ließ sich von den Einblasungen der Megäre gewinnen und erhielt von ihrem Mann, daß er des Königs Spion ward. Bis jetzt hatte weder mein Bruder, noch sonst jemand etwas davon gemerkt, nun erfuhr er es bald auf eine, nur zu grausame Weise.

Den folgenden Tag reiste der König nach Anspach ab. Die Unterredung, die ich mit meinem Bruder gehabt hatte, seine Art zu handeln und meine Furcht ließ mich diese Nacht kein Auge schließen. Ich brachte sie mit meiner Hofmeisterin in Gespräch und Thränen zu, denn wir sahen voraus, welches Unglück uns erwartete.

Den folgenden Tag schickte Herr Hotham meiner Mutter Grumkows Briefe, die sie, nachdem sie selbige gelesen hatte, mir mitteilte. Es waren deren sechs oder sieben, drei in dem Monate Februar geschrieben, in welchem die Königin, wie ich oben erzählte, so krank war. In jedem Briefe sagte er: „Man

spricht hier viel von der gefährlichen Krankheit der Königin; es ist eine Komödie, die man spielt, um den König von England zu erweichen. Die ist wohl wie ein Fisch im Wasser (das war sein eigner Ausdruck); lassen Sie das nur, wenn Sie können, den König von England erfahren. Ich habe schon wieder zwei meiner Kreaturen angestellt, um dem Kronprinzen Possen zu spielen; fahren Sie nur fort, mir alles, was Sie von diesem listigen Treiben an Ihrem Hofe merken, zu schreiben." — In einem andern Briefe sagte er: „Ich habe mit dem Freund — (das war Seckendorf) — verabredet, daß er dem König sage, der Kronprinz sei mit dem Londoner Hofe in Briefwechsel. Schreiben Sie mir darüber einen Brief, den ich dem Dicken (das war der König) zeigen kann. Sorgen Sie nur für nichts, ich will Sie schon zu unterstützen wissen und dennoch sehen, daß wir nicht entdeckt werden, denn ich mache ja mit dem Dicken alles, was ich will." Und dabei immer den Schlußreim: „Die Königin befindet sich wie der Fisch im Wasser." Die andern Briefe waren vom März. Er schrieb: „Die Schritte von Seiten Englands, aber besonders des Prinzen von Wales, setzen mich in das höchste Erstaunen. Was in aller Welt, lieber Reichenbach, soll die Gesandtschaft des Ritters Hotham heißen? Warum giebt man sich denn so viele Mühe, eine Prinzessin zu heiraten, die häßlich ist, wie der Teufel, kupfrig, ekelhaft und stumpfsinnig? ich begreife es nicht, wie dieser Prinz, der unter allem, was schön ist, die Wahl hat, sich mit so einem Mondkalb abgeben kann. Sein Schicksal thut mir in der Seele weh und man sollte ihn wohl davon benachrichtigen. Ich überlasse Ihnen diese Sorge." Alle andern Briefe waren in einem ähnlichen Stile geschrieben. Der Schreiber dieser Blätter drückte sich hinlänglich durch ihren Inhalt aus, er thats aber wie die Zeitfolge bewies, noch mehr.

Die Königin nahm viermal die Woche in Monbijou Gesellschaft an. Dieses war ein kleiner Garten vor der Stadt, den sie nach ihrem Sinne verschönert hatte. Dort stellte sich Grumkow fast allezeit ein und zeigte durch seine Fassung mehr als zu gut, daß er fester wie jemals in Gunst stehe.

An einem dieser Tage kam Katt zu mir, fragend, ob ich nichts an meinem Bruder zu bestellen hätte? er schicke ihm

eine Staffette und die Gelegenheit sei vollkommen sicher. Ich antwortete ihm, daß ich erstaunt sei, ihn solche Dinge wagen zu sehen; wenn es der König erführe, kostete es ihm sein ganzes Glück und zöge meinem Bruder bittern Verdruß zu; ich wenigstens würde dieser Staffette nichts anvertrauen. Einige Tage nachher kam die Bülow und einige andere wohlgesinnte Personen und sagten, daß Katt in der ganzen Stadt die Nachricht aussprenge, der Kronprinz wollte entwischen; er rühme sich dabei der Gunst, in der er bei ihm stehe und habe dieses Geschwätz vor durchaus verdächtigen Personen gewagt; er zeige zugleich allenthalben eine Dose mit meines und meines Bruders Brustbild und gebe sich dadurch ein Ansehen, welches ihm durchaus nicht gebühre. Ich war der Meinung, man sollte es der Königin sagen, sowohl um ihm Stillschweigen aufzuerlegen, als um ihm die Dose aus den Händen zu ziehen. Die Königin erzürnte sich sehr über ihn, befahl der Bülow, ihm die Miniatur-Gemälde abzufordern und ihm tüchtig den Kopf zu waschen. Er verweigerte standhaft, sie herauszugeben, versprach aber, sie nicht mehr zu zeigen. Er gestand Fräulein von Sonnsfeld, daß er das meinige nach einer Miniatur gemalt hätte, die die Königin meinem Bruder geschenkt hatte und dieser ihm aufzuheben anvertraute. Seit dieser Zeit mochte ihn weder die Königin, noch ich, mehr recht leiden.

Eines Morgens bei meinem Erwachen sah ich die Ramen zu mir eintreten. Sie sagte mir, sie sei ausdrücklich gekommen, um mir etwas, das sie auf dem Herzen habe, anzuvertrauen. Fräulein von Sonnsfeld wollte sich hinwegbegeben, allein sie bat sie, zu bleiben, weil die Sache sie anbeträfe. „Sie sind, sagte sie darauf, so betrübt, weil die Königin Ihnen so schlecht begegnet? Danken Sie Gott dafür, denn es ist genug, bei ihr gut angeschrieben zu sein, um fortgejagt zu werden. Ich habe nun davon nichts zu fürchten, denn ich habe einen guten Halt. Ich sehe wohl, daß Ihnen meine Schliche nicht fremd sind, und will sie Ihnen also eingestehen, aber hüten Sie sich wohl, davon mit der Königin zu sprechen, sonst mögen Sie sich nur vor meiner Rache in Acht nehmen. Glauben Sie es nur, der König erführe es sogleich und würde gar keine Grenzen mehr kennen; die Königin aber, hat kein sehr großes Genie,

bei der erklärte ich alles, was Sie von mir sagen könnten, für Verläumdung und machte, daß alles Uebel, was Sie mir thun wollen, auf Sie zurückfiel. Es werden hier schreckliche Dinge vorgehen und Sie werden in schreckliches Unglück geraten. Nehmen Sie einen herzhaften Entschluß, denn Sie können sich nicht anders helfen, als indem Sie den Herzog von Weißenfels heiraten. Es ist ja auch endlich nicht eine so wichtige Sache, sich zu verheiraten! Die Königin kenne ich, die tröstet sich endlich gewiß; der König wird Sie freundlich ansehen und dann ist alles andere recht." Hätte ich gedurft, so würde ich dieses Weib aus dem Fenster geworfen haben; so mußte ich aber meinem Zorn zum Trotz sanft mit ihr umgehen. Ich verstand ihr Geschwätz sogleich und leider traf alles, was sie sagte, nur zu gut ein.

Ich komme nun wieder auf Grumkow. Sein Schicksal war das eines Jeden, der sich Vorwürfe zu machen hat. Es gab Zeiten, wo ihn sein Gewissen plagte, dann war er finster. Er sollte, sowohl wie ich, den nächsten Sonntag das Abendmahl nehmen und hatte den ganzen Tag den Hofprediger Jablonsky bei sich gehabt. Ich hatte diesen Tag den Kopf so voll von Geschäften, daß ich dem Spiele früher ein Ende machte und mich mit der Bülow ganz hinten im Garten niedersetzte, um meinen schwermütigen Gedanken ruhiger nachzuhängen. Unerwartet gesellte sich Grumkow zu uns und begann anfangs mit einer moralischen Rede, die mir in seinem Munde vorkam, wie die heilige Schrift im Munde des Teufels. Ich wollte meinen Platz nicht sogleich verlassen, da ich aber das Mißtrauen der Königin kannte, brach ich bald ab und ging wieder auf das Haus zu. Er folgte mir immer nach und sagte endlich, daß es ihm sehr leid gethan hätte, mich und meinen Bruder von dem Könige so hart behandelt zu sehen, allein, fuhr er fort, der Prinz sollte auch dem Könige mehr nachgeben — und nun hielt er letzterem eine Lobrede. — Ich schritt immer schneller zu, aber er ließ sich nicht unterbrechen und sagte: ich hätte so viel Einfluß auf meinen Bruder, daß ich ihn gewiß zu seiner Pflicht zurückrufen könnte, er sei ein sehr liebenswürdiger Prinz, aber in schlechten Händen. Ich antwortete: daß mir die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern bekannt wären;

wenn mein Bruder meinem Rate folgte, würde er sie nie verletzen und des Königs Willen, sobald er ihm bekannt wäre, gewiß immer erfüllen. Er wollte mir etwas erwidern, allein verschiedene Damen, die uns entgegen kamen, brachen zu meiner großen Freude das Gespräch ab. Herr Jablonsky hat mir seitdem gesagt, daß er diesen Tag in einer heftigen Bewegung war und alles, was er ihm sagte, stand mit den nachmaligen Vorfällen in Verbindung.

An demselben Abend — es war der elfte August, wie die Königin neben der Bülow saß und ihren Kopfputz abnahm, hörten sie in dem Kabinet dieser Prinzessin einen fürchterlichen Lärm. Das Kabinet war sehr schön, von oben bis unten mit Porzellanstreifen belegt und mit vielen merkwürdigen Stücken, sowohl Steinen als Krystallen ausgeziert; alles goldene Geräte der Krone, sowie der Schmuckkasten der Königin befand sich darin. Sie rief sogleich: ihr ganzes Porzellan wäre zerschlagen, man möchte sich darnach umsehen. Die Bülow ging mit drei Kammerfrauen sogleich hinein, fanden aber nichts zerbrochen, noch in Unordnung gebracht. Dieser Lärm ward dreimal wiederholt und darauf hörte man ein großes Geräusch in einer Gallerie, die sich zwischen des Königs und der Königin Zimmer befand und an deren Ende eine Schildwache stand. Die Königin sagte: Jetzt wird es zu arg, ich muß selbst sehen, was das ist. Darauf nahmen sie alle Lichter in die Hand und kaum waren sie aus der Thüre getreten, so hörten sie ganz nahe neben sich seufzen und ächzen, ohne irgend etwas zu sehen. Die Schildwache, die ganz nahe stand, antwortete auf die Frage, ob sie Niemand wahrgenommen hätte? mit Nein, sagte aber, daß sie eben dasselbe Geräusch gehört hätte. Meine Mutter hatte viel Mut und Festigkeit, sie ließ rund umher alles durchsuchen, sogar die Zimmer des Königs, allein man fand nichts. Sie sowohl, als die, welche gegenwärtig waren, erzählten mir den folgenden Tag diesen Vorfall.

Wenige Tage darauf war bei der Königin Konzert. Ich begleitete dabei gewöhnlich mit dem Klavier und der Laute, und was in der Stadt von Liebhabern war, durfte sich daselbst einfinden. Wie ich lange genug Musik gemacht hatte, wollte ich mich in ein Zimmer begeben, wo die Damen Karte spielten,

plötzlich hält mich Katt auf und sagt: um Gottes Willen! geben Sie mir aus Liebe zum Kronprinzen einen Augenblick Gehör! ich bin in Verzweiflung, denn man hat mich bei der Königin und bei Ihrer königlichen Hoheit angeschwärzt, als hätte ich dem Kronprinzen den Plan zu entfliehen in den Kopf gesetzt. Ich schwöre es Ihrer königlichen Hoheit, fuhr er fort, bei allem, was es heiliges giebt, daß ohne mich die Sache schon geschehen wäre. Sie können von meiner Seite der Königin keck versichern, daß ich dem Kronprinzen schlechtweg geschrieben habe, daß ich ihm, wenn er einen solchen Schritt thut, nicht folgen werde und ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß diesesmal nichts zu fürchten ist. — Ich sehe ihn schon, antwortete ich, auf den Schultern wackeln und fürchte, er liegt Ihnen nächstens zu Füßen. Welche Freude finden Sie denn daran, überall auszusprengen, der Prinz wolle entfliehen und wer hat Ihnen erlaubt, mein Bildnis in einer Dose zu tragen? — Was den ersten Punkt anbetrifft, so habe ich nur mit Herrn von Lövener davon gesprochen und einigen andern Personen, die ich nicht für verdächtig hielt, den zweiten hielt ich nicht für wichtig, da ich das Porträt Ihrer königlichen Hoheit selbst gemalt und es als meine Arbeit gezeigt habe. — Sie spielen ein gewagtes Spiel, antwortete ich und ich fürchte, daß ich nur ein zu guter Prophet sein werde! — Er veränderte die Farbe und sagte nach einigem Nachdenken: Wenn ich unglücklich werde, ist es für eine gute Sache und der Kronprinz wird mich nicht verlassen. — Das war meine letzte Unterredung mit ihm und das letztemal, daß ich ihn sah. Damals dachte ich nicht, daß ich so gut wahrsagen könnte! Ich sagte ihm das alles, nur um ihn bescheidener und vorsichtiger zu machen.

Den folgenden Tag, als am fünfzehnten August, welcher des Königs Geburtstag war, kam alles, um der Königin Glück zu wünschen. Bei solchen Gelegenheiten war der Hof sehr zahlreich. Ich hatte abermals eine lange Unterredung mit Grumkow, er hatte seine finstere Laune verabschiedet und sein Gespräch betraf diesmal die großen Eigenschaften des Königs; er beschloß es mit den Worten: ich werde Ihnen nächstens zeigen, wie sehr ich Ihrer königlichen Hoheit zugethan bin.

Er sagte das auf eine so ausdrucksvolle Art, daß es mich erstaunte und ich nicht begriff, was er sagen wollte. Die Bülow war auf dem Fuß, sich stets mit ihm zu necken, zuweilen ging ihr Spaß sogar zu weit, so daß ich ihr oft sagte, sie sollte sich in Acht nehmen, aber ihre Lebhaftigkeit riß sie immer fort. Heute stritten sie wie gewöhnlich mit einander; Grumkow beschloß aber sein Gespräch mit ihr, so wie er gegen mich gethan hatte, mit den Worten: „Sie werden in Kurzem erfahren, wie sehr ich ihr Freund bin."

Die Königin hatte beschlossen, uns den folgenden Tag in Monbijou mit einem kleinen Feste zu überraschen, das gleichsam die zweite Feier von des Königs Geburtstag sein sollte. Nie vergesse ich diesen Tag! — Sie hatte den Speisesaal sowohl, wie die Tafel auf das Niedlichste verzieren lassen und jeder fand unter seiner Serviette ein artiges Geschenk. Wir waren alle in der besten Laune, die beiden Hofmeisterinnen, die Gräfin Finkenstein und die Bülow ausgenommen, welche den Mund nicht aufthaten. Nach der Abendtafel war Ball und weil ich den Tanz sehr liebte, that ich mir, ohne nur zu sehen, was sonst um mich vorging, etwas Rechtes zu Gute. Die Bülow sagte verschiedene Male: „es ist spät, ich wollte man hörte auf." — Ei, sagte ich, lassen Sie mir die Freude, mich heute recht satt zu tanzen, es wird sobald nicht wieder geschehen. — „Das möchte wohl möglich sein!" antwortete sie und ich fing wieder von vorne an. Nach einer halben Stunde zog sie mich am Aermel: „Machen Sie doch einmal ein Ende! nun haben Sie genug. Sie sind so beschäftigt, daß Sie weder hören noch sehen." — Aber was giebt es denn? fragte ich verwundert. — Sehen Sie doch die Königin an! antwortete sie und deutete auf meine Mutter, die in einem Winkel des Zimmers mit ihrer Hofmeisterin, der meinigen und der Gräfin Finkenstein leise sprach. Alle vier blaß wie der Tod und in der sichtbarsten Bestürzung. Ich fragte sogleich, worauf es ankäme und ob es meinen Bruder anginge? — Sie zuckte die Achseln und sagte, daß sie es nicht wüßte. Die Königin wünschte endlich der ganzen Gesellschaft gute Nacht und stieg mit mir in den Wagen, sprach aber den ganzen Weg kein Wort. Ich bekam ein fürchterliches Herz=

klopfen und befand mich in der unaussprechlichsten Unruhe, ohne ihr eine Frage machen zu dürfen. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, so folterte ich meine Hofmeisterin mit meinen Fragen, was vorgefallen sei? Sie sagte mit Thränen im Auge: „Sie werden es früh genug erfahren.“ Da sie aber meine Beängstigung sah, fügte sie hinzu: „die Königin habe ihr, um meine Ruhe zu schonen, verboten, mir etwas von dem Vorgefallenen zu entdecken, da sie mich aber in diesem Zustande sähe, sei es besser, mir die Sache zu gestehen, als mich etwas noch Fürchterlicheres voraussetzen zu lassen.“ Der König, fuhr sie fort, hat heute früh der Hofmeisterin von Konnken eine Staffette mit der Nachricht geschickt, daß er, weil der Kronprinz habe entfliehen wollen, für gut befunden habe, ihn festzusetzen; sie sollte diesen Vorfall der Königin um ihrer Gesundheit willen so behutsam wie möglich beibringen und ihr dann den eingeschlossenen Brief überreichen. Es war, setzte sie hinzu, den elften, als der Kronprinz festgesetzt ward, an eben dem Tage, wie die Königin all' den Lärm in ihrem Kabinette und in der Gallerie hörte. — Ich glaubte bei dieser traurigen Erzählung in Ohnmacht zu sinken. Mein Schmerz über das Unglück meines Bruders war ohne Grenzen und ich brachte eine fürchterliche Nacht zu.

Gleich den andern Morgen ließ mich die Königin rufen und zeigte mir den Brief meines Vaters, dem man wohl ansah, daß er in der ersten Hitze geschrieben war. „Ich habe, schrieb er, den Schurken festsetzen lassen und werde ihn, so wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdient, behandeln. Ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn, er hat sowohl mich, wie meine ganze Familie entehrt. — So ein Elender verdient nicht zu leben.“ — Die Königin und ich waren in einem so fürchterlichen Zustande, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen. Die Königin sagte mir weiter: daß Katt den vorigen Tag insgeheim aufgehoben und alle seine Papiere und Habe unter Siegel gelegt sei. Der Marschall Natzmer hatte, wie sie mir sagte, den Auftrag dazu gehabt. Da dieser Umstand sehr sonderbar ist, will ich ihn erläutern. Grumkow war seit dem fünfzehnten von meines Bruders Inhaftnehmung unterrichtet und hatte sich nicht enthalten können, gegen einige Personen,

die ihn besuchten, seine Freude darüber an den Tag zu legen. Der dänische Gesandte, Herr Lövener, ward durch seine Spione davon unterrichtet und riet ihm sogleich in einem Billet, sich, so lange es noch Zeit sei, aus dem Staube zu machen. Katt ging unverzüglich zu dem Marschall Natzmer und bat um Erlaubnis, des folgenden Tages sehr früh nach Friedrichsfeld gehen zu dürfen, wohin ihn der Markgraf Albert zum Mittagsessen habe einladen lassen. Da Natzmer den Befehl des Königs noch nicht empfangen hatte, willigte er in seine Forderung. Katt hatte sich einen ganz besonderen Sattel machen lassen, in welchem man Geld und allerlei Kleidung verwahren konnte: dieser wahr unglücklicherweise noch nicht fertig und hielt ihn lange auf; er verbrannte indeß seine Papiere und eben wie er auf's Pferd steigen wollte um zu entfliehen, kam der Marschall und forderte ihm seinen Degen ab. Er hatte, nachdem er den Befehl des Königs erhielt, noch drei Stunden vergehen lassen, damit sie dieser Unglückliche zu seiner Flucht benutzte, so daß er ganz erstaunt war, wie er ihn noch zugegen fand.

Wie der erste Schmerz bei der Königin vorüber war, fragte sie mich, ob er mit mir von seinem Vorhaben gesprochen habe? Ich bejahte es und erzählte ihr alle die Auftritte, die wir bei dieser Veranlassung gehabt hatten und daß ich ihr nichts davon entdeckt hätte, damit sie, wenn der Fall je stattfände, nicht mit darein verwickelt werden möchte, daß ich aber, nach den Versicherungen, die mir Katt vor zwei Tagen gegeben hatte, auf nichts weniger, wie dieses, gefaßt gewesen sei. Was hat er aber, fuhr sie fort, aus unsern Briefen gemacht? wir sind verloren, wenn man sie findet. — Ich habe ihm oft darüber gesprochen, war meine Antwort und er versicherte mich immer, daß er sie verbrannt habe. — Ich kenne ihn besser, sagte die Königin und wollte wohl wetten, sie sind alle unter Katts Papieren. — Das ist möglich, erwiderte ich und in dem Fall ist's um meinen Kopf geschehen. — Und um den meinen, antwortete meine Mutter; ich habe die Gräfin Finkenstein holen lassen, um mit ihr und der Sonnsfeld zu sehen, was zu thun ist. — Wirklich erfuhren wir auch am andern Tage, daß meines Bruders Sachen alle bei Katt wären; die Offiziere, welche bei der Versiegelung gegenwärtig waren, beschrieben mir sogar alle

vorgefundenen Kisten und ich erkannte die Schatulle, die unsere Briefe enthielt. Nach vielem Nachsinnen beschloß endlich die Königin, ihren Kaplan Reinbeck in dieser Sache zu gebrauchen. Er sollte den Marschall bitten, daß er ein Mittel auffinden möchte, sie aus Katt's Hause zu entfernen. Aber Reinbeck, der krank war, konnte nicht kommen. — Diese Briefe waren für uns von der äußersten Wichtigkeit; mehrere redeten von dem König in ziemlich starken Ausdrücken — ich wiederhole es nochmals, ich bereue tausendmal, daß ich es an Ehrfurcht gegen ihn habe fehlen lassen, aber ungeachtet meiner bösen Zunge behielt ich ihn immer lieb und es war vielmehr, um durch einige gute Einfälle meinen Verstand zu zeigen, als aus bösem Herzen, daß ich es that. Doch ich lenke wieder ein.

Am andern Morgen sah ich die Gräfin Finkenstein mit allen Zeichen der Bestürzung in mein Zimmer kommen. Sie rief mir zu: ich bin verloren! Gestern, wie ich von der Königin nach Hause komme, finde ich ein Kästchen mit Katt's Wappen gesiegelt und an die Königin adressiert in meinem Hause, bei beiden war dieses Billet. Sie reichte es mir zum Lesen und ich fand folgende Worte darin:

„Haben Sie die Güte, beigehende Schatulle der Königin zu übergeben; sie enthält ihre und der Prinzessin Briefe an den Kronprinzen.“ — Vier vertraute Männer, fuhr Frau von Finkenstein fort, brachten sie meinem Gesinde. Ich weiß mich zu nichts zu entschließen, — soll ich der Königin etwas davon sagen? soll ich sie dem König schicken? denn wenn ich Letzteres nicht thue, kann ich mich nur gefaßt machen, Katt Gesellschaft zu leisten. — Wir baten und quälten sie so lange, daß sie sich endlich, obschon mit Furcht und Zittern, entschloß, die Königin davon zu unterrichten. Meine Mutter war über diese gute Nachricht höchst erfreut, bis ein reiferes Nachdenken sie aufmerksam machte, wo sie diese Kiste hin thun sollte? Wenn man ein Geheimnis daraus machte und Katt in seinem Verhör ihrer erwähnte, stürzte man die Gräfin Finkenstein ins Unglück und die Königin stellte sich jedem Verdacht und also der ganzen Wut des Königs bloß, schaffte man sie aber öffentlich zur Königin, so mußte es dem König zu Ohren kommen und er würde die Königin gezwungen haben, ihm die unseligen Briefe als Werkzeug ihres eigenen Unglücks auszuliefern. Nach

manchem Hin- und Herreden und sattsamen Abwägen entschloß man sich endlich zu dem Letzten, die Schatulle ward in Pontifikal der Königin gebracht und sie verschloß sie in Gegenwart aller ihrer Leute in ihrem Kabinet.

Kaum war ein Hindernis beseitigt, so entstand ein anderes: jetzt kam es darauf an, sich der Briefe zu bemeistern. Die Königin war der Meinung, sie zu verbrennen und dem König ganz einfach zu sagen: da sie von gar keiner Wichtigkeit gewesen wären, hätte sie es nicht für nötig gehalten, sie ihm zu zeigen. Dieser Vorschlag ward allgemein verworfen und der Tag ging mit lauter Debatten hin, ohne daß etwas beschlossen ward. Den folgenden Tag überlegte ich mit der Sonnsfeld von neuem und endlich sagte ich: mir fällt noch ein Mittel ein, aber man müßte sich, um nichts zu wagen, sehr gut dabei benehmen. Man müßte das Siegel von diesem Kistchen, das nur von Leder ist, abnehmen, daß Vorlegeschloß erbrechen, unsre Briefe herausnehmen und andere schreiben, die wir an ihre Stelle legten. Ich glaube sogar, man wird das Siegel nicht zu zerbrechen brauchen und wenn die Königin verspricht, der Ramen nichts davon zu sagen, so mache ich mich anheischig, es ins Werk zu setzen. Fräulein von Sonnsfeld gab mir großen Beifall, man schlug es der Königin vor und sie war es zufrieden; man macht ihr nun begreiflich, daß alles auf das Geheimnis ankäme, daß die Ramen, die viele Menschen sähe, ein Wort, das Verdacht veranlaßte, entwischen lassen könnte, — die Königin versprach ihr nichts zu sagen und hielt Wort. Nachmittags schickte sie alle ihre Damen fort und behielt mich allein bei sich. Da die Kiste für sie und mich zu schwer war, um sie zu tragen, mußten wir den Kammerdiener der Königin mit in das Geheimnis ziehen; aber dabei wagten wir nichts, denn es war ein alter Diener von erprobter Zuneigung und Treue. Es war nicht möglich, die Stricke abzunehmen, ohne das Siegel zu zerbrechen und dieses Hindernis machte uns zittern: indem wir aber das Wappen betrachteten, welches sehr einfach war und einen Hund, von vielen Waffengerät umgeben, vorstellte, glaubten wir leicht, ein ähnliches finden zu können, wirklich ergab sichs auch, daß des Kammerdieners Petschaft diesem sehr ähnlich war. Das Vorlegeschloß

ward nun erbrochen und wir kamen an die Untersuchung der Briefe.

Der Anblick dieser Papiere verursachte mir eine tötliche Angst. Ich hatte oftmals heimlich an meinen Bruder geschrieben und um nichts zu fürchten zu haben im Fall, daß die Briefe dem König in die Hände fielen, schrieben wir mit Zitronensaft; hielt man sie dann über das Feuer, so ward die Schrift leserlich. Meine Briefe enthielten meistens Schmähungen gegen die Ramen und Klagen über ihren Einfluß über die Königin. Der Eindruck, den die Königin empfangen mußte, wenn sie ihr zu Gesichte kamen, konnten mir nicht anders als sehr nachteilig sein. Das wäre aber bei alledem doch geschehen, hätte mich nicht die Ankunft des Predigers Reinbeck, der sich in diesem Augenblick melden ließ, aus dieser Verlegenheit befreit. Da ihn die Königin einige Tage vorher hatte rufen lassen, konnte sie nicht umhin, ihn zu empfangen. Sie war über alles, was vorging, so bestürzt, daß sie mir beim Weggehen sagte: um Gotteswillen! verbrenne alle die verfluchten Briefe und laß keinen einzigen übrig." — Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, sondern alle meinigen, deren nicht weniger als fünfhundert an der Zahl waren, wurden dem Vulkan zum Opfer gebracht. Auf sie folgten die der Königin und sie kehrte eben zurück, als dieses schöne Stück Arbeit vollendet war. Jetzt schritten wir zu der Durchsicht der übrigen Papiere. Wir fanden zwei Reisepässe eines Franzosen mit Namen: Ferrand, einen Brief meines Bruders an Katt, verschiedene andre ziemlich gleichgültige, einen Beutel mit tausend Pistolen, eine Menge Anmerkungen und Betrachtungen, die mein Bruder sowohl über die Moral als Geschichte gemacht hatte und einige Kleinodien, sowohl von Gold als Edelsteinen. Der an Katt gerichtete Brief enthielt ungefähr folgende Ausdrücke: „Ich reise ab, lieber Katt und habe meine Maßregeln so gut genommen, daß mir nichts droht. Meine Reise geht durch Leipzig, wo ich mich für einen Marquis d'Ambreville ausgebe. Keith ist schon benachrichtigt und geht geraden Wegs nach England. Verlieren Sie keine Zeit, denn ich denke Sie in Leipzig zu finden. Adieu! Seien Sie guten Muts." Wir hielten es für gut, alles dieses zu verbrennen. Nun brachten wir mehrere Tage damit hin,

Briefe von vielerlei Datum zu schreiben. Aber wie wärs möglich gewesen, deren zwölf oder fünfzehn Hundert heraus zu bringen? Wir nahmen Papiere von jedem Jahrgang und das Ganze ward so zusammengepreßt, daß der Teufel selbst nichts gemerkt haben würde. Ungeachtet aller unserer Sorgfalt war die Kiste aber dennoch so leer, daß dieser Umstand uns verraten hätte; die Königin kam darauf, einen ganzen Kram von Dosen und andern Kleinigkeiten hinein zu stopfen — mir war das nicht recht, ich hätte sie lieber mit Briefen ausgefüllt und ich bot mich an, vor der Rückkehr des Königs noch einige hundert Stück zn schreiben, allein sie wollte es nicht. Der Kasten wurde also wieder zugeschlossen und man sah gar nicht daß er berührt worden war.

Der König kam den siebenundzwanzigsten abends 7 Uhr an, sein Gesinde eine Weile vor ihm. Vergebens fragten wir nach meinem Bruder; niemand konnte uns von ihm Nachricht geben, noch sagen, wo er sei. Nur die Art, wie er gefangen worden war, erzählten sie uns; da dieser Bericht mit allem, was mir mein Bruder mehrmals darüber sagte, übereinstimmt, so will ich ihn, nebst manchem andern Umstand, den er mir außer diesem erzählte, jetzt einrücken.

Wie er in Anspach ankam, beklagte er sich sogleich bei dem Markgrafen sehr bitter über die schlechte Behandlung des Königs. Nicht zufrieden, ihn im Innern des Familienkreises zu mißhandeln, hatte dieser ihn auch öffentlich beschimpft; er hatte ihm sogar mehrere Male wiederholt, was ich auch öfters gehört hatte: „hätte mein Vater mir begegnet, wie ich dir, so wär ich tausendmal davon gelaufen; aber du hast keinen Mut und bist ein bloßer Schurke.“ — Diese so oft wiederholten Worte brachten endlich den Prinzen zum Entschlusse. Er bat den Markgrafen, unter dem Vorwand eines Spazierritts, ihm eines seiner besten Pferde zu geben; da dieser aber etwas von seinem Vorhaben ahnte, wich er immer aus und verschob diesen Ritt bis zu des Königs Abreise. Da mein Bruder diesen Anschlag vernichtet sah, machte er sogleich einen anderen. Einige Meilen vor Anspach erhielt er die Staffette von Katt, deren ich schon erwähnt habe, den Inhalt der Briefe, welche sie ihm brachte, erfuhr ich aber nie; er antwortete auf der Stelle, daß

er in zwei Tagen zu entfliehen gedächte und daß er ein Gleiches thun sollte. Im Haag wollten sie zusammentreffen; zugleich versicherte er ihm, daß seine Flucht gar nicht fehlschlagen könnte und setzte man ihm nach, so böten ihm die Klöster auf seinem Wege eine Zuflucht dar. Er sandte die Antwort mit einer Staffette ab, vergaß aber unglücklicher Weise die Aufschrift nach Berlin zu machen; ein Vetter von Katt stand zehn oder zwölf Meilen davon auf Werbung und die Staffette, anstatt nach Berlin zu gehen, lieferte die Briefe diesem Katt aus.

Der König war indeß bis in die Nähe von Frankfurt gereist, wo er in einem Dorfe übernachtete und genötigt war, mit seinem ganzen Gefolge sein Lager in Scheunen aufzuschlagen. Meinem Bruder ward auch eine zu Teil, die er mit dem Obersten Rochow und seinem Kammerdiener teilen sollte. Der König hatte Keith's Bruder zum Pagen angenommen; da der junge Mensch sehr dumm war, hatte mein Bruder nicht für gut befunden, ihn von seinem Vorhaben zu unterrichten, wollte aber demungeachtet aus seiner Dummheit Vorteil ziehen; unter dem Vorwand, in einem benachbarten Dorfe auf verliebte Abenteuer auszugehen, befahl er ihm, ihn früh um 4 Uhr aufzuwecken und ihm Pferde zu verschaffen, welches, weil den Tag gerade Pferdemarkt war, sehr leicht war. Der Knabe that es, aber anstatt meinen Bruder zu wecken, verfehlte er das Bett und weckte den Kammerdiener. Dieser Mensch hatte die Geistesgegenwart, nicht zu thun, als ob er etwas merke und blieb ruhig liegen, um den Verfolg der Komödie abzuwarten. Mein Bruder sprang indeß auf, kleidete sich selbst an und statt seiner Uniform, zog er ein französisches Kleid an, worauf er ausging. Unverzüglich benachrichtigte der Kammerdiener Rochow von dem Vorgang, der augenblicklich in der größten Bestürzung zu den Generalen und des Königs Gefolge lief, nämlich den Generalen Bedenbruck, Waldow und Derchow; dieser letzte war der größte Spitzbube, den die Erde je trug, er hatte alle Verdienste des Satanas und war außerdem meines Bruders geschworner Feind. Sogleich gingen sie alle vier aus, um ihn zu suchen und nachdem sie den ganzen Flecken vergeblich durchstöbert hatten, fanden sie ihn auf dem Pferdemarkte an einem Wagen gelehnt. Seine französische Kleidung befremdete sie so-

gleich; anfangs fragten sie ihn sehr ehrerbietig, was er da mache? mein Bruder hat mir oft gesagt, daß ihn damals Wut und Verzweiflung, sich entdeckt zu sehen, zu dem Äußersten hingerissen hätten; allein es fehlte ihm an Waffen. Er antwortete ihnen also sehr rauh. Rochow sagte ihm darauf: „Gnädiger Herr, der König ist aufgewacht und will in einer halben Stunde abreisen, verändern Sie also, um Gottes Willen! Ihre Kleidung, ehe er Sie sieht.“ Mein Bruder verweigerte es und sagte, er wolle spazieren gehen und ehe der König abreise, wieder zurückkehren. Sie stritten noch, als Keith mit den Pferden, die mein Bruder bestellt hatte, ankam; er wollte sich auf eines derselben werfen; allein die Herrn umgaben ihn, führten ihn, mochte er wollen oder nicht, in die Scheune zurück und zwangen ihn, seine Uniform wieder anzulegen. Er war wie ein Rasender, mußte sich aber doch bemeistern lassen. Abends kamen sie nach Frankfurt und den Morgen darauf erhielt der König eine Staffette von Katt's Vetter, die ihm die Briefe meines Bruders überbrachte. Der König berief sogleich Rochow und Waldow und teilte ihnen die empfangenen schönen Nachrichten mit. Wie man sagt, soll ihm der Kammerdiener damals schon den Vorgang des vergangenen Morgens gemeldet haben; er befahl den beiden Herren, auf meinen Bruder Acht zu geben und mit ihren Köpfen für ihn zu stehen; dann gebot er, ihn unverzüglich in die Yacht zu bringen, auf welcher er den Weg von Frankfurt nach Wesel zu Wasser zurückzulegen gedachte. Seine Befehle wurden sogleich vollzogen — es war der elfte August.

Der König bestieg die Yacht erst am folgenden Morgen. Sobald er meinen Bruder erblickte, warf er sich auf ihn und würde ihn erdrosselt haben, hätte ihn der General Waldow nicht seinen Händen entzogen. Er riß ihm die Haare aus und schlug ihn in einem Augenblick ganz blutig. Auf die dringende Bitte dieser Herren erhielten sie es endlich, meinen Bruder in ein anderes Schiff führen zu dürfen. Man nahm ihm seinen Degen und alle seine Kleider, fand aber kein einziges Papier bei ihm, denn der Kammerdiener meines Bruders, hatte sich ihrer, ehe die Untersuchung vorgenommen wurde, bemächtigt und sie in seiner Gegenwart verbrannt — wodurch er denn der Königin und mir einen großen Dienst leistete. Außerdem

fiel während des ganzen Wegs nichts merkwürdiges vor. Der König sah meinen Bruder nicht, schwor aber alle Tage, daß er sterben solle und mein Bruder sann unaufhörlich auf Mittel, der Wachsamkeit seiner beiden Begleiter zu entgehen.

Auf diese Weise kamen sie in Wesel an, wo ihm der König außer den beiden schon erwähnten Herren eine starke Wache gab und ihn als Staatsgefangenen behandelte. Tags darauf rief er ihn vor sich; es war niemand bei ihm, wie der General Mosel, ein tapferer Offizier und sehr redlicher Mann. Der König fragte ihn zum Anfang in wütendem Tone, „warum er habe desertieren wollen?" das waren seine eignen Ausdrücke. — Weil, antwortete der Prinz mit festem und sichern Ton, weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sklaven behandelt haben. — Du bist ein feiger Ausreißer, rief der König, der weder Ehre noch Mut hat. — Ich habe dessen so viel wie Sie, erwiderte der Prinz und that nur, was Sie, wie Sie mir mehr wie hundertmal gesagt haben, an meinem Platz gethan haben würden. Durch diesen Ton auf das Aeußerste getrieben, zog der König seinen Degen und würde meinen Bruder, ohne den General Mosel, der sich zwischen sie warf, durchbohrt haben. Dieser redliche Mann rief: töten Sie mich, mein König! aber schonen Sie Ihren Sohn! — Allen Bemühungen des Königs zum Trotz, deckte er meinen Bruder so gut mit seinem Körper, daß er ihm nichts anhaben konnte. Seit diesem Tage ließ man sie nicht mehr zusammen kommen; man stellte dem Könige vor, daß er ja immer über das Leben meines Bruders verfügen könne, allein solche Behandlung sei durch das Christentum verboten. Auf diese Vorstellung hin verlangte der König nicht mehr, ihn zu sehen.

Er blieb nur einige Tage in Wesel und setzte dann seinen Weg nach Berlin fort. Mein Bruder sollte ihm, auf seinen Befehl, nach vier Tagen folgen, weil er aber seinen beiden Argus nicht recht traute, gesellte er ihnen einen dritten, den General Dostow bei, der ein eben so großer Schurke wie Derchow war. Ungeachtet des Königs Verbot, erlaubten ihm Waldow und Rochow, Besuche anzunehmen; mein Bruder war in jenen Gegenden angebetet; sein Großmut, seine Herablassung und Güte hatten ihm alle Herzen gewonnen. Die grausame

Behandlung, die er vom König erfahren hatte, entschuldigte ihn, machte aber auch alles für sein Leben fürchten; auf diese Weise fand er Leute genug, die ihr Leben gewagt hätten, um ihn zu befreien. Man hatte ihm schon Stricke verschafft, um aus den Fenstern zu steigen und eine Bäuerinnen-Kleidung, um zu entfliehen, als der General Dostow alle seine schönen Pläne zerstörte. Dieser, der einer von des Königs Günstlingen war, gedachte ihm recht den Hof zu machen und nahm zu diesem Endzweck, unter dem Vorwand, Rochow und Waldow die Last zu erleichtern, die Bewachung des Prinzen über sich. Von dieser Zeit an war er so belagert, daß es ihm nicht mehr möglich war, sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Man reiste also vier Tage nach dem König mit ihm ab und führte ihn, seinen Befehlen zufolge, in einen kleinen, sechs oder sieben Meilen von Berlin gelegenen Orte.

Sobald der König angelangt war, begab sich meine Mutter allein zu ihm in sein Kabinet. Bei ihrem ersten Anblick sagte er ihr mit wütendem Ton: Ihr Sohn ist tot — und gleich dazu: wo ist das Kistchen mit den Briefen? — Die Königin brach gleich in ein lautes Geschrei aus und fragte wie es möglich sei, daß er seinen Sohn seiner barbarischen Wut aufgeopfert habe. — Er ist tot! wiederholte der König und ich will das Kistchen. — Die Königin holte es nun und rief dabei ganz außer sich: O mein Gott! mein Gott! Ich hörte dieses Klaggeschrei, das mir wie Dolchstiche durch das Herz fuhr. Kaum hatte der König die Kiste in den Händen, so schlug er sie, ohne sich beim Aufschließen weiter aufzuhalten, in Stücken, riß die Papiere heraus und trug sie fort. Die Königin verlor keinen Augenblick, sondern bemächtigte sich sogleich der Siegel und alles dessen, was Verdacht erregen konnte und gab es mir zum Verbrennen. Nachher kam sie zu uns und erzählte uns den Vorgang — Gott weiß, was ich bei dieser schrecklichen Erzählung, die mit einem Thränen-Strom beendigt ward, empfand.

Indem trat der König ein. In der Ungewißheit über das Schicksal meines Bruders wußte ich nicht, was ich thun sollte — ich nahte mich ihm mit meinen Geschwistern, um ihm die Hand zu küssen; allein kaum erblickte er mich, so ward er

ganz schwarz vor Wut und versetzte mir drei ungeheure Faustschläge ins Gesicht, von denen einer die Schläfe traf, so daß ich besinnungslos niederfiel und mir den Kopf gegen einen Vorsprung der Wandbekleidung zerschlagen hätte, wäre Fräulein von Sonnsfeld nicht so glücklich gewesen, mich bei dem Kopfputz zu ergreifen. Der König wollte mich mit Füßen treten und seine Schläge wiederholen; allein die Königin und meine Geschwister bildeten einen Wall um mich her und ließen ihn nicht an mich kommen. Eine meiner Schwestern, die mich noch immer ohne Leben liegen sah, holte ein Glas Wasser und etwas Geistiges, um mich wieder zu mir selbst zu bringen. Wegen des Königs, der sich mit denen, die mich umgaben, umherbalgte, konnte man mich nicht einmal vom Boden aufheben, aber das viele Reiben und die starken Dinge, die man anwendete, gaben mir das Leben wieder, so daß man mich endlich auf ein Tabouret heben konnte, das sich in dem Fenster befand, an dem dieser ganze Auftritt vorfiel. Wie viel lieber wäre ich in meinem bewußtlosen Zustande geblieben! es ist mir nicht möglich, den trostlosen Zustand, in welchen alle, die in diesem Zimmer sich befanden, versetzt waren, zu beschreiben. Der König wäre bald erstickt vor Zorn; sein Blick war wild, sein Gesicht aufgedunsen und der Schaum lag auf seinen Lippen; die Königin rang die Hände und stieß das kläglichste Geschrei aus. Meine Geschwister lagen vor dem König auf den Knieen, selbst das kleinste, das nur drei Jahre alt war und weinten und schluchzten. Frau von Konnken und die Sonnsfeld, blaß wie der Tod und unfähig eine Silbe zu sprechen — und ich ...., ich glaube nicht, daß je eine Verzweiflung der meinigen gleich kam. Ein schreckliches Zittern schüttelte meinen ganzen Körper und kalter Schweiß floß mein Gesicht herab. Der König hatte endlich seine erste Behauptung aufgegeben und statt zu sagen: mein Bruder sei tot, schwor er bei allen Engeln und Teufeln, daß er ihn umbringen lassen wolle. Diese so oft wiederholten Worte erweckten mich endlich aus meiner Todesschwäche und ich sagte laut: schenken Sie mir meines Bruders Leben und ich heirate sogleich den Herzog von Weißenfels. Seine Wut verhinderte ihn, mich zu verstehen und aus Furcht, daß ich diese zierlichen Worte wiederholen möchte,

verstopfte mir Fräulein von Sonnsfeld den Mund mit einem Schnupftuche, gerade wie ich sie noch einmal sagen wollte. Nun ergoß sich der König in Schmähungen gegen mich, nach seiner Behauptung sollte ich an allem Uebel, das uns befallen hatte, schuld sein, mein Kopf sollte ihm dafür genugthun. Damals hätte er mir keinen größeren Dienst leisten können, als seine Drohung ins Werk zu setzen. Mein Schmerz war so groß, daß ich die Welt mit Freuden verlassen hätte.

Während dieser Szene erblickte ich den armen Katt, den vier Gensdarmen zum König führten. Er war blaß und entstellt; bei meinem Anblick zog er den Hut ab und ich bemerkte, daß sein Gesicht die größte Bestürzung ausdrückte. Man trug seinen und meines Bruders Koffer, die beide versiegelt waren, hinter ihm her. Gleich darauf benachrichtigte man den König von seiner Gegenwart und er eilte fort, wobei er stets rief: „nun werde ich endlich Beweise genug gegen den Schurken von Fritz erhalten, um ihm den Kopf wegputzen zu können.“ — Die Hofmeisterin der Königin folgte ihm, desgleichen die Ramen; diese letzte ergriff seinen Arm und sagte: „Um Gotteswillen! wenn Sie den Kronprinzen umbringen wollen, so töten Sie doch nicht die Königin! Ich versichere Sie, sie hat von dieser Sache nichts gewußt und mit guten Worten können Sie alles von ihr erhalten.“ — Die Hofmeisterin redete in einem andern Ton; „bis jetzt, sagte sie, thaten sie sich etwas darauf zu gut, ein gerechter, frommer König zu sein und dafür segnete Sie Gott; nun wollen Sie ein Tyrann werden — fürchten Sie sich vor Gottes Zorn! opfern Sie Ihren Sohn Ihrer Wut, aber seien Sie auch dann der göttlichen Rache gewiß. Gedenken Sie Peters des Großen und Philipps des Zweiten; sie starben ohne Nachkommenschaft und ihr Andenken ist den Menschen ein Gräuel. — Der König sah sie an: Sie sind sehr keck, mir solche Dinge zu sagen, sprach er, aber sie sind eine wackere Frau und meinen es gut. Gehen Sie und beruhigen meine Frau. Wirklich bewunderte ich den Eifer und den Mut dieser Dame, in einer solchen Zeit also zu sprechen, sie wagte es, darauf nach Spandau geschickt zu werden. Dagegen erstaunten wir über die Unverschämtheit, mit welcher die Ramen in der Königin Gegenwart behauptete, daß diese von

nichts unterrichtet sei. Man schleppte mich endlich aus dem Zimmer der Königin — denn ich zitterte dergestalt, daß ich keinen Fuß aufstellen konnte — und brachte mich in ein anderes, wo der König nie hinkam.

Dieser hatte indeß Grumkow, Mylius und Gerber in sein Zimmer berufen; der letztere war General-Fiskal und ein sehr schlechter Mensch, der erstere Generalauditor. Sobald der König eintrat, warf sich Katt auf die Kniee; der König fiel über ihn her, versetzte ihm mehrere Backenstreiche und Stockschläge ins Gesicht, trat ihn mit Füßen und behandelte ihn auf die unwürdigste Weise. Nun fing das Verhör an. Katt gestand sogleich, daß er mit dem Prinzen über seine Flucht übereingekommen wäre; allein gegen die Person des Königs, sogar gegen seine Angelegenheiten habe er nie einen Anschlag gehabt, ihre Absicht sei nur dahin gegangen, nach England zu fliehen und sich, um gegen den Zorn des Königs geschützt zu sein, unter den Schutz dieser Krone zu begeben. Auf die Frage nach den Briefen der Königin und den meinigen, sagte er, daß er sie auf Befehl meines Bruders der Königin übermacht habe. Darauf befragte man ihn über mich und ob ich von dem Plane unterrichtet gewesen sei? er verneinte es. Nun wollte man wissen, ob er nicht mit Briefen von dem Prinzen an mich beauftragt gewesen sei und ob ich ihm nie welche für meinen Bruder zugestellt hätte? er antwortete, daß er sich erinnerte, mir einmal eines Sonntags, wie ich soeben aus dem Dom zurückgekehrt sei, einen Brief überreicht zu haben, sein Inhalt sei ihm aber nicht bekannt gewesen und ich hätte ihm nie einen anvertraut. Weiter gestand er, daß er mehreremale heimlich in Potsdam gewesen sei, wo ihm dann der Lieutenant Span in die Stadt eingelassen habe, auch daß Keith um ihren Plan gewußt und sie auf der Flucht habe begleiten sollen. Nach dem Verhör durchsuchte man meines Bruders und Katt's Koffer, man fand aber keinen einzigen Brief. Grumkow, der uns diesmal in seinen Netzen zu halten glaubte, war darüber in Verzweiflung und sagte zum König: „Ihro Majestät! diese Teufels-Weiber sind klüger wie die Schlangen; — sie haben uns betrogen."

Der König begab sich wieder zur Königin und sagte zu

ihr: Ich habe mich nicht geirrt. Ich wußte wohl, daß Ihre unwürdige Tochter an dem Komplotte Teil nahm. Katt gesteht soeben, daß er ihr Briefe zugesteckt hat — ich werde sie streng verhören lassen. Befehlen Sie ihr in meinem Namen, das Zimmer nicht zu verlassen; spätestens in drei Tagen werde ich sie an einen Ort schaffen, wo sie ihre Fehler bereuen kann. Melden Sie ihr das und befehlen ihr, sich gleich nach dem Verhör zur Abreise bereit zu halten. Der König war während aller dieser Reden noch vor Zorn außer sich. Die Königin schwor bei allen Heiligen des Paradieses, daß Katt mir niemals einen Brief gebracht hätte und bot sich an, mich darum fragen zu lassen. Man erinnere sich jetzt, was ich über diesen Brief sagte, den ich, der Namen wegen, der Königin nicht hätte zeigen können. Jetzt hielt ich mich nun für verloren und dieser Gedanke, statt mich zu erschrecken war mir lieb. Um mich nicht mit der Königin zu entzweien, beschloß ich mich keck durchzuschlagen und antwortete der Frau von Konnken sogleich: daß ich mich wunderte, warum die Königin aus diesem Briefe ein Geheimnis machen wolle; er sei mir öffentlich eingehändigt worden und habe nichts, wie die einfachsten Freundschaftsversicherungen enthalten. Ich hätte ihn zwar gleich verbrannt, aber ich erinnerte mich seines Inhalts so gut, daß ich, wenn der König es wünschte, jedes Wort niederschreiben könnte; die Königin, der ich ihn damals wohl gezeigt hätte, müsse sich dessen nur nicht mehr erinnern. Frau von Konnken brachte diese Antwort dem König, der sich darauf fort begab, um dem Ende des Verhörs beizuwohnen. Ich beredete die Königin so gut, den Brief gelesen zu haben, daß sie nicht den geringsten Zweifel dagegen hatte. Sie meldete mir mit einem Thränenstrom des Königs Befehl und empfahl mir vor allen Dingen nur nichts in Rücksicht der Kiste einzugestehen. Wenn ich nun aber einen Eid darauf ablegen soll — was ist dann zu thun? — Die Bedrängnis, in der wir sind, sagte sie, entschuldigt, was in andern Fällen unverzeihlich wäre. — Ich will in allen Stücken Ihnen gehorchen, sagte ich; aber nie kann ich etwas thun, das mein Gewissen verletzt. Der gute Gott wird mich nicht verlassen! ich werde lieber alles aufopfern, als Sie in Gefahr setzen, aber möge auch daraus erfolgen, was da wolle,

einen falschen Schwur lege ich nicht ab. Darauf nahmen wir von einander Abschied. Sie hielt mich lange in ihren Armen und wir trennten uns mit unendlichem Schmerz.

Die ganze Stadt war über den Jammer unserer Familie bestürzt. Meine Geschichte ward auf allen Straßen erzählt, denn die Zimmer der Königin waren im Erdgeschoß, die Fenster standen offen und alle Vorübergehenden hatten den mit mir vorgefallenen Auftritt gesehen und gehört. Wie man mich in mein Zimmer trug, mußte ich durch einen Haufen Menschen gebracht werden, die alle weinten und schrieen. Da alles vergrößert wird, sagte man in mehreren Teilen der Stadt, daß ich tot sei, ja sogar auch mein Bruder und das vermehrte noch die allgemeine Trostlosigkeit.

Ich brachte eine sehr traurige Nacht hin, in welcher mich die finstersten, traurigsten Bilder aufschreckten. Mein Schicksal kümmerte mich nicht, auch die gedrohte Abreise machte mir keine Sorge, aber mehr wie alles in der Welt fürchtete ich, von Fräulein von Sonnsfeld getrennt zu werden und in fremde Hände zu fallen. Alle diese traurigen Betrachtungen hielten mich wach, bis man mir am Morgen die Nachricht brachte, daß die Wache vor meinem Zimmer verdoppelt sei. Kaum hatte ich das Bett verlassen, als die Ramen eintrat. Sie kam mit einem geflissentlich traurigen Gesicht, mir im Namen der Königin zu sagen, daß der König heute dieselben Menschen, welche Katt verhört hätten, auch zu mir senden würde, sie bäte mich daher, wohl Acht zu haben und hoffte, ich würde das ihr gegebene Versprechen genau halten. Man denke sich meine Verlegenheit, da ich einen solchen Auftrag durch eine verdächtige Person erhielt, die mich und die Königin jeden Augenblick durch Verrat an den König ins Unglück bringen konnte. Sie setzte noch mit Heuchelei hinzu: die Königin ist wegen dieses Verhörs in tausend Sorgen, denn sie glaubt nicht, daß Sie Festigkeit genug haben, es zu ertragen. — Ich weiß nicht, antwortete ich, wie es der Königin einfallen kann, sich über so eine Geringfügigkeit zu beunruhigen. Ich brauche mich nicht zu fürchten, ich habe mit der Sache nichts zu thun gehabt und läßt mich der König verhören, so sage ich, was ich von ihr weiß. — Ja, sagte sie, es gehen aber auch andere fürchter-

liche Dinge vor. Ihre Abreise ist beschlossen; man will Sie in ein Kloster führen, das zum heiligen Grab heißt, dort sollen Sie wie eine Staatsgefangene behandelt werden, man wird Ihnen Fräulein von Sonnsfeld und alle ihre Leute nehmen und Sie werden sehr zu beklagen sein. Der König, antwortete ich, ist mein Vater und mein Herr; er kann nach Wohlgefallen über mich beschließen. Ich vertraue auf Gott und meine Unschuld und weiß zuverlässig, daß mich die Vorsehung nicht verlassen wird. — Sie haben nur deswegen so viel Mut, sagte sie darauf, weil Sie das alles nur für Drohungen halten, aber ich habe den Befehl des Königs zu Ihrer Verweisung mit eigenen Augen, von seiner Hand unterzeichnet gesehen. Außerdem sehen Sie ja wohl aus der Art, wie der König zu Werke geht, daß es sein Ernst ist. Die arme Bülow hat Befehl erhalten, in zwei Stunden den Hof zu verlassen, sie und ihre ganze Familie ist nach Lithauen verwiesen. Der Lieutenant Span, der Katt heimlich in Potsdam einließ, ist kassiert und nach Spandau gebracht; eine Maitresse des Kronprinzen, die in Potsdam wohnte, soll vom Henker gepeitscht und verbannt werden. Dühan (er war meinem Bruder, dessen Lehrmeister er gewesen war, sehr lieb) ist nach Memel verwiesen. Jaques (der Bibliothekar des Prinzen) eben dahin und Ihre Hofmeisterin hätte ein gleiches Schicksal gehabt, wäre sie nicht diesen Winter zum Glück mit der Königin entzweit gewesen. — Dieser Zwist war darüber entstanden, daß die Sonnsfeld behauptet hatte, man habe Unrecht gehabt, auf Grumkows Sturz zu beharren, es wäre besser gewesen, erst meine Heirat abzuschließen und dann an der Verabschiedung dieses Ministers zu arbeiten. Das hatte die Königin verdrossen, die sie sehr übel behandelte. — Ich begreife noch nicht, wie ich das alles so geduldig anhören konnte; Gott giebt uns wirklich im Falle der Not besondere Kraft. Meine Fassung rettete mich und machte dieser Megäre glauben, daß ich entweder unschuldig sei, oder mich nicht mutlos würde machen lassen. Sie war aber sehr im Irrtum, meine Festigkeit war nur scheinbar, denn ich hatte die Verzweiflung im Herzen. Wie sie sich entfernt hatte, brauchte ich mich nicht länger zu zwingen. Das Unglück so vieler wackeren Leute ging mir durchs Herz, das Unglück meines Bruders ver-

ursachte mir Todesangst und die Trennung von meiner Hofmeisterin erfüllte mich mit dem tiefsten Schmerz.

So ging der ganze Tag hin. Von einer Stunde zur andern erwartete ich mein Verhör und bei jedem kleinen Geräusch klopfte mir das Herz. Allein ich wartete vergebens, niemand erschien und ich ward endlich etwas ruhiger. Mein ganzes Gesicht sowohl, wie mein Körper, war von dem Fall, den ich gethan hatte, geschwollen und zerschellt, und ich war so ermattet, daß ich mich gegen Abend niederlegen mußte.

Den Morgen darauf erneuerte die dienstfertige Ramen ihren Besuch. Sie wiederholte mir nochmals im Namen der Königin ihre Ermahnung zur Standhaftigkeit und sagte: mein Verhör habe noch nicht stattfinden können, weil man gesonnen sei, meinen Bruder mit Katt und mir zu konfrontieren, der Prinz würde also, um alle Unordnung, die daraus erfolgen könnte, zu vermeiden, erst in der Abenddämmerung nach Berlin gebracht werden. Ich antwortete wieder ganz im vorigen Ton. Der Königin war dieses ganz unleidlich, sie hielt mich dergestalt von Furcht verblendet, daß ich gar nicht mehr wüßte, was ich sagte, und also bei der ersten Gelegenheit die ganze Geschichte mit der Kiste gestehen würde, denn anders konnte sie sich meine Behauptung, alles, was ich wüßte, einzugestehen, gar nicht erklären. Nachmittags schickte sie also ihren getreuen Kammerdiener an mich ab, um mich um Gotteswillen zu bitten, daß ich nichts verraten möchte. Ihm entdeckte ich sogleich die Verlegenheit, in welche mich meine Mutter setzte, indem sie die Ramen mit solchen Aufträgen zu mir schickte. Ich bat ihn, die Königin zu versichern, daß sie nichts zu fürchten hätte, daß ich nie etwas sagen würde, was ihr Ungelegenheit machen könnte, nur bäte ich sie, nicht so oft zu mir zu schicken, weil das bei dem Könige Verdacht erregen könnte, hätte sie mir aber etwas mitzuteilen, so sollte sie ihm den Auftrag geben und nicht der Ramen, denn diese Frau wäre von der Briefgeschichte nicht unterrichtet, ich könnte mich also darüber mit ihr nicht erklären. Ich mußte die Sache auf diesen Fuß nehmen, aus Furcht, die Königin unmutig zu machen, denn es hätte sie gewiß verdrossen, wenn sie wahrgenommen hätte, ich mißtraue dieser Frau.

Dieser Tag verstrich wie der vorige und vergeblich blieb ich bis um ein Uhr in der Nacht am Fenster, um den Trost zu haben, meinen Bruder wenigstens nur vorbeigehen zu sehen. Der Gedanke, ihn zu sehen, flößte mir den lebhaftesten Wunsch ein, mit ihm im Verhör zusammengestellt zu werden. Er ward aber nicht erfüllt; der König änderte seinen Willen; man führte meinen Bruder am fünften September nach Küstrin ab, wo er in die Festung eingesperrt wurde; alle seine Leute, überhaupt alle seine Habseligkeiten wurden ihm genommen; er behielt nichts, wie das Kleid und das Hemd, das er auf dem Leib trug. Er erhielt keine Bedienung und statt aller Beschäftigung gab man ihm die Bibel und ein Gebetbuch. Seine Ausgaben wurden auf vier Groschen des Tags beschränkt; das Zimmer, das ihm zum Gefängnis diente, empfing seine ganze Helle aus einer einzigen kleinen Luke und Licht erhielt er erst bei seinem Nachtessen, das ihm um sieben Uhr gereicht wurde; die übrige Zeit blieb er im Finstern. Welch' ein grauenvolles Schicksal für einen Prinzen, der sich schon die allgemeine Hochachtung erworben hatte! So viel Unglück mußte ihn durchaus nur erbittern.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in diesem traurigen Aufenthalt schickte der König Grumkow, Mylius und Gerber, um ihn zu verhören. Seine Antworten stimmten mit Katt's Aussage überein; allein anstatt Grumkow, der gleichsam der Lenker seines Schicksals war, zu schonen, behandelte er ihn mit der kühnsten Geringschätzung und sagte ihm die härtesten Dinge. Darauf zeigte man ihm die Kisten und fragte, ob alle darin enthalten gewesenen Stücke noch vorhanden wären, oder Briefe daraus fehlten? Er glaubte, Katt würde die Papiere verbrannt haben, antwortete also in Rücksicht der Briefe bejahend, setzte aber hinzu, daß viele Dosen und andere kleine Gerätschaften darin wären, die er nicht kenne, die also wahrscheinlich Katt hineingelegt hätte. Diese Antwort öffnete ihnen die Augen und entdeckte ihnen den von uns gespielten Betrug. Das Uebel war aber nun geschehen, und sie konnten sich wohl vorstellen, daß weder Drohungen noch Thätlichkeiten uns je bewegen würden, den Inhalt der Briefe zu gestehen. Während des ganzen Verhörs und sogar im Protokoll gab man meinem Bruder nicht den Titel Königliche Hoheit. Grumkow und

Seckendorf waren sehr wohl überzeugt, daß meines Bruders Verbrechen ein bloßer Jugendstreich sei; als Kronprinz hätte er nur einen Verweis verdient, sie hielten also für gut, den König zu überreden, daß er als Offizier zu behandeln sei und nannten ihn den ganzen Prozeß durch nur den Obersten Fritz und aus diesem Gesichtspunkt konnte er wirklich als Deserteur angesehen werden.

Sobald ihre Untersuchung zu Ende war, gingen sie nach Berlin zurück und die von Katt ward von neuem vorgenommen. Mehr wie einmal war der König im Begriff, ihm die Folter geben zu lassen; allein der General Wartensleben, ein warmer Freund von Seckendorf, verhinderte, daß man nicht zu dieser Abscheulichkeit schritt.

Mein Schicksal blieb sich immer gleich. Jeden Abend nahm ich von Fräulein von Sonnsfeld und meinen Leuten den zärtlichsten Abschied, denn ich wußte nicht, ob ich sie je wieder sah. Mein Geschmeide und alles, was ich an Kostbarkeiten besaß, hatte ich heimlich der Königin geschickt. Ich hatte mich noch nicht entschließen können, meines Bruders Briefe zu verbrennen; daher hatte ich sie alle in ein Kästchen verwahrt, das ich jeden Abend der Hofmeisterin meiner jüngeren Schwester zuschickte, denn da wußte ich, würde niemand sie suchen. — Kurz, ich nahm alle mögliche Vorsicht, um nicht überrascht werden zu können.

Endlich reiste der König ab und noch an demselben Abend begab sich die Königin zu mir. Ihr Anblick brachte mich außer mir vor Freude! Sie sagte mir, daß sie nicht mehr glaube, daß man mich nach dem Kloster zum heiligen Grabe bringen wolle, denn der König habe seit mehreren Tagen nicht mehr davon gesprochen, über meinen Bruder habe sie ihn auch ein Bischen besänftigt, indem sie alles, was vorgefallen war, Keith zur Last gelegt hätte. Vielleicht wird man neugierig sein, sein Schicksal zu wissen.

Wie mein Bruder in Frankfurt verhaftet ward, befand sich der Fürst von Anhalt eben daselbst. Seit sich dieser Prinz mit Grumkow entzweit hatte, war er völlig zu seinem Vorteil verändert, mischte sich in keine Intrigue mehr und suchte einem jeden zu dienen; mir war es auch gelungen, ihn mit der Königin

und meinem Bruder auszusöhnen. Er sollte den König nach Wesel begleiten und ich weiß nicht, aus welcher Ursache er seinen Pagen vorausschickte. Der erste Mensch, der diesem beim Eintritt in die Stadt vor Augen kam, war Keith, den er genau kannte und wußte, wie gut er bei dem Kronprinzen stand. Ei mein Gott! rief er, ich bin erfreut, dich hier zu sehen, ich glaubte, du wärest schon in Gewahrsam. — Ich versteh' nicht, was du meinst, antwortete jener und wüßte nicht, womit ich solche Behandlung verdient hätte. — Schon gut, sagte der Page, weißt du denn aber, daß der Kronprinz festgesetzt ist? — Keith stellte sich ganz unbefangen, suchte aber die Unterredung zu beendigen, setzte sich sogleich zu Pferde und eilte, unter dem Vorwand, einem Deserteur nachzusetzen, mit verhängtem Zügel aus der Stadt. So langte er glücklich in Haag an, doch hatte er nur drei Stunden Vorsprung und der Oberst Dümoulin, den der König ihm bei seiner Ankunft in Wesel sogleich nachschickte, kam unmittelbar nach ihm daselbst an. Sobald Keith Haag erreicht hatte, begab er sich unter des englischen Gesandten, Lord Chesterfields, Schutz, der ihn denn auch Angesichts Dümoulins in das Packetboot führte, in welchem er England glücklich erreichte. Da dem Könige keine andere Rache an ihm übrig blieb, ließ er ihn in Wesel in Effigie hängen, seinen Bruder aber machte er zur Strafe, dem Kronprinzen, ohne des Königs Erlaubnis, Pferde zugeführt zu haben, zum Sergeanten.

A Um diese Erzählung nicht zu unterbrechen, überging ich einen Umstand, der seitdem viel Einfluß auf mein Schicksal gehabt hat. Ehe der König Berlin verließ, erklärte er meiner Mutter, daß er meine vierte Schwester mit dem Erbprinzen von Bayreuth zu verheiraten gedenke; ja diese Heirat ward sogar öffentlich erklärt. Die Königin war sehr froh darüber; denn seit sie diesen Prinzen dem Könige zu meinem Gemahl vorgeschlagen hatte, fürchtete sie immer, diese Heirat möchte wieder zur Sprache kommen, sobald man ihm aber meine Schwester zuteilte, war ihre Furcht ganz zerstreut und eine Sorge gehoben. Während der kurzen Zeit, die sie in Berlin blieb, kam sie täglich zu mir; den Tag vor ihrer Abreise sagte man ihr, Prinz ~~Heinrich~~ sei in Paris an einem hitzigen Fieber

muß stets Friedrich heißen!

gestorben; sie sagte mir diese Nachricht ganz leise ins Ohr und ich antwortete: es thue mir sehr leid und sei schade, denn es sei ein Prinz von Verdiensten gewesen. Und mich freut's sagte sie, denn ich fürchtete immer, daß er Absichten auf dich hätte. — Jetzt, da er mit meiner Schwester versprochen war, hatte es doch keinen Anschein, daß man sich noch einmal anders entschließen würde, antwortete ich. Hierauf trennte sie sich von mir nicht ohne viele Thränen, befahl meinen Schwestern und ihren Damen, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen und trug mir auf, meine Briefe an sie durch die Hände der Frau ihres Kammerdieners gehen zu lassen. Sie reiste den fünfzehnten September ab.

Ich gewöhnte mich recht gut an mein Gefängnis. Alle Tage zerstreute ich mich mit Lesen; der Morgen gehörte der Andacht, der Nachmittag und Abend dem Lesen unterrichtender Bücher, über die ich Anmerkungen und Betrachtungen aufsetzte. Ungeachtet meiner unaufhörlichen Besorgnisse für meinen Bruder fühlte ich doch eine wahrhaft philosophische Seelenruhe und war in die Ratschlüsse der Vorsehung vollkommen ergeben.

Eines Tages, wie ich meiner Gewohnheit nach beschäftigt war, trat meine Kammerfrau, dieselbe, deren ich schon mehrmals gedachte, eine redliche, treue, mir ganz ergebene Person, mit einem höchst bestürzten Gesicht in mein Zimmer. Was fehlt euch? rief ich erschrocken; soll ich vielleicht abreisen? — Nein, Ihro Hoheit, antwortete sie, aber ich befinde mich in einer grausamen Verlegenheit. Ein Sergeant der Gensdarmerie ist diesen Morgen zu meinem Mann gekommen und hat ihm ein kleines Packet für Ihro Königliche Hoheit einhändigen wollen. Ich weiß, daß man meinen Mann schon in Verdacht hat, weil er ihrem Bruder gut war; ich weiß also nicht, ob er das Päckchen annehmen soll oder nicht, um so weniger, da wir der Treue des Sergeanten nicht gewiß sind. Indeß bin ich bereit, alles, was Sie befehlen, zu thun und selbst mein Leben in Ihrem Dienste zu wagen. — Wisset Ihr denn aber nicht, was das Päckchen enthält, fragte ich, und ob es von Wichtigkeit ist? — der Sergeant, antwortete sie, hat meinem Manne gesagt, daß es ein Porträt sei. — Nun begriff ich so-

gleich, daß es dasselbe sei, welches mein Bruder Katt in Verwahrung gegeben; mir ward sogleich deutlich, welche unseligen Folgen es haben müsse, wenn dieses Bildnis meinem Vater in die Hände fiele, der sogleich sagen würde, Katt sei mein Liebhaber gewesen und habe mich gemißbraucht, ich bat also die Kammerfrau um Gottes willen, mir das Päckchen zu verschaffen; wirklich gab sie's auch den folgenden Tag in meine Hände und die Sache blieb ein Geheimnis.

Zwei Tage darauf hatte sie einen neuen Schrecken. Ein Unbekannter brachte ihr einen Brief, in dem sie einen andern von meinem Bruder an mich eingeschlossen fand. Sie eilte, ihn mir zuzustellen und ich empfing ihn mit unglaublichem Herzklopfen. Er war mit Bleistift geschrieben und enthielt Folgendes, wie ich es nach der Urschrift, die ich noch kostbar aufhebe, abgeschrieben habe.

Liebe, teure Schwester!

„Dem Kriegsrate gemäß, der soeben gehalten werden soll, wird man mich verketzern, denn um für einen Erzketzer zu gelten bedarf es weiter nichts, als nicht in allen Stücken der Meinung des Herrn zu sein. Du kannst dir also leicht denken, welch ein Ding man aus mir machen wird. Mich bekümmern die Bannflüche, die sie gegen mich schleudern mögen, sehr wenig, wenn nur meine liebenswürdige Schwester kein falsches Zeugnis gegen mich ablegt. Wie froh bin ich, daß weder Riegel noch Gitter mich verhindern, dir meine vollkommenste Freundschaft zu bezeugen. Ja liebste Schwester, es giebt in diesem fast völlig verdorbenen Jahrhundert noch Menschen, die redlich genug sind, mir die nötigen Mittel zu verschaffen, um dir meine Ergebenheit zu bezeigen und wenn ich weiß, daß du glücklich bist, liebste Schwester, so wird mir das Gefängnis ein Aufenthalt des Glücks und der Zufriedenheit werden. Chi ha tempo, ha vita — das diene uns zum Trost. Ich wünschte von Grund des Herzens, keinen Dolmetscher zwischen uns zu führen — möchten die glücklichen Stunden wiederkehren, wo Ihr Prinzipe und meine Prinzipessa (so hatten wir meine Laute und seine Flöte genannt) süße Harmonien hervorbringen, oder um deutlicher zu reden, wo ich dir mündlich sagen kann, daß

nichts in der Welt meine Freundschaft für dich je vermindern wird. Adieu." „Der Gefangene."

Dieser Brief rührte mich unendlich, ich weinte von ganzem Herzen. „Mein Gott! sagte ich zu meiner Hofmeisterin, wie beklage ich meinen armen Bruder! er scherzt noch bei all' seinem Unglück — und Gott weiß, was für Uebel man ihm bereitet. Ich muß ihm antworten! verbieten Sie mir diesen Trost nicht! Dieselbe Person welche mir seinen Brief so glücklich überbrachte, wird auch Mittel finden, meine Antwort in seine Hände zu schaffen." — Fräulein von Sonnsfeld wollte meinem ersten Entzücken nicht widerstreben, nach und nach machte sie mir aber begreiflich, welcher Gefahr mich ein solches Unternehmen aussetzte.

Der Kriegsrat ward indeß am ersten November versammelt. Da ich ohnehin Unruhe genug hatte, verbarg es mir meine Hofmeisterin um so mehr, da sie wußte, daß meines Bruders Schicksal darin entschieden werden sollte. Obschon ich damals mit dem, was sich begab, nicht bekannt war, will ich, um den Faden der Geschichte nicht zu unterbrechen, die Entwickelung jener schrecklichen Begebenheit hierher setzen.

Das Kriegsgericht ward in Potsdam gehalten; es bestand aus zwei Generalmajors, zwei Obersten, zwei Oberstlieutenants, zwei Majors, zwei Hauptleuten und zwei Lieutenants. Die ganze Armee mußte das Los ziehen; denn jeder entschuldigte sich, dabei zu sein. Es traf die General-Majors Dönhoff und Linger; die Obersten Derchow und Panewitz; der Oberstlieutenants und Majors erinnere ich mich nicht mehr, aber die Hauptleute waren Einsiedel und ein anderer aus dem Regimente des Königs. Sie gaben alle ihre Stimme durch eine Stelle aus der heiligen Schrift. Dönhoff und Linger stimmten auf Verzeihung, aber Einsiedel, Derchow und die andern, lauter Kreaturen von Grumkow und Günstlinge des Königs, verurteilten meinen Bruder und Katt zum Schaffot — ein unerhörtes, ungeheures Urteil für ein polisiertes Land. Nun machte Seckendorf den Vermittler, bat um Gnade für die beiden Verbrecher, besonders für meinen Bruder, die er aber nur sehr mühselig erhielt, denn die Wut meines Vaters war aufs Höchste gestiegen und für Katt konnte er nichts erlangen. Sein Urteil

ward ihm also verkündigt — ohne das Gesicht zu verändern, hörte er es mit einer heldenmütigen Standhaftigkeit an. „Ich unterwerfe mich, sagte er, dem Willen des Königs und der Vorsehung. Ich kann ohne Schrecken sterben, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen und sterbe für eine schöne Sache.“ Darauf bereitete er sich mit Ergebung zu dieser schaudervollen Prüfung vor. Den folgenden Tag meldete man ihm, daß der König für gut fände, sein Urteil an einem andern Orte vollziehen zu lassen. Diese Nachricht schien ihn in Verwunderung zu setzen, er gewann aber seine Fassung bald wieder. Sobald er allein war, rief er den wachhabenden Offizier, gab ihm die Dose, in welcher sich mein und meines Bruders Bildnis, von seiner Hand gemalt, befanden und sagte: „behalten Sie sie und gedenken Sie meiner zuweilen; zeigen Sie aber diese Gemälde niemand, das könnte nach meinem Tode den erhabenen Personen, die sie darstellen, Schaden thun. — Nachher schrieb er drei Briefe; an seinen Großvater, seinen Vater und seinen Schwager. Wie der Geistliche zu ihm kam, sagte er: „Ich habe vor Gott sehr gefehlt. Mein zu großer Ehrgeiz hat mich zu vielen Fehlern verleitet, die ich von Herzen bereue. Ich traute meinem Glücke, die Gunst des Kronprinzen verblendete mich dergestalt, daß ich mich selbst nicht kannte. Jetzt fühle ich die Eitelkeit aller irdischen Dinge, ich bereue meine Sünden und wünsche den Tod als den einzigen Weg zu einem sichern und ewigen Glücke.“ — Der Tag ging mit solchen Gesprächen hin. Gegen Abend kam der Major Schenk mit Thränen in den Augen und sagte zu ihm: „Alles ist zu Ihrer Abreise bereit. Der König hat mir befohlen, bei Ihrer Hinrichtung gegenwärtig zu sein und Sie an den Ort, wo sie stattfinden soll, zu begleiten. Ich habe das traurige Amt zweimal abgelehnt, allein der König trug mir's so ausdrücklich auf, daß ich gehorchen muß. Wollte doch Gott, sein Herz hätte sich gewendet und ich hätte Ihnen Gnade verkündigen können.“ Katt antwortete: „Sie sind sehr gut, aber ich möchte mein Schicksal nicht tauschen. Ich sterbe für einen Herrn, den ich liebe und gebe ihm dadurch den größten Beweis von Ergebenheit, den man fordern kann und mich erwartet eine Seligkeit ohne Ende.“ — So stieg er lächelnd und heiter in den Wagen und sagte mehreren Offizieren und

gemeinen Gensdarmen, die sich, ihn vorbeigehen zu sehen, versammelt hatten, Lebewohl. Erst früh um neun Uhr kam er nach Küstrin. Das Blutgerüst war vor den Fenstern meines Bruders errichtet, vor diesem hatte man die Gitter abgenommen und es erweitert, damit man mehr sehen konnte; das Gerüst war von gleicher Höhe, wie das Fenster und nur einige Schritte davon entfernt. Sobald sie innerhalb der Festung waren, sagte Schenk: „Seien Sie standhaft, lieber Katt, Ihnen steht eine grausame Prüfung bevor. Sie sind in Küstrin und werden den Kronprinzen sehen.“ — Sagen Sie vielmehr, rief Katt, daß dies mir der größte Trost werden soll, den man mir schenken konnte. — Mein unglücklicher Bruder hatte indeß den Tag zuvor alle diese Vorkehrungen treffen sehen, ohne ihren Endzweck zu erraten, er erwartete sein eignes Todesurteil. Früh kam der Festungs-Gouverneur, General Lepel und der Präsident Münichow in sein Gefängnis und bemühten sich, ihn so gut als möglich zu der traurigen Nachricht, die sie ihm zu überbringen hatten, vorzubereiten. Man brachte ihm ein braunes ganz einfaches Kleid, ganz von demselben Kleid, wie das, welches Katt trug — er hatte es nachher nie mehr ablegen wollen, bis es ihm stückweise vom Leibe fiel. — Kaum hatte er gehört, was ihm bevorstand, als die schrecklichste Verzweiflung ihn ergriff, aber sie stieg noch viel höher, wie man ihn nötigte, an das Fenster zu gehen. Er wollte sich herausstürzen — man hielt ihn zurück. Nun rief er in der heftigsten Angst: „Um Gotteswillen, verschiebt die Hinrichtung! Ich will dem König schreiben, ich will mit aller Feierlichkeit der Krone entsagen, wenn ich nur Katts Leben erhalte.“ Wie er ihn das Gerüst besteigen sah, rief er: „Ich bin unglücklich, teurer Katt! ich bin Ursache an deinem Unglück! O wäre ich doch an deiner Stelle!“ — Hätte ich tausend Leben, mein gütiger Fürst, ich opferte sie Ihnen auf, antwortete Katt, indem er niederkniete. Einer seiner Bedienten wollte ihm die Augen verbinden, er litt es nicht, erhob seinen Geist zu Gott und rief: Mein Gott, ich befehle dir meine Seele! — Kaum hatte er diese wenigen Worte ausgesprochen, als sein Kopf zu seinen Füßen lag, aber noch im Fallen streckte er seine Hand nach dem Fenster aus, wo mein Bruder stand. Der arme Prinz war in Ohnmacht

gefallen; man trug ihn auf sein Bett, wo er mehrere Stunden sinnlos lag und bei seinem Erwachen überfiel ihn ein heftiges Fieber. Sein Zustand ist nicht zu beschreiben! Katts Leichnam war so gelegt, daß er seinen Anblick gar nicht vermeiden konnte. Da man sich gar nicht zu helfen wußte und die Aerzte für sein Leben fürchteten, berief man einen Geistlichen: allein alle diese heftigen Bewegungen beruhigten sich nicht, ehe seine Kräfte völlig erschöpft waren. Eine gänzliche Schwäche besänftigte einigermaßen seinen stürmischen Schmerz, er vergoß Ströme von Thränen und blieb lange in tiefer Schwermut versunken; selbst jetzt darf man dieses schreckliche Trauerspiel nicht gegen ihn erwähnen, Katts Leichnam blieb bis Sonnen-Untergang auf dem Blutgerüst liegen, dann ward er in einem Winkel der Bastionen zur Erde bestattet. Ich rücke noch den Brief ein, den er an seinen Großvater schrieb und Briefe, die sich von seiner Hand an den Fensterscheiben seines Gefängnisses fanden.

Mein Herr und sehr geehrter Großvater!

Ich kann den Schmerz und die Besorgnisse, mit denen ich diese Zeilen schreibe, nicht ausdrücken. Ich, dem Sie fast ausschließend Ihre Sorgfalt widmeten, ich, den sie zum Werkzeug der Vergrößerung Ihrer Familie bestimmten, den Sie in Gesinnungen auferzogen, die ihn fähig machen sollten, dem Herrn und dem Nächsten zu dienen, der ich nie von Ihnen ging, ohne mit Ihrem Rate beehrt zu werden, ich, der die Freude und die Stütze Ihres Alters sein sollte — ich Elender wärd die Quelle Ihres Schmerzes und Ihres Kummers. Statt Sie durch gute Botschaft zu erfreuen, muß ich Ihnen mein Todesurteil melden, das man mir schon verkündigt hat. Lassen Sie sich mein trauriges Schicksal nicht zu sehr zu Herzen gehen! man muß sich dem Ausspruch der Vorsehung mit Ergebung unterwerfen; wenn sie uns durch Widerwärtigkeiten prüft, giebt sie uns auch Kraft, sie zu ertragen und sogar sie zu überwinden. Bei Gott ist nichts unmöglich, er kann helfen, wenn er will. Ich setze all mein Vertrauen in dieses höchste Wesen, da sich das Herz des Königs noch jetzt zur Huld wenden und mir soviel Gnade erzeigen kann, als ich Strenge erduldet habe. Ist es nicht sein Wille, so werde ich ihn darum nicht minder loben, denn er richtet alles zu unserm Besten ein. Ich unterwerfe mich

also geduldig allem, was Ihr und anderer Einfluß von dem König erhalten kann. Indessen bitte ich Sie meiner vergangenen Fehler wegen tausendmal um Verzeihung und hoffe, daß Gott, der den größten Sündern vergiebt, Barmherzigkeit mit mir haben wird. Sollten Sie nicht seinem Beispiel folgen, gegen den, der Sie darum anfleht,

Mein Herr und sehr geehrter Großvater,
als ihr unterthänigstgehorsamster
Sohn, Katt."

den 2. November 1730.

Folgendes sind die Verse, die er auf sein Fenster schrieb. Es ist mehr Sinn als Poesie darin.*)

Soll dein gut Gewissen Früchte tragen,
Nimm dir Zeit und hab Geduld.
Wirst du nach dem Schreiber fragen,
Wird man Katt dir sagen,
Allzeit vergnügt und hoffnungsvoll."

Darunter stand:

„Denjenigen, der diese Zeilen zu lesen wünscht, sei kund, daß, der sie schrieb, den sechszehnten des Monats August 1730 auf Befehl seiner Majestät festgesetzt ward. Er hofft noch auf seine Freiheit, obschon die Art, wie er bewacht ist, ihm etwas Schreckliches zu drohen scheint."

Ich kehre nun wieder zu meiner Geschichte zurück. Am fünften November, dem Tag vor Katts Hinrichtung an einem Sonntag Morgen, wie ich noch zu Bett war, und eben ruhig mein Gebet verrichtete, sagte man mir, Eversmann wollte auf Befehl des Königs mit mir reden. Es erschreckte mich sehr, dennoch ließ ich ihn eintreten. „Der König befiehlt Ihnen, fing er an, einen der beiden Heiratsvorschläge, nämlich den Herzog von Weißenfels, oder den Markgrafen von Schwedt anzunehmen. Ich soll Ihnen sagen, Sie hätten es seiner Huld zu danken, daß er Sie also geschont habe, denn er wisse sehr wohl, daß Sie an den Intriguen des Kronprinzen und Katts

*) Der Uebersetzer verspricht auf Treu und Glauben, daß Katt's Original unmöglich schlechter, wie die französische Uebersetzung der guten Prinzessin und diese zweite Uebersetzung, in die Sprache des Originals sein kann.

Teil genommen habe, ja sie haben es beide eingestanden. (Dieser Artikel war falsch.) Er ist gegen den Kronprinzen auf das Heftigste erbittert und schwor noch gestern, ihm den Kopf vor die Füße zu legen. Bedenken Ihre Hoheit wohl, was für eine Antwort Sie mir geben. Er schreitet, wenn Sie ihm nicht nachgeben, zu dem Aeußersten und ich darf nicht alles sagen, was ich über diesen Gegenstand weiß." — Ich antwortete: der König ist mein Herr, er kann mit mir machen, was er will, aber er kann mich nicht überweisen, an den Absichten meines Bruders Teil gehabt zu haben. Hätte er mich über diesen Punkt befragt, so würde ich meine Unschuld deutlich dargethan haben. Was aber die Heiratsvorschläge anbetrifft, so bitte ich, daß er diese Sache mit der Königin ausmache. Sobald Sie einig sind, werde ich mich trotz meines Abscheues ihrem Willen unterwerfen. — Von der Königin ist nicht die Rede, fing er wieder an. Der König will durchaus nicht, daß sie sich in diese Sache mischen soll. — Der König, sagte ich wieder, kann doch nicht machen, daß sie nicht mehr meine Mutter ist. Warum will er denn durchaus mich verheiraten und unglücklich machen? Der Tod scheint tausendmal süßer, als die Angst, die ich täglich ausstehe und wie der Fluch meines Vaters oder meiner Mutter, der mir täglich droht. — Nun so seien Sie zufrieden. Bereiten Sie sich nur zum Tode, wenn Sie nicht nachgeben. Man wird des Kronprinzen und Katts Prozeß aufhalten, dann von Neuem anfangen und Sie mit hinein ziehen. Ein Opfer muß man dem Zorn des Königs hingeben, so falle denn die Wahl auf Sie. — Ich bin zu meinem Schicksal bereit, antwortete ich, die Welt ist mir gleichgültig, ich habe soviel Widerwärtigkeiten erduldet, daß ich ohne Mühe den irdischen Eitelkeiten entsage und den Tod mit mehr Freude als Furcht erwarten werde. — Was soll aber aus dem Kronprinzen werden? fragte er wieder. — Das weiß ich nicht, wenn ich aber einmal sterben soll, so bekümmere ich mich weiter um nichts. — Hiermit endigte diese traurige Unterredung. Eversmann sagte mir noch bei seinem Fortgehen: der König würde noch durch andere mit mir sprechen lassen und er befehle mir ausdrücklich der Königin von dem, was vorging, nichts zu sagen.

Ich war dermaßen bewegt, daß mein ganzes Bett unter

mir zitterte. Man verbarg mir, daß das Kriegsgericht geschlossen sei und das vermehrte meine Bestürzung, weil ich fürchtete, daß meine Weigerung meinem Bruder schaden könnte. Ich war entschlossen, abzuwarten, was die andern, die mein Vater zu mir schicken wollte, sagen würden, um dennoch einen Entschluß zu fassen, denn Eversmann hielt ich zu weit unter mir, um ihm eine entscheidende Antwort zu geben. Ich teilte meiner Hofmeisterin den Vorfall sogleich mit; wir beschlossen beide, daß es nötig sei, die Königin davon zu benachrichtigen und ihre Befehle einzuholen. Der gewöhnliche Weg, den unsere Briefe gingen, war nicht sicher; hinschicken durfte ich niemanden — man mußte also ein anderes Hülfsmittel finden und ich fiel auf folgende List: die Königin hatte ein Fräulein von Konnken, eine Tochter der Oberhofmeisterin, statt der Bülow in Dienst genommen; sie war ein Mädchen voll Verdienst und Charakter, diese bat ich, heimlich zu mir zu kommen. Da man an eine der Thüren meiner Zimmer, die zu denen meiner Schwester führte, eine Wache zu stellen vergessen hatte, konnten die Damen der Königin zu mir kommen, wenn sie durch diese Zimmer gingen. Sobald die Konnken zu mir kam, erzählte ich ihr jeden Umstand des Vorfalls und machte ihr die Notwendigkeit, die Königin davon zu benachrichtigen, begreiflich. „Ich habe, fuhr ich dann fort, ein Mittel dazu gefunden. Sie schicken ihrer Mutter Käse, wir schneiden einen von einander, legen den Brief hinein und können ihn dann wieder zusammenkleben, daß niemand etwas davon merkt. Wenn man das Kistchen aufmacht, kann niemand etwas gewahr werden und man wagt gar nichts.“ Es kostete mich unglaublich viel Mühe, die Konnken dazu zu bereden, denn die Hinrichtungen und Inhaftnehmungen, die täglich stattfanden, verbreiteten allgemeinen Schrecken. Endlich gelang es mir doch und ich schickte meinen Brief auf die verabredete Weise ab.

Den folgenden Tag, als am sechsten November, den Tag vor Katts Hinrichtung, kam Eversmann gegen Abend zu meiner Hofmeisterin und befahl ihr im Namen des Königs, mich zu der Heirat mit dem Herzog von Weißenfels zu bereden, führe sie aber fort, ihm zu widerstehen, so schicke er sie nach Spandau, oder es könne ihr noch etwas viel Aergeres widerfahren. Sie

antwortete ohne Bedenken! ich bin bereit, den Hof zu verlassen, sobald es der König befiehlt, aber in diese Heirat mische ich mich nicht. Die Königin trug mir die Erziehung der Prinzessin auf, nicht ihr Heiraten in den Kopf zu setzen; sagen Sie ihm: er habe mich gegen meinen Willen an meinen Platz gesetzt, ich wiederholte ihm vergeblich, daß ich nicht geschickt sei, eine junge Fürstin zu erziehen und so lieb und wert mir die Prinzessin ist, werde ich keinen Augenblick anstehen, meinen Abschied zu fordern, weit lieber, als Dinge thun, die außer meinem Wirkungskreise liegen." — Haben Sie vergessen, was sich heute früh zugetragen hat? Man schreibt mir, daß der König aufgebrachter ist, als jemals, nehmen Sie sich in Acht, daß er seine Drohungen an Ihnen und der Prinzessin nicht ausführt. — Hüten Sie sich, unterbrach ihn die Sonnsfeld, von allem diesen der Prinzessin etwas zu sagen, ich habe es ihr verschwiegen, weil ihre Gesundheit schon so angegriffen ist, daß der kleinste Stoß sie vollends niederwerfen kann. Was mich anbetrifft, so erwarte ich standhaft alles, was die Vorsehung über mich beschließen wird. — Sie wiederholte mir, was die Hinrichtung betraf, ausgenommen, dieses ganze Gespräch Wort für Wort. Ich war so krank, daß ich das Bett hüten mußte, ich sagte ihr: Sie haben recht gethan und ich weiß wohl, was mir nun zu thun geziemt.

Den Tag darauf besuchte mich Frau von Rocoule. Diese Dame hatte, obwohl sie schon über siebzig Jahre alt war, doch noch die Aufsicht über meine kleinen Geschwister. Es war eine gute redliche Frau! ihre Tochter war bei meiner ältesten Schwester, ich weiß aber nicht, warum dieses Mädchen mich haßte, denn ich hatte ihr nie etwas zu leid gethan; da sie nun aber ihre alte Mutter beherrschte, konnte ich dieser, so sehr ich sie schätzte, nicht recht trauen. Jetzt kam sie, mir im Namen meiner Mutter eine Schachtel mit Käse zu bringen; hier liebes Kind, sagte sie, da sind Käse, welche Ihnen die Königin sendet, sie sind an mich adressiert gewesen und in einem davon steckt ein Brief. Mir stieg der Kamm über die Unvorsichtigkeit meiner Mutter, ich begriff aber wohl, daß es nicht Zeit zum Mißtrauen sei, suchte also den Brief heraus und las, wie folgt: „du bist ein furchtsamer Hase, der sich vor allem erschreckt.

Bedenke, daß ich dir meinen Fluch gebe, wenn du in das, was man von dir fordert, einwilligst. Um Zeit zu gewinnen, stelle dich krank an." — Ich konnte nicht umhin, der Frau von Rocoule das Billet zu zeigen, bat sie aber, niemand etwas davon zu sagen. Sobald sie fort war, beratschlagte ich mit Fräulein von Sonnsfeld, was zu machen sei und wir beschlossen endlich der Königin zu gehorchen. Meine Kammerfrau, von deren Treue ich gewiß war, ward unterrichtet und ich wartete die Mahlzeit ab, um meine Komödie zu spielen. — Das war nun aber wohl eine Gefangenen-Mahlzeit! Kaum konnte man seinen Hunger davon stillen, sie bestand aus Knochen ohne Fleisch, mit Wasser und Salz bereitet. Kaum saß ich am Tisch, so beklagte ich mich über Uebelsein und bald darauf fiel ich langsam vom Stuhl herab. — Meine Leute liefen voll Schrecken von allen Seiten nach Hilfe; meine Schwestern und alle Damen der Königin versammelten sich um mich her; man brachte mich zu Bett und ich blieb zwei Stunden ohne Bewegung darauf liegen. Endlich hielt man mich für tot und alle Welt schrie und weinte. Gott weiß, wie schwer mir das Possenspiel ward! aber die Notwendigkeit zwang mich, gut oder übel es durchzusetzen. Nach und nach that ich nun, als käme ich wieder zu mir, mußte aber den ganzen Tag im Bette bleiben.

Tags darauf brachte mir Eversmann sein fatales Gesicht wieder vor die Augen. Er hatte in Wusterhausen gehört, daß ich krank sei und kam nun, um auszuhorchen, ob es auch wirklich wahr sei. Man hatte die Vorsicht gebraucht, mir heiße Blechkugeln in die Hand zu geben, wie er also herankam, that ich, als könnte ich nicht sprechen, sondern sagte nur: ich hätte heftiges Fieber und brennende Hitze, zugleich reichte ich ihm eine meiner Hände. Er wunderte sich und sagte: sie ist schrecklich heiß — wie kommt es, daß noch kein Arzt herbeigerufen ist? — Ich wußte nicht, ob es mir ohne Einwilligung des Königs erlaubt sei und habe deswegen an die Königin geschrieben, bemerkte Fräulein von Sonnsfeld. Er verließ mich und indem er Fräulein von Sonnsfeld bei Seite zog, sagte er: ich hatte Ihnen im Namen des Königs geboten, der Königin von allem, was die Prinzessin anging, nichts zu sagen. Sie haben es dennoch ge-

than. Er ist mir gestern wie einem Buben begegnet, das ist mir aber ganz einerlei. Sagte ich es dem König wieder, so hing es nur von mir ab, Sie nach Spandau schicken zu lassen und spricht die Königin mit ihm davon, so können Sie und Ihre Prinzessin sich nur dahin reisefertig machen. — Fräulein von Sonnsfeld wußte nicht, was sie ihm antworten sollte, indem er fortging, ersparte er ihr aber die Mühe. Sie kam darauf voll Bestürzung zu mir und erzählte mir die Sache. Mein Schrecken gab dem ihrigen nichts nach, wir brachten den ganzen Tag und die nächste Nacht in tötlicher Angst zu, sie beunruhigte sich für mich und ich mich für sie. Hätte ich Katts Schicksal gewußt, so wär es noch schlimmer gewesen, man verbarg mir es aber, denn da meine Hofmeisterin mein gutes Herz kannte, so fürchtete sie, daß ein so schreckliches Beispiel von dem Zorn des Königs mich furchtsam machen würde. Sie hatte auch nicht Unrecht, denn ich wäre ewig untröstlich gewesen, hätte ich mir durch meinen Eigensinn das Unglück dieser Dame vorzuwerfen gehabt. Großer Gott, was litt ich damals! Mein Bruder kam mir nicht aus dem Sinn und ich sah mich jeden Augenblick in Gefahr so wie er behandelt zu werden. Der Kummer, dem ich alle, die mir ergeben waren, aussetzte, war mir unleidlich, und ich beschloß damals ganz fest, unter der Bedingung, daß der König meinem Bruder verzeihen sollte, jede Forderung zu bewilligen. Auf die Königin konnte ich nicht zählen. Ihre unaufhörlichen Unvorsichtigkeiten und das geringe Ansehen, welches sie bei dem Könige genoß, benahmen mir von ihrer Seite alle Hoffnung. Wahrscheinlich hatte man dem Könige gesagt, daß die Damen meiner Mutter mich besuchten; man entriß mir also auch diesen Trost und ich sah niemand mehr, wie meine Schwestern, die noch Kinder waren. Dabei mußte ich, um die Kranke zu spielen, von früh bis Abend im Bett bleiben, ich konnte nicht einmal in Ruhe lesen, denn der Teufel-Eversmann kam alle Augenblicke, um mir mit seinem Herzog von Weißenfels in den Ohren zu liegen.

Eine gute Nachricht, die um diese Zeit eintraf, gab mir einen Teil meiner Ruhe wieder. Ich erwähnte oben, daß der Schmerz über Katts Tod meinem Bruder eine heftige Krankheit zugezogen hatte. Seine gute Leibesbeschaffenheit rettete ihm

das Leben. Grumkow, der das Werkzeug seines Unglücks gewesen war, wollte es auch von seiner Freiheit sein; er beredete also den König, ihn nach Küstrin reisen zu lassen. Statt den Prinzen, wie er das vorige Mal gethan hatte, mit Ungezogenheit zu behandeln, nahte er sich ihm voll Ehrerbietung, beklagte sein Unglück, sagte, daß er und Seckendorf alles Mögliche gethan hätten, um Katt zu retten und riet ihm endlich, in einem Ton der Unterwerfung an den König zu schreiben, in welchem Falle er ihm verspräche, so thätig mitzuwirken, daß er gewiß Verzeihung erhalten würde. Nur mit der größten Mühe konnte er meinen Bruder zu diesem Schritte bewegen; es gelang ihm endlich, indem er dem Prinzen den Kummer vorstellte, den meine Mutter um seinetwillen litt und so beredete er ihn, zu schreiben. Was mit mir indeß alles vorgefallen war, wußte er gar nicht, erfuhr es auch erst durch mich selbst. Grumkow hielt Wort; er ward den zwölften November aus der Festung befreit und erhielt die Stadt zum Gefängnis. Der König gab ihm drei Zivilisten zu Gesellschaftern, die Herren Wollen, Rovedel und Natzmer; seine Ausgaben wurden auf eine sehr kleine Summe beschränkt, alle Ergötzlichkeiten wurden ihm untersagt und er durfte weder lesen, schreiben, noch französisch sprechen. Es ist unmöglich, die Freude, die seine Befreiung im Lande verursachte, zu schildern. Ungeachtet der scharfen Befehle, die der König gegeben hatte, ihn, so lange er auf Festung saß, streng zu behandeln, konnte er doch nicht verhindern, daß sein Tisch gut besetzt sei; ganz Berlin schickte demjenigen, der ihn zu versorgen hatte, Vorräte in Menge und jede Art von Leckerbissen, sogar die armen verwiesenen Franzosen legten zusammen, um ihn mit Leinwand zu versehen. Ebenso handelten sie gegen mich, sie besorgten meinen Tisch, wie den meines Bruders und ohne sie wäre ich oft im Elend vergangen. Ich habe seitdem so viel Dankbarkeit gegen diese Nation gefaßt, daß ich ihnen bei jeder Gelegenheit gern Gleiches mit Gleichem vergelte.

Briefe von Anspach widerlegten in dieser Zeit die falsche Nachricht von dem Tode des Prinzen Heinrich von Bayreuth. Ein heftiges viertägiges Fieber, das er in Paris hatte, mußte jene Nachricht veranlaßt haben.

Ungefähr den zweiundzwanzigsten kam die Königin nach

Berlin zurück; sie fand mich noch im Bett, die Kranke spielend, aber auch im Ernste krank. Alle Sorgen und Bekümmernisse, mit der sitzenden Lebensart verbunden, hatten meine Gesundheit so zerstört, daß sie nie wieder ganz hergestellt worden ist. Meine zweite Schwester, die nachmals den Herzog von Braunschweig geheiratet hat, kam sogleich zu mir; ich liebte sie sehr, sie war lebhaft und geistreich, aber sie hat mich späterhin schlecht für meine Zärtlichkeit belohnt. Kaum trat sie in mein Zimmer, so rief sie, hast du unsern Bruder nicht recht beklagt und den armen Katt bedauert? — Warum? fragte ich, und nun erzählte sie mir die ganze klägliche Geschichte. Man kann sich denken, welchen Eindruck das auf mich machte! Ich setzte mich an meines Bruders Stelle und dachte mir alles, was er in jenem abscheulichen Momente ausgestanden hatte.

Während dieses Gespräches trat die Königin ins Zimmer. Sie erzählte mir, was sie alles während ihrer Abwesenheit hatte ausstehen müssen. Der König hatte sie nicht im mindesten geschont, sondern auf alle Weise gekränkt. Sie kam von der Zeit an alle Tage und jagte mir panische Schrecken ein. „Ich weiß es, sagte sie, daß man dich, sobald ich abgereist sein werde, auf alle Weise quälen wird. Man wird dir die Sonnsfeld nehmen und das vielleicht auf eine schimpfliche Weise; man wird dich vielleicht mit verdächtigen Menschen umgeben. Laß dich das nicht anfechten, sondern bleibe standhaft, verweigere immer beharrlich zu heiraten.“ Ich antwortete allezeit, daß ich ihre Befehle befolgen würde, damit sie nur ruhig war, aber mein Entschluß, mich dem Könige bei der ersten Gelegenheit zu unterwerfen, war schon gefaßt.

Der König brachte das Weihnachtsfest in Berlin zu und unterbrach damit die Besuche, welche die Königin mir machte. Er blieb bis zu Anfang des Jahres 1731, welches ich nun beginne.

Den zehnten oder zwölften Januar kehrte der König nach Potsdam zurück, wohin ihm die Königin den achtundzwanzigsten nachfolgte. Sie versöhnte sich mit Grumkow durch die Vermittelung ihres Kammerherrn Sastot. Das Geheimnis ward mir sogleich anvertraut, sie sagte: Ich habe Grumkow gewonnen, er hat mich versichern lassen, daß er alles anwenden wolle, um

deine Heirat in England glücken zu machen, und deinen Bruder wieder in Gunst zu bringen. Da er sich auf unsre Seite stellt, habe ich nicht mehr das Mindeste zu fürchten. Die Neuigkeit setzte mich in kein geringes Erstaunen; ich konnte nicht fassen, wie die Königin einem Menschen trauen konnte, der sie so oft betrogen hatte und nicht fehlen würde, sie noch einmal zu betrügen. Aber ich mußte meine Gedanken für mich behalten, denn die Königin konnte den Widerspruch nicht leiden.

Den Tag vor ihrer Abreise kam sie zu mir und sah mir fest ins Gesicht; ich komme, Abschied von dir zu nehmen, sagte sie und hoffe, Grumkow hält sein Wort und man läßt dich während meiner Abwesenheit in Ruhe; sollte es aber anders sein, so fordere ich einen Schwur von dir, den du mir auf das Heil deiner Seele ablegen sollst, niemals einen andern, als den Prinzen von Wales zu heiraten. Dir ist das sehr leicht und für mich ist es die einzige Beruhigung. Ich konnte vor Bestürzung nicht sogleich antworten. Anfangs glaubte ich ausweichen zu können und sagte: da Grumkow die Freiheit meines Bruders erlangt hätte, wollte er sich vielleicht aus meiner englischen Heirat ein Verdienst machen, ich glaube also nicht, daß etwas zu fürchten sei, — das half aber nichts, sie beharrte auf den Schwur. Da ich nun nicht wußte, wie ich ihn ablehnen sollte und ihren Zorn fürchtete, half ich mir mit einem Vorwand, den die Religion an die Hand gab und entdeckte ihr auf diese Art wirklich meine wahren Gesinnungen. Ich sagte: ich bin reformiert, also von der Prädestination überzeugt. Ich weiß nicht, zu welchem Stand, noch für welchen Winkel der Welt die Vorsehung mich bestimmt hat, ist's der Wille, daß ich nach England komme, so wird weder der König, noch irgend eine Macht der Welt es verhindern, soll ich aber einen der beiden verhaßten Vorschläge, von denen die Rede ist, annehmen, so kann alles, was Ihre Majestät und ich anwenden, um es zu vermeiden, nichts ausrichten. Mein Gewissen verbietet mir also einen tollkühnen Schwur, den ich nicht imstande bin zu halten. Lieber will ich Ihren Zorn, der mir doch das Schrecklichste ist, erdulden, als Gott beleidigen. Ich werde widerstehen, so lange ich kann und nur im äußersten Notfall werde ich nachgeben. — Die Königin zürnte, konnte aber meinen

Gründen nichts entgegensetzen. Wir nahmen einen zärtlichen Abschied von einander, ich konnte mich fast nicht von ihr trennen; sie war auch sehr gerührt, sodaß es ein sehr beweglicher Auftritt war. Wir kamen überein, uns nur gleichgültige Dinge zu schreiben, uns aber wichtige Gegenstände durch den Weg der Frau des Kammerdieners wissen zu lassen. Diese Frau war seit ihrer zartesten Jugend bei der Herzogin von Hannover, der Königin Mutter, gewesen, die sie wie ein Frauenzimmer von Stande aufzog; nach dem Tode dieser Fürstin heiratete sie den Kammerdiener. Man konnte ihrer Treue und Redlichkeit trauen, also hatten wir nichts zu fürchten.

Nach der Königin Abreise führte ich das traurigste Leben. Ich durfte mein Schlafzimmer nicht mehr verlassen, sah keinen Menschen und las den ganzen Tag. So war der ganze Februar verflossen, als man mir endlich erlaubte, meine Schwestern und die Damen der Königin zu sehen. Meine Ruhe war damals vollkommen, der Einsamkeit war ich gewöhnt, von Heiratsvorschlägen hörte ich nicht mehr sprechen und mein Bruder war außer Gefahr, denn obschon sein Zustand noch traurig genug war, erhielt ich doch von Zeit zu Zeit Briefe von ihm und hatte die Freude, ihm zu antworten. Der Bruder meiner Hofmeisterin besorgte diesen Briefwechsel und übernahm insgeheim unsere Briefe.

Die Königin unterrichtete mich täglich von allem, was vorfiel. Sie schrieb mir, daß ihr Verhältnis mit Grumkow so gut wäre, daß sie nicht zweifelte, meine Heirat mit dem Prinzen von Wales endlich gelingen zu sehen, denn Grumkow habe ihr erlaubt, zu diesem Endzweck einen letzten Versuch zu machen, dessen Erfolg unzweifelhaft sei. Ich gestehe, daß ich mein Mißtrauen gegen diesen Menschen nicht überwinden konnte; er hatte uns zu offenbar betrogen und der Erfolg bewies leider, daß ich recht hatte.

Ich hatte den Monat April glücklich herbeikommen sehen, ohne daß ich irgend etwas erfuhr und ohne daß der König der verhaßten Heiraten erwähnte. Nun änderten sich aber die Aussichten; der König fing an, meine Mutter von neuem mit diesem Gegenstande zu plagen und Eversmann besuchte mich, oder lauerte mir vielmehr wieder auf. Eines Tages sagte er

mir, der König hätte Befehl gegeben, die schönen Zimmer des Schlosses aufzuputzen, um Feste darin zu geben. Ich will ihnen im Vertrauen sagen, setzte er hinzu, daß der Herzog von Württemberg, der Erbprinz von Bayreuth, der Herzog von Bevern mit seiner Gemahlin und Prinz Karl von Bevern herkommen und daß die Verlobung Ihrer Schwester, der Prinzessin Sophie mit dem Erbprinzen von Bayreuth stattfinden soll. Es thut mir recht leid, daß Sie die ganze Zeit Langeweile haben sollen; aber der König hat geschworen, daß Sie mit keinem Fuß bei allen diesen Festen erscheinen sollen. — Ich antwortete, daß mir diese Vergnügungen sehr gleichgültig wären, aber nicht so die Liebe meines Vaters; diese wieder zu gewinnen würde ich im Gegenteil mir mit allen Kräften angelegen sein lassen.

Seit dreiviertel Jahren hatte ich nun, weil man mir die Erlaubnis nicht gegeben hatte, nie das Abendmahl genossen. Mit der Einwilligung meiner Mutter schrieb ich also an den König in dem rührendsten, unterwürfigsten Ton; ich flehte ihn an, mir seine Gnade wieder zu schenken und bat um die Erlaubnis, zu kommunizieren. Der König trug meiner Mutter die Antwort auf und sagte ihr, daß ihre Kanaille von einer Tochter seinetwegen das Abendmahl genießen könne; er bestimmte zu gleicher Zeit den Geistlichen, der es mir reichen sollte und befahl, daß es in meinem Zimmer und insgeheim geschehen solle. Alle Welt hielt diese Erlaubnis für eine gute Anzeige, um so mehr, da der König mit meinem Bruder, wenige Tage, ehe er vom Festungsarrest befreit ward, ebenso gehandelt hatte. Aber diese Hoffnungen dauerten nicht lange. Grumkow hatte den König beredet, bei dem englischen Hofe eine letzte Bemühung zu wagen, um meine Heirat mit dem Prinzen von Wales, ohne Rücksicht auf die meines Bruders mit der englischen Prinzessin, abzuschließen. Der König von England war, seinem lebhaften, reizbaren Charakter gemäß, durch meines Vaters Betragen gegen Herrn Hotham sehr beleidigt gewesen; verschiedene andere Anzüglichkeiten hatten ihn aufgebracht; hätte mein Vater einen anderen Geschäftsträger in England gehabt, wären die Dinge vielleicht doch nicht so weit gekommen, aber Reichenbach, der Grumkow's rechter Arm

und sein Abgeordneter war, that alles Mögliche, um Zwist zu stiften und diesem wurde es aufgetragen, den König von England zu einer Erklärung über meine Heirat zu bringen. Dem Prinzen von Wales ward die Sache verborgen und der König antwortete, daß er nie von der doppelten Heirat abgehen und seinen Sohn noch vor Ablauf eines Jahres verheiraten würde. Auf diese Antwort erwiderte mein Vater unverzüglich: daß er mich verheiraten würde, ehe noch zwei Monate verflössen. Die Königin benachrichtigte mich hiervon und ermahnte mich, was man auch immer gegen mich vornehmen würde, standhaft auszuharren.

Nach acht oder zehn Tagen stellte sich Eversmann ein. Ich komme, sagte er, ohne Befehl des Königs, nur um Sie mit dem was vorgeht, bekannt zu machen. Ich will Ihnen wohl und es thäte mir leid, wenn Sie ins Unglück gerieten. Ihnen bleibt nichts übrig; mit England ist alle Verbindung abgebrochen und der König spricht wieder von ihrer Heirat mit dem Herzog von Weißenfels; er droht Ihres Bruders Prozeß von vorn anzufangen und beklagt, Katt hingerichtet zu haben, ehe er ihn auf die Folter legte. Es fehlen Papiere, die man bei Seite schaffte und die Sie kennen; der König hält sie für wichtig und will gegen Sie und Ihren Bruder, wenn Sie sich nicht unterwerfen, mit der äußersten Strenge verfahren. — Ich antwortete laut und fest, daß ich von nichts unterrichtet wäre, sollte ich einmal unglücklich werden, so wäre das kleinste Uebel das beste und ich würde also nicht heiraten. — Den folgenden Morgen ging er nach Potsdam und kam erst am zweiten Tag zurück. Die Königin benachrichtigte mich indeß täglich von dem Kummer, den sie trüge, sie sagte mir, der Zorn des Königs gegen meinen Bruder und mich sei so heftig, wie in der Zeit, da des Prinzen Sache entschieden wurde, er schwöre bei allen T . . . . . mich zu verheiraten und behandle sie ohne alle Schonung.

Am zehnten Mai, als an dem merkwürdigsten Tag meines Lebens, beehrte mich Eversmann schon am frühen Morgen mit seinem Besuch; er sagte mir, daß ihm der König aufgetragen habe, alle die zu meiner Hochzeit nötigen Einkäufe zu machen und zwar in Gegenwart der Königin, die sehr dabei geweint

habe. Wenn ich mich nicht in seinen Willen fügte, sei er entschlossen, meine Hofmeisterin fortzujagen, sie von Henkershänden peitschen zu lassen, und, wenn ich auf meiner Weigerung bestände, mich zwischen vier Mauern zu verschließen. Er habe schon, wie er sagte, Postpferde bestellt, um mich nach meiner Bestimmung abzuführen und würde mir jemand senden, um meine letzte, entscheidende Antwort abzufordern. Ich antwortete auf das alles sehr wenig und suchte das Gespräch abzukürzen. Sobald er fort war, zog ich die Damen der Königin bei Seite und sagte ihnen, was ich gehört hatte. Sie erschracken sehr und fragten mich, wozu ich mich entschließen würde? „Zu gehorchen, sagte ich, sobald man mir jemand anders schickt, als Eversmann; denn diesem erzeige ich nicht die Ehre, ihm meinen Entschluß mitzuteilen. Nach dem schrecklichen Auftritt, den uns Katt's Tod gegeben, zweifle ich nicht, daß der König seine Drohungen gegen meine Hofmeisterin wahr mache. Was hatten denn die Bülow und Dühan verbrochen, um so behandelt zu werden? Lieber will ich unglücklich sein, als anderer Unglück veranlassen. Uebrigens reicht auch der traurige Zustand meiner Mutter und meines Bruders hin, um für ihre Ruhe jedes Opfer zu bringen." — Meine Hofmeisterin, die meine Worte ausgespäht hatte, trat darauf zu mir und beschwor mich bei allen Heiligen, standhaft zu bleiben, indem sie bereit wäre, sich für mich aufzuopfern und nichts befürchtete. Abends um fünf Uhr brachte mir die Frau des Kammerdieners einen Brief von der Königin, der ungefähr folgenden Inhalts war.

„Liebe Tochter, alles ist verloren! Der König will dich um jeden Preis verheiraten. Ich habe ein paar grausame Auftritte darüber gehabt, aber weder meine Bitten, noch meine Thränen haben etwas über ihn vermocht. Eversmann hat Befehl zu den Hochzeitsanstalten. Mache dich gefaßt, die Sonnsfeld zu verlieren, der König will sie als ehrlos behandeln, wenn du nicht gehorchst. Um Gottes willen, gieb nicht nach! ich werde dich unterstützen. Besser ein Gefängnis, als eine schlechte Heirat, Lebe wohl, liebe Tochter, ich hoffe alles von deiner Standhaftigkeit."

Wir sprechen noch über diesen Brief mit den Damen der Königin, als plötzlich ein Bedienter ganz erschrocken eintrat und

uns meldete, der General Podewils und noch einer, den er nicht kenne, fordere mit Fräulein von Sonnsfeld zu sprechen. Alles lief davon und gleich darauf kam Fräulein von Sonnsfeld und meldete mir, daß diese Herren auf Befehl des Königs mit mir zu reden hätten. Um Gottes willen, setzte sie hinzu, lassen Sie sich nicht furchtsam machen, sondern befolgen Sie den Befehl der Königin.“ — Die Herrn traten ein; es war der Marschall von Bork, Grumkow, Podewils und ein Vierter, den ich damals nicht kannte, der aber, wie es sich nachmals zeigte, ein Herr Thulemeier war; auch ein Staatsminister, ein falscher roher Mensch, der bis daher auf der Königin Seite gewesen war, oder sich wenigstens so angestellt hatte. Ich hatte ihn nie gesehen, denn seine niedere Geburt versagte ihm den Eingang bei Hofe. Sie fingen damit an, meiner Hofmeisterin anzudeuten, daß ihre Gegenwart überflüssig sei und schlossen darauf die Thüren zu. Dann nahm Grumkow das Wort und sagte: „Wir kommen auf Befehl des Königs, um Ihrer Königl. Hoheit zu melden, daß er endlich fest entschlossen ist, Sie zu verheiraten. Bis jetzt ließ er sich immer noch erbitten, weil er darauf hoffte, daß England zuletzt dennoch die einfache Heirat zugestehen werde. Von dieser Seite sind nun aber alle Hoffnungen verschwunden; denn der König von England hat die von unserm König gethanen Vorschläge alle verworfen und ihn sogar vor Kurzem wissen lassen, daß er den Prinzen von Wales innerhalb eines Jahres verheiraten werde. Mit Recht über dieses Betragen auf's Höchste erzürnt, hat der König mit der Versicherung geantwortet, daß Sie vor Ablauf von drei Monaten verheiratet sein sollten. Er muß sein Wort halten und obschon er als Vater und Herr nicht verbunden wäre, sich mit Ihnen in Erörterungen einzulassen, giebt er Ihnen zu bedenken, wie schimpflich für ihn und Sie selbst es sei, England länger zum Spielzeuge zu dienen. Der Zwiespalt, den England durch seine Halsstarrigkeit in Ihrer Familie unterhalten hat, ist ein hinreichender Grund für Ihre Königl. Hoheit, eine andere Verbindung einzugehen. Bedenken Sie den Kummer, den die Königin um Ihretwillen täglich erträgt, bedenken Sie das Unglück des Kronprinzen und so viel anderer Personen, die der Zorn des Königs getroffen hat. Um alle Hindernisse, die Sie

noch in den Weg legen könnten, zu heben, haben wir Befehl, Ihnen den Erbprinzen von Bayreuth vorzuschlagen, wobei Ihnen jedoch die Wahl zwischen dem Markgrafen von Schwedt und dem Herzog von Weißenfels frei steht. Gegen diesen Prinzen können Sie nichts einwenden, Sie können keinen Abscheu gegen ihn haben, denn Sie kennen ihn nicht; zwei Vorwürfe, die Sie den beiden andern machten, finden hier nicht statt, denn er hat ein schönes Land; in Rücksicht der Königin können Sie keinen Einwurf machen, denn dieser Vorschlag kommt zuerst von ihr. Wahr ist es, da Sie mit Begriffen von Größe, mit der Aussicht auf eine Krone aufgezogen sind, kann dieser Verlust Ihnen empfindlich sein, allein große Fürstinnen sind von Geburt an bestimmt, sich dem Wohl des Landes zu opfern und Größe ist endlich nicht der sicherste Grund des Glückes auf Erden. Unterwerfen sich also Ihro Königl. Hoheit den Ratschlüssen der Vorsehung und geben Sie uns eine Antwort, welche den Frieden in die Familie zurückführen kann. Können übrigens alle diese Gründe, welche ich für unüberwindlich halte, nichts über Sie vermögen, so habe ich hier einen Befehl des Königs (und er zeigte ihn mir vor) — Sie in eine Festung zu führen. Hier ist ein zweiter, fuhr er fort, der Fräulein von Sonnsfeld und Ihre andern Hausgenossen angeht, die noch strenger wie Katt behandelt werden sollen. Das ist noch nicht alles: Es ist mancher Punkt in des Kronprinzen Prozeß, den man nicht hat näher untersuchen wollen, damit man Mittel behielt, ihn zu retten; der König will ihn von neuem einleiten und den Prinzen in die Festung zurückbringen lassen. Hören Sie dahingegen, was er Ihnen verspricht, wenn Sie seinem Willen nachgeben. Einmal will er Sie doppelt so reichlich wie seine übrigen Töchter bedenken. Zweitens soll, zwei Tage nach der Hochzeit, Ihr Bruder in völlige Freiheit gesetzt und des Vergangenen gar nicht mehr gedacht werden und drittens verspricht er Ihnen, künftig die Königin besser zu behandeln.“ — Während dieser langen Rede flehte ich den Allmächtigen an, mir einen Entschluß einzugeben. Ich antwortete, daß sie sich sehr betrögen, wenn sie glaubten, daß es der Ehrgeiz wäre, Königin zu sein, der mich verhindert hätte, meinem Vater zu gehorchen, einmal wüßte ich gar nicht,

wodurch ich seinen Zorn erregt habe, denn er hätte mir nie etwas von einer Heirat sagen lassen und ich habe nicht geglaubt, daß Eversmann's Geschwätz über diesen Gegenstand den Befehl des Königs zum Grunde gehabt hätte. Wenn der König mit meiner Mutter einig gewesen wäre, würde ich jeden Augenblick bereit gewesen sein, ihm zu gehorchen und ich würde ihm sogleich meine Unterwerfung bezeigen, sobald er mir nur erlauben wolle, die Einwilligung meiner Mutter einzuholen; beständе sie aber darauf, sie zu verweigern, so könnte ich in die mir gemachten Vorschläge nicht eingehen. — Nein, Ihro Königl. Hoheit, nahm Grumkow das Wort, das ist Ihnen völlig verboten. Der Wille des Königs ist, Sie nicht zu verlassen, bis Sie uns eine Antwort gegeben haben. — Können Sie noch anstehen? sagte darauf der Marschall von Bork; der König hat mir gesagt, daß seine ganze Ruhe davon abhängt. — Ja, sagte Thulemeier, ich bin ein eifriger Diener der Königin, aber sie kann diesem Schritte nur beistimmen. — Hierauf blickte er mir scharf ins Gesicht und setzte hinzu: Sie wagen alles, wenn Sie sich nicht fügen. — Ich fragte nun Grumkow, wer der Mann sei und auf die Nachricht, daß ich es mit Thulemeier zu thun habe, begriff ich wohl, daß ich nicht länger zögern müsse. Gut sagte ich, ich werde also das Opfer sein, glücklich, mich meiner Familie zu weihen und die Ruhe in ihr herstellen zu können. Was Sie anbetrifft, meine Herren, Sie lade ich vor Gottes Richterstuhl, wenn Sie es nicht dahin bringen, daß mir der König alle seine Versprechungen, besonders aber das, was meinen Bruder angeht, hält. — Sie schworen mir und mit den schrecklichsten Eiden, daß sie dieselben in allen Punkten ausführen lassen würden und baten mich, daß ich dem König schreiben sollte: wie ich mich seinem Willen unterwürfe und mich zum Beweise meines Gehorsams entschlossen hätte, den Erbprinzen von Bayreuth zu heiraten. Sie erlaubten mir auch der Königin zu schreiben; ich gab ihnen beide Briefe, worauf sie sich entfernten. Thulemeier blieb aber noch einen Augenblick zurück und sagte: Ihro Hoheit haben wie eine geistvolle Fürstin gehandelt. Der König wird von Ihrem Nachgeben erfreut sein, es wird ihn besänftigen und Sie werden durch diesen Schritt noch glücklich. Trösten Sie sich! es ist noch nicht alles

verloren. — Sobald sie fort waren, zerfloß ich in Thränen, meine Hofmeisterin verzweifelte und alles um mich her war in der größten Bestürzung. Am folgenden Tage erhielt ich die eigenhändige Antwort des Königs, welche also lautete:

„Ich bin sehr froh, liebe Wilhelmine, daß du dich den Befehlen deines Vaters unterwirfst. Gott wird dich segnen und ich dich nie verlassen, ich werde mein Lebenlang für dich sorgen und dir allezeit beweisen, daß ich dein treuer Vater bin.“

Ich antwortete sogleich und schrieb folgenden Brief an meine Mutter:

Ihre Majestät wird gestern durch den traurigen Brief, den ich Ihnen unter Einschluß des Königs schrieb, mein Unglück erfahren haben. Es wird mir schwer, Ihnen meinen Zustand zu schildern. Meine Einwilligung zu meiner Heirat habe ich mir nicht aus Schrecken über die Drohungen entreißen lassen, die man mir machte, so heftig sie waren, wie ich aus einem Papier ersah, welches einer der Herren in Händen hatte und das vom Könige unterzeichnet, mein Urteil enthielt, im Falle ich mich länger weigerte. Allein man sprach von nichts, als der Uneinigkeit zwischen dem Könige und Ihnen und das mit Umständen, die mir Schauder erregten. Auch mein Bruder ward nicht verschont. Man benahm mir jede Ursache, die ich nur anführen konnte, sogar die, daß ich mich ohne die Einwilligung Ihrer Majestät nicht könnnte zu dieser Heirat entschließen, indem man mich erinnerte, daß Ihre Majestät vor einem Jahre denselben Vorschlag selbst gethan hätten; außerdem verbot mir der König, Sie um Rat zu fragen und die Herren hatten Befehl, nicht eher das Zimmer zu verlassen, bis ich Ihnen meine Antwort erteilt hätte. Es wäre mir unmöglich alles Vorgefallene zu melden, ich spare es auf, bis ich die Ehre habe, Ihre Majestät wieder zu sehen. Wie groß Ihr Schmerz sein wird, begreife ich sehr und das thut mir am wehesten; allein ich beschwöre Ihre Majestät, sich in Gottes Willen, der alles zum Besten lenkt, zu ergeben, ich bitte um so zuversichtlicher, da ich ja glücklich genug bin, mich für meine teure Mutter und meinen Bruder aufzuopfern, die ich so innig liebe, daß ich noch viel mehr für sie zu thun imstande wäre. Ich beschwöre sie also noch einmal, wenn Ihre Majestät noch die

geringste Gnade für mich haben, so erhalten Sie ihre Gesundheit, die mir kostbarer ist, wie das Leben. Ich hatte bisher das Unglück, die einzige, unschuldige Ursache Ihres Kummers zu sein, ich kann das nicht länger ertragen! Ich bin den Ratschlüssen der Vorsehung völlig ergeben und hoffe, daß sie die Gebete, die ich unaufhörlich für die Ruhe Ihrer Majestät zu ihr erhebe, erhören wird. Ein ziemlich hinreichendes Mittel, Sie zu trösten, ist das Versprechen, das man mir machte, meinem Bruder die Freiheit zu geben und Sie selbst auf eine anständige Weise zu behandeln. Ich schreibe diesen Brief unter tausend Thränen, mit zitternder Hand, aber mit innerer Ruhe, da ich mich ganz Ihrer Majestät geweiht habe. Ich bin überzeugt, daß dieser Bericht Sie rühren muß; Sie werden nur die lebhafteste Zärtlichkeit einer Tochter darin finden, gegen eine Mutter, die sie bis zu ihrem letzten Seufzer ehren und hochschätzen wird, indem sie mit tiefer Ehrerbietung beharrt u. s. w.

Die Antwort der Königin war so fürchterlich, daß ich den Brief nicht aufbewahren wollte, aber vergessen werde ich ihn dennoch nie! Sie schrieb unter anderm: „Du durchbohrst mir das Herz durch die Niederträchtigkeit, die du beginnst, indem du dem Willen des Königs nachgabst. Ich erkenne dich nicht mehr für meine Tochter, du bist dessen unwürdig und nie in meinem Leben verzeihe ich dir den grausamen Verdruß, den du mir machst. Hätte ich dein böses Herz früher gekannt, so würde ich mir allen Verdruß erspart haben, den ich deinetwillen litt."

Acht Tage lang erhielt ich unaufhörlich Briefe in diesem Tone; meine Antworten waren so rührend, wie möglich. Nie ist ein Schmerz dem meinigen gleich gekommen! — Meine Gesundheit empfand es auch, meine Nerven wurden in solchem Grade angegriffen, daß mir die Beine und Hände dergestalt zitterten, daß ich mich nicht aufrecht halten konnte. Meine Lage führte mich auf die traurigsten Betrachtungen; ich war im Begriff einen Prinzen zu heiraten, den ich gar nicht kannte, die öffentliche Stimme sagte Gutes von ihm, allein es war mir unbekannt, ob die Sympathie, eine zum Glück der Ehe so unbedingt notwendige Sache, sich bei der meinigen vorfinden werde. Ich sah mich mit der Königin, deren rachsüchtigen

Charakter ich kannte, auf immer entzweit; alle die mir sonst den Hof gemacht hatten, drehten mir den Rücken zu und die ersten davon waren die Damen der Königin. Ich begreife nicht, wie ich habe allen Kummer ertragen können, ohne zu sterben.

Eversmann kam eines Tages zu mir und brachte mir einen Gruß vom Könige, mit der Nachricht, daß er am folgenden Tage nach Berlin kommen und sich beeilen würde um noch vor der Königin einzutreffen, die erst am Abend anlangen sollte. Er ließ mir zugleich befehlen, mich mit meinen Schwestern in seinen Zimmern einzufinden. Eversmann sagte mir noch, daß meine Mutter unerbittlich sei und ich von ihr die übelste Behandlung zu erwarten hätte, auch benachrichtigte er mich, daß die Herzogin von Bevern, die seit einigen Tagen in Potsdam war, alle ihre Rednerkünste angewandt hätte, um sie zu besänftigen. Ich brachte diesen ganzen Tag in Unruhe und Thränen hin.

Den folgenden Tag begab ich mich in die Zimmer des Königs, wo er nachmittags um 2 Uhr ankam. Ich erwartete einen gütigen Empfang, war also sehr erstaunt, ihn mit einem eben so wütenden Gesichte, eintreten zu sehen, als ich es bei unsrer letzten unglücklichen Zusammenkunft bei ihm wahrnahm. „Willst du mir gehorchen oder nicht?“ war seine Anrede. Ich warf mich ihm weinend zu Füßen und versicherte, daß ich seinem Willen ganz ergeben sei und ihn nur um die Rückkehr seiner väterlichen Liebe beschwöre. Nun hob er mich auf, umarmte mich und sagte: „so bin ich mit dir zufrieden. Ich werde mein Lebelang für dich sorgen und dich nie verlassen.“ — Darauf schenkte er mir ein Stück Zeug und sagte: „damit sollst du dich an den Festen, die ich geben werde, putzen. Gehe jetzt und erwarte deine Mutter in ihren Zimmern.

Die Königin kam erst abends um sieben an, indem ich ihr den Rock küssen wollte, fiel ich in Ohnmacht und wie man mir nachher sagte, schien sie mein Zustand gar nicht zu rühren. Es dauerte lange, ehe man mich zu mir selbst bringen konnte, dann warf ich mich zu ihren Füßen, aber mein Herz war so voll und meine Stimme von Thränen so erstickt, daß ich kein Wort vorzubringen vermochte. Diese ganze Zeit durch be-

trachtete sie mich mit Strenge und Verachtung und sagte mir alles Harte, was man sich nur denken kann. Dieser Auftritt hätte kein Ende genommen, wäre die Ramen nicht eingetreten, die der Königin vorstellte, daß der König ihr Betragen, wenn er es erführe, sehr mißbilligen und nicht ermangeln würde, sie dafür zu mißhandeln; mein Schmerz wäre ja augenscheinlich so groß, daß ich mich nicht bemeistern könnte, wenn die Königin also keine andere Art annähme, sehe sie lauter neuen unangenehmen Auftritten entgegen. Diese dienstbeflissene Predigt machte die Königin ein bischen in sich gehen, denn sie fürchtete den König wie den Teufel; sie that also, als würde sie gerührt, hob mich auf und sagte sehr trocken: sie wollte mir verzeihen, unter der Bedingung, daß ich meinen Schmerz mir nicht weiter merken ließ.

Inzwischen trat der Herzog von Bevern mit seiner Gemahlin und seinem Sohne ins Zimmer. Die Herzogin schien von meinem Zustande gerührt; mein ganzes Gesicht war aufgeschwollen und von Weinen wund. Ich hatte diese Fürstin nie gesehen, sie bezeigte aber mit leisen Worten ihre Teilnahme, so daß wir uns von diesem Augenblick an lieb gewannen und seitdem beständig vertraute Freundinnen geblieben sind.

Am folgenden Tage schrieb Herr von Thulemeier, dessen ich oben erwähnte, der Königin heimlich und meldete ihr: die Sache wäre durchaus noch nicht ganz verloren; er hielt alle Schritte, die der König zu meiner Heirat gethan hätte, für eine Lockspeise, wodurch er England endlich zu einem, seinen Wünschen gemäßen, Entschlusse zwingen wollte; er habe sich von allen Seiten nach dem Erbprinzen von Bayreuth erkundigt, aber gar nichts von ihm erfahren können, es sei also unmöglich, daß er in sein Land zurückgekehrt sei, also auch unmöglich, daß er nach Berlin kommen könnte. Dieser Brief gab der Königin ihre Ruhe wieder; sie behandelte mich ziemlich gütig und befahl mir, alles, was sich zugetragen hatte, auf das genaueste zu erzählen; Vorwürfe machte sie mir zwar noch sehr viele, aber doch mit mehr Sanftheit gemischt. Ihre Hoffnung wuchs von Tag zu Tag, der König erwähnte meiner Heirat nicht mehr, es schien, als habe meine Nachgiebigkeit ihm alle Gedanken daran benommen.

Der siebenundzwanzigste Mai, der an einem Montag fiel, war zur Truppenmusterung bestimmt; sie sollte dieses Jahr auf eine glänzende Art vollzogen werden, weshalb der König alle Kavallerie- und Infanterieregimenter in der Gegend der Stadt zusammengezogen hatte, die, im Verein mit der Besatzung von Berlin ein Korps von zwanzigtausend Mann bildeten. Einige Tage vorher kam der Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg an; mein Vater hatte ihm kurz vor dem unglücklichen Zeitpunkt meines Bruders besucht und geschmeichelt durch alle seine Bemühungen, ihm den Aufenthalt in Stuttgart angenehm zu machen, hatte er ihn nach Berlin eingeladen. Da nun seine größte Freude im Kriegswesen bestand, glaubte er auch andern nichts Angenehmeres geben zu können und zeigte daher allen fremden Prinzen, die nach Berlin kamen, seine Truppen. Der Billigkeit gemäß muß man aber eingestehen, daß er diesesmal an Pracht sich selbst übertraf, denn so lange die fremden Fürsten in Berlin blieben, trug man allezeit vierzehn Schüsseln auf. Für den König war das eine große Anstrengung. Doch ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Am Sonntag den sechsundzwanzigsten befahl der König meiner Mutter, den folgenden Morgen zu der Musterung zu gehen; „die Herzogin von Bevern und meine beiden Töchter, sollen Sie im Phaeton begleiten, sagte er und Sie müssen früh um vier Uhr angezogen sein. Ich will nicht zu Abend speisen, geben Sie sich Mühe, den fremden Prinzen die Zeit zu vertreiben, denn ich lege mich schlafen.“ Die Königin verließ ihn und ging in ihr Zimmer, wo sie Pharao spielte. Kaum war das Spiel zu Ende, so sahen wir eine Chaise mit Postpferden heranfahren, die vor der großen Schloßtreppe hielt; da dieses Vorrecht nur Fürsten zugestanden wurde, ward die Königin sogleich sehr bestürzt und fragte: wer es sei? Bald kam man, ihr die Ankunft des Erbprinzen von Bayreuth zu melden. Ein Donnerschlag wäre ihr nicht schrecklicher gewesen! Sie ward blaß wie der Tod und so bestürzt, daß wir glaubten, sie würde in Ohnmacht fallen. Mir war nicht viel besser zu Mute und nach einigem Nachdenken nahte ich mich ihr und beschwor sie, mir zu erlauben, daß ich am folgenden Tage zu Hause blieb. Der König, sagte ich, wird mich auf eine Weise aufziehen, die

Ihrer Majestät unangenehm ist und die wir im Angesicht des Publikums aushalten müßten. Die Königin gab mir Recht, aber ihre knechtische Furcht vor dem Könige verhinderte sie, meine Bitte zu gewähren; nach langem Streit war beschlossen, daß ich mitgehen müßte.

Ich brachte eine grausame Nacht zu, das fürchterlichste Herzklopfen quälte mich und eine solche Angst, daß ich gar nicht sprechen konnte. Meine Hofmeisterin that ihr Möglichstes, mich zu trösten, sie zerfloß neben meinem Bette in Thränen; dem ungeachtet mußte ich aufstehen; um mein Gesicht zu verbergen, verhüllte ich mich in mehrere Kappen und begab mich dann zur Königin, mit der ich auch sogleich abfuhr. Die Truppen standen schon in Schlachtordnung; wir fuhren längs den Linien hin und man stellte uns neben eine Batterie, die sehr weit von den Truppen entfernt war. Der Oberst von Wachholtz, einer von des Königs Günstlingen, nahte sich der Königin und sagte ihr, daß er die Ehre haben sollte, ihr auf des Königs Befehl den Erbprinzen Heinrich von Bayreuth vorzustellen. Einen Augenblick darauf führte er ihn herbei. Die Königin empfing ihn stolz, sagte ihm einige trockene Worte und machte ihm ein Zeichen, sich zu entfernen. Der Prinz war groß, schön gewachsen, er hatte eine edle, offene und gefällige Physiognomie; obschon seine Züge nicht regelmäßig, noch schön waren, bildeten sie doch im Ganzen einen schönen Mann. Das heiße Wetter, die Furcht und Unruhe, in der ich mich befand, zogen mir eine Ohnmacht zu; man trug mich in den Wagen, worin sich die Königin und meine Hofmeisterin befanden, die mich mit Hilfe einer Menge frischen Wassers und geistiger Mittel wieder zu mir selbst brachten. Ich blieb nun die ganze Musterung durch bei Ihnen und sie wandten ihre ganze Beredtsamkeit an, um mich zu beruhigen. Alle Fürsten sowohl wie der König speisten in der Stadt zu Mittag, sodaß wir heute den Prinzen gar nicht sahen. Den achtundzwanzigsten kam er mit den andern Fürsten zur Königin, die aber sehr wenig mit ihm redete; er wandte sich auch zu mir, ich erwiderte aber seinen Gruß, ohne zu sprechen.

Ich kann hier eine komische Geschichte, die sich in dieser Zeit zutrug, wenn sie gleich mit meiner Geschichte gar nicht in

Verbindung steht, doch nicht mit Stillschweigen übergehen. So oft ich daran denke, macht sie mich noch lachen. Unter den Hofdamen der Königin befand sich eine, die für eine große Schönheit galt, sie hieß Pannewitz und war, ohne besonders viel Geist zu haben, sehr liebenswürdig; ihre Aufführung war immer so regelmäßig, daß der König, der den Ruf aller Weiber beschmutzte, an der nichts auszusetzen gefunden hatte. Ich weiß nicht, ob es aus Lust, sie zu plagen, geschah, oder ob er wirklich Neigung zu ihr faßte — genug, er fing an, ihr den Hof zu machen. Der König war nun nichts weniger wie galant, da er aber diese seine schwache Seite kannte und wohl wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, den Jungfernknecht zu spielen, nahm er sich vor, lieber in die Sitten des goldnen Zeitalters zurückzugehen. Demzufolge fragte er die Pannewitz sehr treuherzig: ob sie seine Maitresse sein wollte und begleitete diesen Vorschlag mit sehr vertraulichen Vernunftsgründen. Die Schöne wies ihn auf das Schnödeste ab, — ihre Kühnheit gefiel dem Könige und so schlecht ihm seine Mühe lohnte, machte er ihr ein ganzes Jahr lang den Hof. In Braunschweig endlich entliebte er sich. Die Pannewitz war der Königin dahin gefolgt; eines Tages wollte sie sich zu ihr begeben, als sie dem Könige auf einer sehr engen, geheimen Treppe begegnete, er wollte sie umarmen und sehr intim werden, sie verstand aber keinen Spaß, sondern schlug ihn mit der Faust so geschickt in das Gesicht, daß ihm das Blut sogleich aus Mund und Nase spritzte. Der König nahm es gar nicht übel, sondern sagte: Sie sind ein braves Mädchen, aber böse wie der Teufel. Doch ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Der neunundzwanzigste und dreißigste ging hin, ohne daß der König sich etwas verlauten ließ; allein den einunddreißigsten rief er die Königin und mich in sein Kabinet. „Sie wissen, sagte er, daß ich meine Tochter dem Prinzen von Bayreuth versprochen habe. Ich will, daß morgen die Verlobung vor sich gehe. Sie können, wenn Sie die Sachen mit einer guten Art thun, sich meine ganze Liebe erwerben, geschieht aber das Gegenteil, so seien Sie auch meiner Rache gewiß." — Mir sagte er ungefähr das Gleiche und wir beide, die Königin und ich, antworteten, daß sein Wille unser Gesetz sein sollte. Darauf

befahl er der Königin, mich recht zu putzen und mir ihren ganzen Schmuck zu leihen. Meine Mutter erstickte fast vor Zorn, mußte ihn aber in sich verschließen, nur warf sie mir von Zeit zu Zeit wütende Blicke zu. Der König sagte ihr, er würde ihr nun ihren Schwiegersohn zuführen, sie möchte ihn wohl empfangen. — Demzufolge begab sich die Königin in ihr Zimmer und nach einer kurzen Zeit führte der König den Prinzen herein.

Es ist Zeit, daß ich nun über den Charakter dieses Prinzen und den Zustand seiner Angelegenheiten etwas sage. Er war in Genf, mehr als Mann von Stande, wie als Prinz erzogen. Der Markgraf, sein Vater, der nur ein apanagierter Prinz des Hauses Kulmbach war, hatte nicht Mittel genug, seinem Stande gemäß zu leben und zog sich also nach Veverling, einem kleinen Städtchen im Gebiete des Königs, zurück, nachher lebte er in Rotenburg, einer fränkischen freien Reichsstadt. Er hatte die ersten Ansprüche an die Markgrafschaft von Brandenburg-Kulmbach, allein, da der damalige regierende Fürst, den man den Markgrafen Georg Wilhelm hieß, jung und verheiratet und der Prinz, von dem wir sprechen, sehr schlecht beraten war, überließ er seine Ansprüche an die Markgrafschaft dem König Friedrich I., unter der Bedingung, für sich 400000 Thaler und für jeden seiner Brüder ein Regiment zu erhalten. Die beiden ältesten Söhne des unglücklichen Prinzen begaben sich darauf nach Utrecht, um dort zu studieren. Als sie von der Universität zurück kamen, fanden sie ihren Vater außer sich und die ganze Familie in Verzweiflung, da die Bedingungen des Vertrages nicht erfüllt und die Kaufsumme um fast zwei Drittel verkürzt worden war. Unterdessen war Prinz Heinrich gestorben und der Markgraf Georg Friedrich Karl entschloß sich endlich, seinen Aufenthalt, nach vielen vergeblichen Versuchen beim Ministerium, in Veverling zu nehmen. Hier war es, wo Der geboren wurde, der mein Gemahl werden sollte, wie auch noch einige andere Kinder, von denen ich später sprechen werde. Auch König Friedrich der Erste starb bald darauf. Durch den Regierungsantritt meines Vaters wurde nichts in dem Schicksale der Prinzen geändert. Nach Ansicht aller Rechtsgelehrten, die sie befragten, fanden sie ihre Ent-

sagung ungiltig. Sie zogen daher heimlich von Beverling fort, bereisten alle deutschen Höfe, um sie für ihr Interesse zu gewinnen und gelangten endlich, von dem Kaiser, dem Reiche und der Gerechtigkeit unterstützt, zu dem Resultat, daß der Kauf für null und nichtig betrachtet und sie in alle ihre Rechte wieder eingesetzt wurden. Als der Markgraf Wilhelm und sein Sohn gestorben, fiel die Herrschaft an den Prinzen Georg Friedrich Karl.

Wie der Markgraf die Regierung antrat, fand er seine Angelegenheiten in der größten Unordnung. Sein Vorgänger hatte ihm viele Schulden hinterlassen und die Einkünfte hatten durch die schlechte Verwaltung sehr abgenommen. Aus diesem Grunde konnte er der Erziehung seines Sohnes nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken; er gab ihm blos einen Bürgerlichen zum Hofmeister und erst, wie er reisen sollte, kam er unter die Aufsicht eines Mannes von Stande, eines Herrn von Voit. Das war eine elende Politik! eine gute Erziehung ist das Kostbarste, was man seinen Kindern geben kann.

Dieser Prinz kehrte nun eben von seinen Reisen nach Holland und Frankreich zurück, als er in Berlin anlangte. Er war sehr lebhaft, ungezwungen, und seine Unterhaltung war sehr angenehm; er hat einen vortrefflichen Kopf, viel Scharfsinn und eine Herzensgüte, die ihm aller Welt Ergebenheit erwirbt. Großmütig, mitleidig, höflich, zuvorkommend, gleichgelaunt — kurz, man kann von ihm sagen, daß er alle Tugenden ohne die Beimischung eines einzigen Lasters besitze. Man könnte mir Parteilichkeit vorwerfen, aber sein ganzes Land, von dem er angebetet ist und alle, die ihn kennen, werden für mich zeugen. Doch niemand ist ohne Fehler und ich werde die seinigen in der Folge dieser Geschichte, kennen lehren. Sie sind sehr geringfügig, da ich mich aber anheischig gemacht habe, aufrichtig zu schreiben, muß ich auch sogar die meinigen nicht verbergen.

Die Königin empfing den Prinzen ziemlich gut und so lange der König dabei war, behandelte sie ihn ganz artig, sobald dieser aber den Rücken gewandt hatte, hörte sie nicht auf, ihm empfindliche Dinge zu sagen. Abends nach der Tafel folgte er ihr nach und bat sie um einige Augenblicke Gehör, welches

sie ihm gern versagt hätte, wäre es mit dem Anstand nur einigermaßen verträglich gewesen. Sobald sie allein waren, sagte er: „ich bin von allem Verdruß unterrichtet, der Ihre Königliche Majestät bisher gequält hat; ich weiß, daß die Prinzessin für den Prinzen von Wales bestimmt war, daß Ihre Majestät sehnlichst wünscht, sie in England zu versorgen und daß ich nur dem Bruch dieser Heirat die Ehre verdanke, von dem Könige zu seinem Schwiegersohne gewählt zu sein. Ohne Zweifel bin ich sehr glücklich, an eine Fürstin Anspruch machen zu dürfen, für die ich alle Ehrfurcht und alle Empfindungen hege, die sie verdient, aber eben diese Empfindungen machen sie mir zu teuer, um sie gegen ihren freien Willen heiraten zu wollen. Ich bitte Ihre Majestät also unterthänigst, mir Ihre Gesinnungen darüber freimütig zu eröffnen, Sie können versichert sein, daß ich mein Betragen nach ihrer Antwort einrichten werde und durch meinen Bruch mit dem Könige lieber der unglücklichste der Menschen sein, als die Prinzessin unglücklich machen will."

Die Königin erwartete diese Anrede gar nicht; sie besann sich einen Augenblick — da sie aber an des Prinzen Aufrichtigkeit zweifelte und den Zorn des Königs scheute, antwortete sie: daß sie nichts gegen die Befehle des Königs einzuwenden habe und sie sowohl wie ich genötigt sei, ihnen zu gehorchen.

Den ersten Juni, eines Sonntags Morgens, begab ich mich zur Königin, wo sich der König sogleich auch einstellte. Er gab mir einen schönen Brillant-Ring, den ich am Abend dem Prinzen als Verlobungsring schenken sollte, auch ein goldenes Gedeck schenkte er mir und wiederholte der Königin und mir die Ermahnung: die Dinge mit einer guten Art zu thun. Ich speiste allein mit der Königin; sie war in der heftigsten Bewegung und sah mich die ganze Zeit mit zornigen Augen an.

Abends um sieben Uhr begaben wir uns in die Prunkzimmer des Schlosses. Die Königin und alle Prinzessinnen saßen in einem Gemach, das ausdrücklich dazu bereitet war und wo niemand außer ihrem Hofstaat den Zutritt hatte. Einige Zeit darauf trat der König mit dem Prinzen herein; der König in eben so heftiger Bewegung, wie meine Mutter, so daß er

darüber vergaß, die Verlobung öffentlich in dem dazu bestimmten Saale zu vollziehen. Er nahte sich uns und ließ uns die Ringe austauschen; — ich wollte ihm die Hand küssen, er umarmte mich aber und drückte mich lange heftig weinend an seine Brust. Die Königin empfing mich mit ihrer gewohnten Kälte. Mein Vater befahl darauf dem Prinzen, mir die Hand zu geben, um mich in den, zu dem Balle bereiteten Saal zu führen. Gleich bei unserm Eintritt ward die Verlobung erklärt. Man liebte mich sehr in Berlin und ein jeder hatte mich in England vermählt gewünscht, die Bestürzung war also allgemein; alle Damen weinten und begnügten sich, mir stillschweigend den Rock zu küssen, ja sogar der König hörte nicht auf, Thränen zu vergießen.

Grumkow und Seckendorf schwammen indeß in Freuden, denn sie hatten einen neuen Streich nach ihrer Art vollführt. Mylord Chesterfield, der englische Gesandte in Holland, hatte im Namen seines Hofes einen Kurier nach Berlin geschickt, der schon am Morgen dieses Tages anlangte, aber von Grumkow und Seckendorf aufgehalten ward, so daß sie dem Könige erst des Abends nach vollzogener Verlobung seine Depeschen überreichten. Der König von England hatte sich endlich entschlossen, dem Willen meines Vaters nachzugeben und sich mit meiner Heirat mit dem Prinzen von Wales, ohne Rücksicht auf die meines Bruders, zu befriedigen. Diese Nachrichten waren ein Donnerschlag für den König, allein Grumkow und Seckendorf fanden doch Mittel, ihn zu beruhigen und ihn eine Antwort geben zu lassen, die ganz nach ihren Wünschen ausfiel, das heißt eine völlige Verweigerung aller ihm gemachten Vorschläge. Meine Mutter erfuhr es erst am folgenden Tage, allein ungeachtet der Antwort des Königs schmeichelte sie sich, meine Heirat noch abzubrechen, sie teilte mir ihren Gedanken mit, verbot mir auf Gefahr ihres Zornes, weder mit dem Prinzen Heinrich zu sprechen, noch ihm nur Höflichkeit zu erzeigen.

Dieser Fürst war mir ziemlich gleichgültig; ich empfand weder Abneigung noch Liebe zu ihm, aber ich wünschte, ihn bald zu heiraten, um vor der Königin und allen, die mich ohne Unterlaß plagten, Frieden zu haben. Alle die während

des verstorbenen Markgrafen Lebzeiten an seinem Hofe gewesen waren, hörten nicht auf, mir die Pracht und die Vergnügungen zu rühmen, die dort herrschten; sie versicherten, daß er an Reichtum des Geräts und Silberzeugs den Berliner Hof weit überträfe. Das alles ließ mich wünschen, bald dort zu sein und ich baute die schönsten Luftschlösser von dem stillen, angenehmen Leben, das ich dort führen wollte. So lange ich aber bei meiner Mutter sein würde, beschloß ich, in allen Stücken ihren Befehlen zu folgen, sowohl aus Furcht vor ihr, als um ihren Mißhandlungen nicht ausgesetzt zu sein.

Aber mein böser Stern verfolgte mich, denn ein neuer Dämon hob damals sein Haupt, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Schon im Anfang dieser Memoiren sagte ich, daß meine älteste Schwester den Markgrafen von Anspach geheiratet habe, meine zweite Schwester, die Charlotte hieß, war aber mit dem Prinzen Carl von Bevern aus dem Hause Braunschweig, dem Neffen der Kaiserin, vermählt. Von allen meinen Schwestern liebte ich damals Charlotte am meisten, ich hatte ihr sogar die Liebe meiner Mutter zuzuwenden gewußt, aber ich kannte ihren schlechten Charakter, den ich nachmals leider nur zu sehr erfahren habe, noch gar nicht. Sie hatte viel Verstand und Lebhaftigkeit und weil sie sich nicht bekümmerte, wenn man sie ausschalt, hatte man ihr den Zunamen: Ohnesorgen, gegeben. Das ganze Menschengeschlecht galt ihr gleich und es rührte sie nichts, als was ihre kleine Person anging; sie war von der besten Laune, allezeit lustig und so voller Einfälle, daß man sich hätte tot lachen können; außerdem schmeichelnd, zuvorkommend, wenn sie jemanden bedurfte, allein ohne die geringste Stetigkeit, bitter, schmähsüchtig, sich auf aller Welt Unkosten belustigend, überall das Lächerliche hervorsuchend, falsch, verbuhlt, eifersüchtig, eigennützig. Damals war sie fünfzehn Jahre alt. Das Ansehen, in dem ich bei der Königin stand, hatte sie neidisch gemacht, wie sie also dieselbe während meiner Verhaftung nach Wusterhausen und Potsdam begleitete, hatte sie alles gethan, um sich bei ihr in Gunst zu setzen und aus Furcht, daß meine Gegenwart ihre Pläne vereiteln möchte, that sie mir so viel Schaden, wie möglich und bemühte sich noch täglich, die Königin gegen mich

zu erbittern. Ein neuer Umstand trug noch dazu bei, sie gegen mich zu waffnen; Prinz Heinrich war schöner und hübscher gewachsen, wie Prinz Carl; er scherzte mit ihr und erzeigte ihr viel Höflichkeit, nach und nach gefiel er ihr, denn seine aufgeweckte Gemütsart war ihr angenehmer, als das Phlegma des Prinzen Carl, der ungeheuer schüchtern war.

Nach einigen Tagen gingen wir nach Charlottenburg, einem prächtigen Landhause, das die Königin, meine Großmutter, hatte bauen lassen. Unterwegs war eine große Jagd, zu der der Fürst von Anhalt mit seinen beiden Söhnen, den Prinzen Leopold und Moritz, auch eingeladen waren. Diese alle waren wütend über meine Heirat, sie hatten sich immer geschmeichelt, ich sollte den Markgrafen von Schwedt heiraten. Prinz Heinrich war ein guter Schütze, er hatte schon mehreres Wildpret erlegt, als ihm ein ungeschickter Büchsenspanner eine ungestellte Flinte reichte; der Schuß fiel, wie er sie in die Hand nahm und die Kugel streifte des Königs Schläfe. Der Fürst von Anhalt hob diese Unvorsichtigkeit sehr hervor und Prinz Leopold sagte so laut, daß Prinz Heinrich es hören konnte, daß ein derartiger Schütze verdient hätte, sogleich niedergeschossen zu werden. Prinz Heinrich antwortete derb und die Sache wäre weiter gegangen, hätte sie der Herzog von Bevern und Seckendorf nicht zu versöhnen gesucht. Der König that, als bemerke er von dem ganzen Vorgange nichts und nachdem die Jagd zu Ende war, setzten wir unsern Weg nach Charlottenburg fort.

Nachmittags fing die Königin eine neue Rolle an. Ich weiß nicht, ob sie uns ein Schauspiel darbieten wollte, war das der Fall, so machte es mir wenigstens sehr wenig Vergnügen. Sie machte die Schulmeisterin und examinierte den Erbprinzen über seine Studien. „Wissen Sie die alte und neue Geschichte? fragte sie, die Geographie, Mathematik, Philosophie, Malerei, Tonkunst?“ — Anfangs antwortete er mit einem sehr lakonischen: ja, oder nein; da er aber sah, daß diese Fragen, die man sonst nur den Kindern vorlegt, gar nicht aufhörten, sagte er lachend: „ich weiß auch meinen Katechismus und das A B C.“ Diese Antwort machte die Königin so verwirrt, daß sie nichts mehr zu wissen verlangte.

Einige Tage später kehrten wir nach Berlin zurück. Die grausame Gewalt, welche sich meine Mutter angethan hatte, ihren Zorn vor dem Könige zu bemeistern, zog ihr bei ihrer Rückkehr nach Berlin ein heftiges Fieber zu. In den drei Wochen, die ihre Krankheit dauerte, verließ ich sie keinen Augenblick und suchte auf alle Weise ihre Gunst wieder zu erlangen. Aber sie war meine zärtliche Mutter nicht mehr, alle Liebe hatte sich in Haß verwandelt, von dem sie mir täglich Beweise gab. Ich speiste oft mit ihren Damen und dem Erbprinzen in ihrem Vorzimmer, denn der König war nach Potsdam gegangen und alle fremden Herrschaften nach Hause zurückgekehrt. Während wir bei Tische waren, ließ die Königin mich beobachten, ob ich auch mit dem Prinzen spräche; allein es gelang ihr nicht, mir einen Vorwurf machen zu können; er hat mir nachher oft gesagt, daß er in Verzweiflung und mehr wie einmal im Begriff gewesen wäre, alles abzubrechen; allein Herr von Voit, der bei ihm war, hielt ihn zurück. Gewiß war er sehr zu beklagen! Alle Welt behandelte ihn übel, alles was er that, suchte man falsch auszulegen und den ganzen Tag ward er gequält.

Als meine Mutter hergestellt war, kam der König auf einige Tage nach Berlin, um von da nach Preußen abzureisen. Er kündigte der Königin an, daß er bei seiner, in sechs Wochen zu erfolgenden Rückkehr meine Hochzeit vollziehen wollte und ihr daher Geld zur Besorgung meiner Ausstattung geben würde. Die Königin wollte sich nicht dazu bequemen, sie sagte, die Zeit sei zu kurz, die Kaufleute mit den nötigen Waren nicht versehen und ohne ein Wunder könnte es nicht geschehen. Auf ihre dringenden Vorstellungen ließ er sich bewegen, meine Hochzeit bis zum November zu verschieben. Mein Vater befahl ihr an, dem Prinzen Heinrich die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben, so viel Bälle und Feste zu geben, wie sie wollte, aber besonders mich nicht zu mißhandeln. Plötzlich änderte sich der Königin ganzes Betragen, sie machte dem Prinzen tausend Liebkosungen und stellte sich sogar, als erzeige sie ihm viel Freundschaft und als machte es ihr Freude, ihn bald zum Schwiegersohne zu haben. Aber dabei kam der Teufel doch nicht zu kurz; mich mißhandelte sie nach wie vor

und es ging kein Tag hin, wo ich nicht Ströme von Thränen vergoß. Auch meine arme Hofmeisterin litt ihr Teil, sie gab ihr unaufhörlich Schuld, mich zum Gehorsam gegen den König beredet zu haben, sie sagte sogar einmal zu mir: „Nun! wenn man nun die Sonnsfeld für ehrlos erklärt hätte, wäre denn das Unglück so groß? Du hättest doch noch Königin werden können.“ Hätte ich's nur wagen dürfen, gern hätte ich ihr gesagt, daß ich nicht wie Agrippina sagen könnte: „man töte mich, aber er herrsche!“ und daß ich lieber tausend Kronen verlieren, wie eine Person, die ich zu schätzen und lieben Ursache hatte, unglücklich sehen wollte. Aber solche Empfindungen waren nicht Mode und galten für Schwachheit, ich antwortete also nur mit Stillschweigen. Wirklich war meine Lage so traurig, daß sie selbst den Unempfindlichsten Mitleid einflößte und ich hätte können mit Alzire sagen:

Mes maux ont ils touché
Les coeurs nés pour la haine?

Als Grumkow durch die Ramen erfuhr, daß die Königin sich unaufhörlich bemühe, meine Heirat abzubrechen und mit England wieder anzubinden und mit Recht fürchtete, daß sie mich so lange mißhandeln würde, bis ich in ihre Absichten einstimmte, beschloß er, sie zu hintergehen. Er warf seine Augen auf den Herrn von Sastot, den Kammerherrn der Königin, von dem ich schon ehemals gesprochen habe, er trug ihm auf, der Königin zu hinterbringen, daß es dem König gereue, mich mit dem Prinzen von Bayreuth verlobt zu haben, er könne ihn nicht leiden und sei entschlossen, diese Verbindung bei seiner Rückkehr nach Berlin zu trennen und mich dem Herzog von Weißenfels zu verloben, den er zum Feldmarschall in seinem Dienste machen wollte. Er habe zwar schon alles gethan, um den Schlag abzuwenden, allein er fürchte sehr, das Uebel sei ohne Rettung. Diese vermeinte Eröffnung that die gewünschte Wirkung; die Königin beschloß, allen zum Trotz, den Prinzen Heinrich zu beschützen, begegnete mir weit gütiger und befahl mir sogar, den Prinzen mit Höflichkeit zu behandeln, weil sie sagte, daß sie lieber sterben, als mich mit dem Herzoge von Weißenfels verheiratet sehen wollte.

Lange dauerte diese gute Zeit doch nicht. Nach des

Königs Rückkehr aus Preußen, die kurz darauf erfolgte, sah sie an seinem ganzen Benehmen gar wohl, daß Grumkow sie hinter das Licht geführt hätte. Wahr ist es, daß dem Könige Prinz Heinrichs feine Sitten nicht gefielen, er hätte gern einen rohen Schwiegersohn gehabt, der nur Wein und Soldaten geliebt hätte, er machte den armen Prinzen täglich betrunken, um wie er sagte: seinen Charakter zu prüfen und ihn an das Trinken zu gewöhnen. Aber er verlor Zeit und Mühe dabei. Ja er bezeugte sogar Seckendorf und Grumkow seine Unzufriedenheit darüber, daß er, wie er sagte, ein Jungfernknecht sei, ein Mensch ohne Geist, dessen Sitten ihm unerträglich wären. Da diesen Beiden täglich dergleichen Reden wiederholt wurden, ward ihnen endlich Angst und um den nachteiligen Eindruck den des Königs Abneigung haben könnte, abzulenken, schlugen sie dem Prinzen vor, ein preußisches Regiment zu fordern, sie stellten ihm diesen Schritt als das einzige Mittel vor, sich beim König in Gunst zu setzen und seine Heirat vollziehen zu machen; die englische Nation, hörte, wie sie sagten, nicht auf, über die falschen Maßregeln ihres Königs zu murren, der Prinz von Wales wäre in Verzweiflung, mich zu verlieren und bewege Himmel und Erde, um meine Heirat mit ihm zu hintertreiben, sie wüßten also kein anderes Mittel, um allen drohenden Unannehmlichkeiten auszuweichen, als den Vorschlag, den sie ihm soeben gemacht hätten. Prinz Heinrich war sehr in Verlegenheit; der Markgraf sein Vater war ein starrsinniger Mann, er hatte seinem ältesten Sohne nie erlauben wollen, in Militärdienste zu treten, um dieses zu vermeiden, hatte er zwei kaiserliche Regimenter abgegeben, welche der Markgraf Georg Wilhelm auf die Bedingung errichtet hatte, daß eines davon seinem zweiten Sohne, das andere davon dem General Philippi gehören solle. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er aber doch, Grumkows und Seckendorfs Rat zu befolgen und ein Regiment anzunehmen. Der König übergab es ihm einige Tage nachher und machte ihm zugleich einen goldenen Degen zum Geschenk, so schwer, daß man ihn kaum aufheben konnte.

Alle diese Klatschereien ärgerten mich sehr. Ich kannte den König nur zu gut, ich wußte, daß er alle, die in seinem Dienste standen, wie Sklaven ansah und wußte voraus, er

würde den Prinzen, wie meine Brüder und alle andern Prinzen von Geblüt behandeln, die gar keine andere Auszeichnung genossen, als die ihres Militär-Ranges. Meine Mutmaßungen waren nur zu begründet; ehe der König nach Potsdam zurückkehrte, ließ er dem Erbprinzen zu verstehen geben: er würde wohl thun, sich zu seinem Regiment zu begeben, das in Pasewalk, einem kleinen pommerschen Städtchen lag. Der Prinz mußte gehorchen und reiste einige Tage nach dem Könige ab. Er war tötlich betrübt, erhob tausend Klagelieder bei mir über unsere Trennung und über die Furcht, in welcher er sich befände, ich möchte Abscheu gegen ihn hegen, denn anders könnte er die unerträgliche Kälte meines Betragens nicht deuten. Er fühle sich, sagte er, der Ehre nicht würdig, die ihm der König erzeige, aber er verdiene sie dennoch durch die Ehrfurcht, die er zeitlebens für mich hegen würde. Tausendmal küßte er mir die Hand, da ich ihm aber nicht antwortete, bat er mich flehentlich, ihm ganz offen zu sagen, was ich empfände; daß er in Verzweiflung sein würde, mich unglücklich zu machen, sobald ich Abneigung gegen ihn empfände; wäre ich ihm aber nicht entgegen, so hoffte er, ich würde in seiner Abwesenheit keinen nachteiligen Einflüssen gegen ihn Gehör geben, er beschwöre mich also, ihm eine entscheidende Antwort darauf zu geben. Indem er so sprach, hatte er Thränen in den Augen und war bis ins innerste Herz bewegt. Ich war sehr in Verlegenheit ihm zu antworten, endlich faßte ich mich aber und sagte: ich dächte zu gut und schätzte ihn zu sehr, um gegen mein ihm gegebenes Wort zu fehlen, er sollte also in dieser Hinsicht ganz ruhig sein: allein fügte ich hinzu, ich hätte gewünscht, Sie wären nicht in den königlichen Dienst getreten, hätten Sie mich zu Rate gezogen, so wäre das nie geschehen. — Man drohte mir mit Ihrem Verlust, erwiderte er und lieber hätte ich alle möglichen Regimenter und die härtesten Bedingungen in der Welt angenommen, als mich diesem Unglück unterworfen — Die Königin, die in den Alleen von Monbijou, wo wir uns befanden, spazieren gegangen war, machte durch ihre Annäherung, diesem Gespräch, dem meine Hofmeisterin beiwohnte, ein Ende.

Frau von Konnken, die Oberhofmeisterin der Königin, die

wahrscheinlich abends bei der Tafel lange Weile hatte, ließ aus ihrem Hause kleine Herzchen von Zucker holen, in denen Verse versteckt sind. Alle Welt nahm davon und gab sie sich einander. Prinz Heinrich gab mir auch eins und zerbrach es mir in der Hand. Die Königin fand das ganz unerhört! „ich kenne dich nicht mehr, sagte sie, seit diese verdammte Heirat im Gange ist; du hast weder Scheu noch Scham mehr. Ich bin gestern für dich errötet, wie dein Pinsel von Prinz dir das Herz in der Hand zerbrach. Solche Vertraulichkeiten schicken sich nicht und er hätte besser wissen sollen, was er dir schuldig ist.“ — Ich antwortete, daß ich die Sache nicht für so wichtig gehalten hätte, um so weniger, da er dergleichen Herzen ja auch in der Hand meiner Schwester Charlotte zerbrochen hätte, ohne daß es ihren Tadel erregte. Dennoch sollte es nicht wieder geschehen. Meine Antwort besänftigte sie nicht und sie lag damit noch lange meiner Hofmeisterin in den Ohren, der sie wie einem Hunde begegnete.]

Vierzehn Tage darauf gingen wir nach Wusterhausen. Die Beschreibung dieses berühmten Ortes wird hier nicht am unrechten Orte sein. Mit unsäglicher Arbeit hatte der König endlich einen Hügel aufführen lassen, der die Aussicht so gut begrenzte, daß man das Schloß nicht eher sah, als bis man herabgestiegen war. Dasselbe bestand in einem Hauptgebäude, dessen vorzüglichste Zierde ein alter, ehemals zum Diebeswinkel benutzter Turm war, denn eine Bande Räuber, denen früher das Schloß gehörte, hatte ihn gebaut. Es war von einem Erdwall und mit Gräben umgeben, deren Wasser ihrer Schwärze wegen dem Styx glichen und die keineswegs Lavendelwasser ausdufteten. Ueber den Graben war eine Brücke gebaut, die zum Hofe dieses Palastes führte. Er hatte zwei einzeln stehende Flügel, deren jeder von zwei schwarzen und zwei weißen Adlern bewacht wurde. Die Schildwache bestand in zehn oder zwölf großen Bären, die auf ihren Hintertatzen umherspazierten, weil man ihnen die Vorderen abgeschnitten hatte. Mitten im Hofe erhob sich ein Born, aus dem man mit vieler Kunst einen Springbrunnen gemacht hatte, er war mit einem eisernen Geländer umgeben, einige Stufen führten hinauf und diesen angenehmen Platz hatte der König zu seiner Tabagie

auserſehen. Meine Schweſtern und ich waren mit unſerm ganzen Gefolge in zwei Zimmer gedrängt, die vielmehr einem Hoſpital als einer fürſtlichen Wohnung ähnlich ſahen. Wie auch das Wetter ſein mochte, ſo aß man doch unter einem Zelte, das von einer großen Linde beſchattet war und wenn es regnete, ſaßen wir zuweilen bis über die Knöchel im Waſſer. Die Tafel beſtand immer aus vierundzwanzig Perſonen, von denen drei Viertel jederzeit faſteten, denn es wurden nie mehr als ſechs Schüſſeln gegeben und dieſe waren ſo ſchmal zugeſchnitten, das ein nur halbwegs hungriger Menſch ſie mit Bequemlichkeit allein aufzehren konnte, den ganzen Tag waren wir im Zimmer der Königin eingeſperrt, wir durften nicht einmal friſche Luft ſchöpfen, wenn es auch noch ſo ſchönes Wetter war, ſondern mußten, von vielem Sitzen und allen unangenehmen Dingen, die wir anhörten milzſüchtig werden.

Prinz Heinrich kam einige Tage nach uns in dieſen angenehmen Aufenthalt. Meine Schweſter bezeigte ihm alle mögliche Aufmerkſamkeit, ſie hob nun die Larve und zeigte, wie ſehr ſie mich haßte. Unaufhörlich brachte ſie die Königin gegen mich auf, aber für den Prinzen ſuchte ſie dieſelbe einzunehmen. Eines Tages, wie die Königin mich ſehr übel behandelt hatte und ich ſehr traurig war, fragte ſie mich um die Urſache? ich ſagte ſie ihr und ſetzte hinzu, daß ich auf die Länge über dieſe Mißhandlungen vor Gram ſterben müßte. Du biſt eine rechte Thörin, ſagte ſie darauf, wenn ich einen ſo artigen Liebhaber hätte, wie du, ſo ließe ich die Königin brummen, ſo viel ſie wollte. — Du haſt dich nicht zu beklagen, antwortete ich, der Deine iſt liebenswürdig genug, außerdem haſt du keinen Verdruß, ich werde aber von aller Welt geplagt und der König verläßt mich auch. — Darauf ſagte ſie auf eine mutwillige Weiſe: nun gut! wenn du Prinz Carl ſo liebenswürdig findeſt, ſo laß uns die Ringe wechſeln! ich hielt es für einen Scherz und erwiederte: da ich mich noch in einer glücklichen Gleichgültigkeit befände, wollte ich ſie ihr beide abtreten. Nun ſo gieb mir deinen Ring! wiederholte ſie und ich gab ihn ihr — darauf zog ſie den, welchen ihr Prinz Carl gegeben hatte, ab und verbarg ihn in einem Winkel des Zimmers. Indeſſen näherte ſich die Zeit der Mittagstafel und

da ich fürchtete, daß der König, der die Augen überall hatte und über solche Kleinigkeiten sehr abergläubig war, bemerken würde, daß mein Ring mir fehlte, so bat ich sie auf das dringendste, mir ihn wieder zu geben, konnte sie aber nicht dazu bewegen, sie behielt ihn zwei Tage; wie ich nun wahrnahm, daß weder ich, noch meine Hofmeisterin etwas über sie vermochten, so wandte ich mich an die Ramen, welche es der Königin sagte und auf ihren Verweis mußte Charlotte mir meinen Ring wiedergeben und den ihrigen wieder an den Finger stecken. Diesen Streich verzieh sie mir nie; ich durfte den Kopf nicht mehr auf die Seite wenden, wo der Prinz war, so klagte sie mich sogleich bei der Königin an, daß ich mit ihm liebäugelte.

Grumkow und Seckendorf hatten indessen wohl vorausgesehen, daß England noch einen Schritt thun würde, um meine Heirat zu hintertreiben. Wir waren in Makenau, einem artigen, nicht weit von Wusterhausen gelegenen Landsitze, als sich ein hessischer Oberst Donep, vorstellen ließ, — denn der König von England, der sich keiner abschläglichen Antwort mehr aussetzen wollte, hatte dem Prinzen Wilhelm von Hessen die Unterhandlung aufgetragen, der demzufolge diesen Oberst Donep nach Makenau schickte, um meinem Vater sehr annehmliche Vorschläge zu machen. Hätte mein Vater Grumkow und Seckendorf betrügen wollen, so konnte ihn in diesem Augenblicke nichts daran hindern, denn die Sache ward so geheim betrieben, das sie beide bis heute nichts davon wissen würden, hätte es ihnen der König nicht selbst gesagt. Mein Vater hatte die ganzen acht Tage, die wir in Makenau zubrachten, die fürchterlichste Laune. Die Königin mußte es entgelten, mit der zankte er von früh bis Abend und sie schüttete dann alles wieder brühheiß über mich aus. Unter andern hatte sie auch die Unmenschlichkeit, mich zum Ausgehen zu zwingen, obschon ich ein mit heftigem Fieber begleitetes Geschwür im Halse hatte; das Geschwür brach auf und ich ward besser. Ich hatte diesen Zufall Seiltänzern zu danken, die ihre Künste im Schloß-Hofe zu Makenau zeigten, der König und die Königin schauten ihren Sprüngen aus einem Fenster ihres Zimmers, meine Schwestern, Prinz Heinrich und ich aus dem andern

zu. Er sah diesen Tag sehr traurig aus und sagte zu mir: „ich bin in Verzweiflung! der heutige und morgende Tag entscheidet mein Schicksal.“ Seine Worte befremdeten mich, aber ich hütete mich wohl, ihn zu fragen, was sie bedeuteten: er nahm also das Wort weiter und setzte hinzu: „Herr Donep ist im Namen des Königs von England hier, er hat dem Könige neue Vorschläge von Seiten des englischen Hofes gemacht, bis jetzt hat der König Seckendorf und Grumkow ein Geheimnis daraus gemacht, heute Morgen hat er endlich mit ihnen gesprochen. Sie haben ihm die stärksten Vorstellungen gemacht, aber noch scheint er unentschlossen.“ Die schöne Nachricht machte mich ganz starr, so, daß ich ihm nur mit Stillschweigen antworten konnte. Noch denselben Abend ließ Herr Donep die Königin unter der Hand von seinen Aufträgen und den schönen Hoffnungen, welche sie enthielten, benachrichtigen und der Ausdruck von Nachdenken und Kummer, den sie an Prinz Heinrich wahrnahm, bestärkte sie noch in der Hoffnung, es werde ihr endlich gelingen. Sie war diesen Abend in der bezauberndsten Laune und erzeigte dem Prinzen tausend Höflichkeiten, mir aber war ganz anders zu Mute, ich hatte Neigung für den Prinzen gefaßt und müde, das Spielwerk des Glückes zu sein, war ich fest entschlossen, mich keinem Tausche mehr zu unterwerfen.

Den Tag darauf gingen wir nach Wusterhausen zurück, wo mich die Königin sogleich in ihr Kabinett kommen ließ, um mir die Neuigkeiten des Tages zu erzählen. „Heute, sagte sie, wird deine Verlobung gebrochen und morgen, hoffe ich, reist Prinz Heinrich ab, denn du hast, glaube ich, kein so niedriges Gemüt, daß du ihn dem Prinzen von Wales vorziehst.“ Auf mein Stillschweigen setzte sie hinzu: „ich will deine Denkungsart darüber wissen; du mußt dich entschließen, denn ich frage dich nicht ohne Ursache darum; verstehst du mich? — Während die Königin sprach, hatte ich alle Heiligen des Paradieses um Hilfe angefleht — ich weiß nicht, ob sie mir halfen oder mein guter Engel mich erleuchtete? ich faßte endlich Mut und sagte: „ich habe den Befehlen Ihrer Majestät jederzeit gehorcht; als ich Ihnen durch meine Nachgiebigkeit gegen den König widerstrebte und mich für Prinz Heinrich erklärte, that ich es, um

den Frieden in der Familie herzustellen, Ihre Majestät von dem täglichen Kummer zu befreien und meinem Bruder seine Freiheit wieder zu schaffen. Meine Neigung hatte hierbei nichts zu thun, denn ich kannte den Prinzen noch nicht; jetzt aber, nun ich Achtung für ihn gefaßt und ihm mein Wort gegeben habe, würde ich es meiner unwürdig finden, ohne alle Ursache mit ihm zu brechen, da sein Charakter und seine Person auch nicht zu der mindesten Klage berechtigen." Kaum konnte die Königin das Ende meiner Rede erwarten, sie überhäufte mich mit den bittersten Vorwürfen und behandelte mich ohne alle Schonung. Meine Thränen flossen unaufhaltsam, ich sah mich auf's neue dem Mutwillen des Zufalls unterworfen und kein Ende meiner Leiden. Dennoch mußte ich mir in des Königs Gegenwart Zwang anlegen. Er hatte seit meiner Verlobung kein Wort mehr mit mir gesprochen, mich kaum eines Blickes gewürdigt, auch diesen Tag war er sehr übel gestimmt. Als Prinz Heinrich des Abends wie gewöhnlich zur Tafel kam, waren weder meine Mutter noch meine Schwester im Zimmer, er eilte sehr heiter auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte: „alles geht gut! Herr Donep reist morgen sehr zufrieden ab, denn der König hat alle ihm gemachten Vorschläge verworfen." — Ich that, als wäre nichts vorgefallen, allein diese Worte hatten meinem armen Gemüt den Frieden wieder gegeben. Einige Stunden darauf erfuhr die Königin die gleiche Nachricht, sie war darüber in Verzweiflung, und ich mußte wieder die Zeche bezahlen.

Der König hatte meine Schwester und den Markgrafen von Anspach zu meiner Hochzeit eingeladen. Wie man sie acht Tage nach diesem Vorfalle in Wusterhausen erwartete, ritt ihnen der König entgegen und führte meine Schwester sogleich nach ihrer Ankunft in das Zimmer der Königin. Wir erkannten sie fast nicht mehr! Sie war sehr schön gewesen, nun war das vorbei, ihre Haut war gänzlich verdorben und ihr ganzes Betragen verändert. Die Königin hatte sie nie leiden können und seit ich bei dem Könige in Ungnade war, hatte sie bei ihm meinen Platz eingenommen. Er liebkoste sie auf alle Weise, nannte sie einmal über das andere Königliche Hoheit, so daß die Königin, die es nicht leiden konnte, wenn man anderen wie

ihr schön that, höchst beleidigt ward, ohne es jedoch merken lassen zu dürfen. Meine Schwester war sehr liebreich gegen mich und ich that alles Mögliche, um ihr meine Freude über unser Wiedersehen zu bezeugen. Nach Tisch führte sie der König in ihre Kammer, denn man kann ein kleines Loch unter dem Dache nicht Zimmer nennen und wie man ihr meldete, daß ihre Kammerfrauen noch nicht angelangt wären, sagte er, indem er auf mich zeigte: „Deine Schwester kann die Kammerfrauendienste thun, sie taugt ohnehin zu sonst nichts.“ Ich blieb bei diesen Worten wie eingewurzelt; eine solche Behandlung hatte ich nicht verdient, dennoch bemeisterte ich mich und begab mich bald nach dem Könige hinweg. Bei meiner Ankunft in meinem Zimmer vergoß ich einen Strom von Thränen, meine Eigenliebe war bitter gekränkt; indem der König meine Schwester über mich stellte, that er Unrecht, denn ich war die älteste und es kam ihr nicht zu. Die Königin war sehr erzürnt darüber, allein ihre Vorstellungen hatten wenig Gewicht, es blieb also, wie es war.

Vierzehn Tage nach meiner Schwester Ankunft, kehrten wir nach Berlin zurück. Der König hatte die Herzogin von Sachsen-Meiningen, die Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den Herzog, die Herzogin und den Prinzen Carl von Bevern und den Markgrafen von Bayreuth, meinen künftigen Schwiegervater, eingeladen. Die Herzogin von Meiningen kam zuerst an; diese Prinzessin hatte drei Männer gehabt; den Herzog von Kurland, den Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth und nun war sie Witwe des Herzogs von Meiningen. In ihrer Jugend hatte sie sehr gefallen und man hätte keine bessere Schauspielerin finden können, wie sie, besonders in Charakter-Rollen, die waren ihr angeboren. Ihr rundes Angesicht und eine Dicke, die sie beinahe am Gehen hinderte, deuteten hinlänglich an, daß ihr die Freuden der Tafel am liebsten seien; sie betrug sich auf eine freche, gemeine Art und obschon in die sechszig, war sie aufgeputzt wie ein junges Mädchen, dadurch ward sie noch lächerlicher; mit Edelsteinen bedeckt und mit tausend Schnurrpfeifereien geschmückt, sah sie aus wie ein Festaltar. Die Königin war genötigt, ihr den ersten Besuch zu machen; wie sie hinging, befahl sie mir, mich

von ihrer Rückkehr benachrichtigen zu lassen, um ihr dann auch aufzuwarten. Ich gehorchte; es war spät und die Königin hielt diesen Tag Apartement. Wie ich mich dahin verfügte, fand ich sie beschäftigt, die Anwesenden zu unterhalten, wie sie mich sah, fragte sie mich, aber zornig: woher ich käme? — Von der Herzogin, antwortete ich. — Wie? und auf wessen Befehl? — Auf den Befehl Ihrer Majestät! erwiederte ich. „Auf den meinen? rief sie, ich habe dir nie befohlen, Niederträchtigkeiten zu begehen, noch Dinge, die unter deiner Würde sind; allein seit einiger Zeit bist du dergleichen so gewohnt, daß es mich nicht mehr wundert." Diesen Verweis gab sie mir ganz laut, im Angesicht des ganzen Hofes — alle Welt tadelte die Königin und beklagte mich im Stillen, ich war auf's Aeußerste gebracht und mußte dennoch meine Fassung behalten.

Der König kam zu gleicher Zeit mit dem Beverschen Hofe an und wenige Zeit darauf der Markgraf von Bayreuth. Da ich den Faden der Geschichte nicht unterbrechen will, so verspare ich sein Gemälde auf eine andere Zeit. Er ward mir bei der Königin vorgestellt, wo er mir Komplimente und Freundschaftsversicherungen ohne Ende machte. Da meine Hochzeit drei Tage darauf, am zwanzigsten November, gefeiert werden sollte, so gestattete die Königin ihm und seinem Sohne freien Zutritt zu mir, sie konnten diese Erlaubnis aber wenig benutzen, denn ich war den ganzen Tag bei der Königin und sprach sie des Abends nur einen Augenblick in aller Welt Beisein in meinen Zimmern, so daß ich sie nicht genau kennen lernen konnte.

Den zwanzigsten begab ich mich im Deshabillé zu dem Könige; er sagte mir, daß ich mich der, allen Prinzessinnen die sich verehelichen wollten, gewöhnlichen Zeremonie unterziehen müsse: der Entsagung der Allodialgüter. Da ich von dieser Förmlichkeit benachrichtigt war, befremdete sie mich nicht; ich folgte dem König und der Königin in ein Zimmer, wo ich die beiden Markgrafen Vater und Sohn fand, wie auch Grumkow, Thulemeier und Podevils und Herrn von Voit, den Bayreuther Staatsminister. Man las mir die Eidesformel vor, die des Inhalts war, daß ich zu Lebzeiten meiner Brüder und ihrer Nachkommenschaft allen Allodialgütern entsagte, aber im Fall ihres Absterbens in mein volles Erbrecht wieder ein-

träte, ausgenommen der Ansprüche des Prinzen Heinrich auf die Länder von Jülich und Berg. Ich stand keinen Augenblick an, diesen Schwur abzulegen, allein nach diesem ersten Artikel folgte ein anderer, der mich ins äußerste Erstaunen setzte und den ich, da man mich gar nicht vorbereitet hatte, auch nicht vorher sah — er enthielt einen vollständigen Verzicht auf alle Güter der Königin, im Fall sie ohne ein Testament zu machen, mit Tode abging. Anstatt auf jeden Artikel mit den Worten zu antworten so mir Gott helfe! — blieb ich ganz stumm und hob auch die beiden Finger der rechten Hand nicht auf, wie es die Gewohnheit in solchen Fällen erfordert. Der König, der bis dahin keinen Blick von mir gewandt hatte, trat jetzt zu mir, umarmte mich und sagte mit Thränen in den Augen: du mußt dich dieser harten Bedingung unterwerfen, meine liebe Tochter! die Markgräfin von Anspach hatte dasselbe gethan, — es ist eine bloße Förmlichkeit und deine Mutter hat ja jeden Augenblick Freiheit, ein Testament zu machen, wie sie es will. — Diese Worte trösteten mich nicht sehr! ich küßte dem Könige die Hand und sagte: er hätte mir auf das Feierlichste versprochen, für mich zu sorgen, ich könnte also nicht glauben, daß er mich mit so vieler Härte behandeln wolle. Er veränderte die Farbe und sagte: es sei keine Zeit, Einwürfe zu machen; wollte ich nicht gutwillig unterschreiben, so würde er mich dazu zwingen, ich sollte also meinen Entschluß fassen.

Dieses alles ward ganz leise gesprochen und der König führte mich an den Tisch, wo ich das saubere Aktenstück unterschreiben mußte. Darauf liebkoste er mich auf das Zärtlichste für die Willfährigkeit in seinen Willen und gab mir die schönsten Versprechungen, die er eben so wenig zu halten dachte, als ich den eben abgelegten Eid. Nachher setzte man sich zu Tische, wobei niemand zugegen war, wie der König, die Königin, meine zwei ältesten Schwestern, die Herzogin von Bevern und Prinz Heinrich, die andern Herrschaften waren in der Stadt eingeladen.

Nach der Tafel fing man an, mich zu putzen. Ich hatte so viele Kammerfrauen, die Königin an ihrer Spitze, daß die eine verdarb, was die andere aufgebaut hatte. Die Königin zog alles, so viel wie möglich in die Länge, ohne daß ich die

Ursache begriff, bis ich, nachdem ihr der König zu wiederholten Malen befohlen hatte, ein Ende zu machen, endlich nach vier Stunden Arbeit aussah, wie eine Närrin. Ich hatte eine brillantene Krone von sechs Bogen auf dem Kopfe und vierundzwanzig lange Locken daran herunterhängen, die mir den Kopf dergestalt zogen, daß ich ihn nicht geradehalten konnte. Mein Kleid war eine Hofrobe von reichem Silberstoff mit einem goldnen Netze, die Schleppe, zwölf Ellen lang, ward von meinen beiden Damen und zwei Damen der Königin getragen. Meine Hofmeisterin ward an diesem Tage zur Aebtissin von Wolmirstätten ernannt und der König hing ihr das Ordenskreuz selbst um den Hals.

Wir begaben uns alle in die großen Zimmer des Schlosses. Ich glaube, eine kleine Beschreibung dieser Zimmer wird nicht unwillkommen sein. Sie bestanden in einer Flucht von sechs großen Gemächern, die an einen Saal stießen, der sich sowohl durch die Pracht der Bauart, als der Schildereien auszeichnete. Von diesem Saale trat man in mehrere große Zimmer, die endlich in einer Gallerie endeten, die mit Gemälden der größten Meister geschmückt war; dann kam wieder eine Reihe großer Zimmer, die abermals ein großer Saal beschloß. Das alles ist nichts Außerordentliches, besonders in dem Hause eines Königs; allein die Unmasse silberner Gerätschaften, welche diese Zimmer verzierten, gaben ihnen einen unschätzbaren Wert. Da der König die Pracht des Königs von Polen in Dresden gesehen hatte, so wollte er sie noch übertreffen, er fiel also auf eine ganz neue Art von Aufwand; er ließ Spiegelrahmen verfertigen von sechs bis sieben Fuß Höhe, welche zwanzig Mann nicht fortbringen konnten, unter jedem dieser Spiegel stand ein Tisch, an dem zwölf Personen bequem speisen konnten. Die Wandleuchter waren vier Fuß groß und die Kronleuchter hatten den Wert von 10,000 bis 100,000 Thalern; die Gueridons waren sieben Fuß hoch. Beide Säle waren mit Schenktischen geziert, von denen das geringste Gefäß zwölftausend Thaler wert war; der Balkon von einem dieser Säle war von demselben Metall und alles mit Kunst und Geschmack gearbeitet. Man konnte in allen Zimmern nur Altarkerzen brennen, die zum Ersticken rauchten und Gesicht und Kleider aller An-

wesenden schwarz färbten. Der Wert aller Reichtümer ward auf sechs Millionen geschätzt.

Der letzte dieser Säle war zur Einsegnung meiner Ehe zubereitet. Zu dem Zwecke hatte man einen Thronhimmel von karmoisinrotem Samt mit goldenen Crepinen aufgerichtet, unter dem der Trautisch stand. Nach der Einsegnung wurde eine dreimalige Kanonensalve gegeben; alle Gesandten außer dem englischen waren zugegen, auch der Markgraf von Schwedt mußte sich auf des Königs Befehl dabei einfinden. Man kann leicht denken, daß der letztere ein trübseliges Gesicht machte und ziemlich wenig Fassung haben konnte. Nachdem ich alle Glückwünsche entgegen genommen hatte, mußte ich mich neben die Königin unter dem Thronhimmel setzen und Prinz Heinrich eröffnete mit meiner Schwester von Anspach den Ball. Er dauerte nur eine Stunde, worauf man zur Tafel ging. Ich präsidierte am oberen Ende der Tafel; der König saß neben dem Prinzen und der Markgraf, mein Schwiegervater, neben mir. Der König fand seine Freude daran, den Prinzen betrunken zu machen, er mußte ihm mit aller Gewalt Bescheid thun. Eine meiner Damen und eine der Königin blieben die ganze Zeit hinter meinem Stuhle stehen, ebenso auch zwei Kavaliere des Königs und zwei, die zu meinem eignen Hofstaat gehörten. Der eine der erstern hieß Herr von Vreiche, der andere Major Stacho. Die andern beiden waren mein Ober-Kammerherr, Herr von Voit und der Kammerherr von Bindemann.

Nach der Tafel, die zwei Stunden dauerte, begaben wir uns in den ersten Saal zurück, wo der Fackeltanz begann. Dieser Tanz wird mit Gepränge aufgeführt. Alle Hofmarschälle gehen mit ihren großen Stäben voraus, die Generallieutenants folgen mit den Fackeln, dann kommen die Brautleute, man macht zweimal einen Kreis durch das Zimmer, dann tanzt die Braut mit jedem Prinzen allzeit nach seinem Range, hat sie mit der ganzen Reihe getanzt, so nimmt der Bräutigam ihren Platz und tanzt ebenso mit den Prinzessinnen. Sobald der Tanz beendigt war, kleidete man mich, dem Ceremoniel gemäß, aus. Die Königin gab mir nur das Hemd, obschon sie mich ganz aus und auch wieder an hätte kleiden sollen. Darauf

legte man mich auf ein karmoisinrotes mit Perlen gesticktes Bett. Alle Herrschaften, außer denen von Braunschweig und Anspach, sowie alle Damen aus der Stadt, nahmen dann Abschied von mir. Die Königin konnte sich nicht enthalten, mir im Vorbeigehen noch einige harte Worte zu sagen. Sie war ganz in Verzweiflung, denn an dem heutigen Tage war ein Kourier von England mit so vorteilhaften Vorschlägen angelangt, daß meine Heirat, wäre er nur um vierundzwanzig Stunden früher eingetroffen, gewiß rückgängig gemacht worden wäre.

Ich kann hier einige Bemerkungen nicht unterdrücken, die mich nicht von meinem Gegenstande entfernen sollen. Man wird sich erinnern, daß England am Tage meiner Verlobung eben solche Anerbietungen hatte machen lassen, als am Tage meiner Hochzeit. Ich habe stets den Verdacht gehabt, daß diesem eine falsche Politik Englands zu Grunde gelegen habe. Der König hatte die Heirat seines Sohnes nie gern gesehen, er wollte eine Schwiegertochter von beschränktem Geiste, die sich in kein Geschäft mischen könnte; ich weiß nicht, ob man ihm meinen umfassender geschildert hatte, wie er ist, aber seine Abneigung gründete sich auf die Furcht, ich möchte, an einem so intriguanten Hofe wie der Berliner erzogen, dieselben Grundsätze eingesogen haben. Welches aber auch die Ursache sei, so war er mir allezeit entgegen gewesen. Der Prinz von Wales und die ganze Nation wünschten dagegen diese Verbindung sehr eifrig. Um sich nun über den Bruch der beiden Höfe zu entschuldigen, hatte der König nicht umhin gekonnt, alle schon erwähnten Schritte zu thun, aber er maß sie immer so gut ab, daß sie nie zu einer Entscheidung führen konnten. Von der andern Seite hatte mein Vater, wie ich seitdem erfahren habe, die Heirat mit dem Prinzen von Bayreuth nie gewünscht, nur die Versicherungen von Seckendorf und Grumkow, daß dieses das einzige Mittel sei, England zu einer günstigen Erklärung für die einfache Heirat zu bringen, hatte ihn dazu vermocht. Der Markgraf von Bayreuth war auch wütend über die Heirat seines Sohnes, zum Teil aus Eifersucht, zum Teil aus Ursachen, die ich weiter unten auseinandersetzen werde. So sah ich mich also gegen den Willen des Königs, der Königin und

meines Schwiegervaters verheiratet und alle drei stellten sich dennoch, als wenn sie sehr zufrieden damit wären. Wenn ich das alles bedenke, kann ich das Schicksal nicht genug bewundern und ich gestehe, daß meine Philosophie zuweilen den Gedanken, welche die Erfahrung mir über diesen Gegenstand eingibt, Platz machen muß. Doch ich breche meine Betrachtungen ab; wollte ich mich allen denen überlassen, die ich über die verschiedenen Lagen meines Lebens gemacht habe und noch mache, so wüchsen diese Memoiren zu Foliobänden an.

Ich habe seit meiner Freilassung nie von meinem Bruder gesprochen, um den Faden der Geschichte nicht zu unterbrechen. Der König hatte ihm die Stadt Küstrin zum Gefängnis angewiesen; um ihn zu demütigen, ließ er ihm nicht die Uniform seines Regiments wiedergeben, sondern befahl ihm, ein ganz einfarbiges Kleid zu tragen, was er für einen Schimpf ansah. Mein Bruder ließ es nach dem Muster dessen machen, welches Katt an dem Tage seiner Hinrichtung trug. Weiter befahl der König, daß er täglich in dem Range eines Auskultators im Finanzdirektorium arbeiten solle. Diesen Posten giebt man gewöhnlich jungen Leuten, die sich unterrichten wollen; sie haben täglich freien Zutritt im Direktorium, sind Zeuge aller Beschlüsse, die genommen werden, ohne jedoch je mit zu stimmen und wenn sie eine Zeitlang so fortgearbeitet haben, werden sie befördert. Dieser Posten ist sehr gering und wird nur dem kleinen Adel oder dem Bürgerstande gegeben. Wir schrieben uns zuweilen; der Major Sonnsfeld, der Bruder meiner Hofmeisterin, besorgte unsere Briefe. Ich hatte das Versprechen, welches mir der König durch Grumkow gegeben hatte, den Prinzen sogleich nach meiner Hochzeit in Freiheit zu setzen, nicht vergessen; jetzt trug ich Herrn von Sastot auf, den letzteren zu erinnern, daß er den König aus allen Kräften auffordern sollte, sein Wort zu halten. Grumkow ließ mir sagen, daß ich ohne Sorge sein sollte, indem er seiner Zeit unfehlbar mit dem Könige sprechen werde.

Die ersten zwei Tage nach meiner Hochzeit verstrichen sehr ruhig. Abends war Spiel bei der Königin, ihre finstere Laune nahm zu, sie konnte mich nicht mehr ausstehen. Der Markgraf von Anspach, ein sehr schlecht erzogener junger Prinz, der sich

auf unsre Unkosten bei ihr in Gunst setzen wollte, schürte das Feuer noch an und brachte ihr über Prinz Heinrich und mich die albernsten Märchen bei. Die beiden Länder von Bayreuth und Anspach grenzen an einander und sind beide zu ihrem größten Nachteil jederzeit eines dem andern gehässig gewesen, da sie doch, im Falle die männliche Linie des einen Hauses erlischt, einander zufallen. Anspach war über die soeben von Bayreuth eingegangene Verbindung sehr unzufrieden, gar nicht aus politischen Gründen, sondern aus bloßer Eifersucht.

Den dreiundzwanzigsten gab der König in den Prunkzimmern des Schlosses einen großen Ball. Da ich den Tanz sehr liebte, that ich mir recht etwas zu Gute, so daß Grumkow, mit dem ich tanzte, mir verschiedene Mal sagte: „Ihre Königliche Hoheit ist dergestalt mit dem Balle beschäftigt, daß sie gar nicht sieht, was um sie her vorgeht." — Ich fragte ihn endlich, was denn zu sehen sei? — Mein Gott, antwortete er, endigen Sie doch den Tanz! Sie scheinen heute von der Tarantel gestochen — umarmen Sie doch Ihren Bruder, der dort steht." — Ich geriet vor Freuden so außer mir, daß ich, ohne seine Unterstützung, der Länge nach hingestürzt wäre. Endlich fand ich diesen teuren Bruder neben dem Spiel der Königin und schloß ihn in meine Arme. Ich war wie närrisch, weinte, lachte und schwatzte das verworrendste Zeug. Sobald dieser erste Augenblick vorüber war, warf ich mich dem Könige zu Füßen und sagte ihm in meiner Dankbarkeit so viel rührende und zärtliche Dinge, daß er anfing zu weinen. Dieses gab der Gesellschaft das Zeichen, man sah nichts mehr wie Schnupftücher, so daß es ein vollständiges Trauerspiel ward. Mein Bruder hatte sich so verändert, daß er mir, hätte man ihn mir nicht gezeigt, unkenntlich gewesen wäre. Er war nicht gewachsen, sein großer Kummer hatte ihn ungeheuer fett gemacht, die ehemalige Gelenkigkeit seines Körpers war verschwunden, er war breitschultrig und der Kopf saß ihm in den Schultern — er war nicht mehr so schön wie sonst. Ich konnte gar nicht aufhören, ihn zu liebkosen und die Freude zu bezeigen, die mir seine Rückkehr machte, er antwortete aber mit ziemlicher Kälte und sehr wenig Worten. Ich stellte ihn dem Erbprinzen vor; er sagte ihm kein Wort. Dieses Betragen befremdete und be-

unruhigte mich, ich durfte ihn aber nicht um dessen Ursache fragen, denn der König beobachtete uns zu sehr. Die Königin schien ziemlich froh, ihn zu sehen, aber es fehlte viel, daß ihre Freude der meinigen geglichen hätte. Sie hat nie eins ihrer Kinder geliebt. Sie nahm nur insofern Teil an ihnen, als sie zum Werkzeug ihrer Größe und ihres Eigennutzes dienen konnten. Die Verbindlichkeit, die mein Bruder mir bei seiner Versöhnung mit meinem Vater schuldete, verminderte ihre Freude, wäre sie allein dabei thätig gewesen, so hätte sie dieselbe ganz anders bezeigt.

Endlich loste man und setzte sich zu Tisch, an dem vierhundert Paare, lauter Leute von Stande, speisten. Der König befand sich nicht dabei, er speiste mit meinem Bruder. Wie die Tafel aufgehoben ward, sagte mir Grumkow, daß mein Bruder seine Sache durch die Kälte, mit welcher er mich empfangen habe, verderbe. „Sie mißfalle dem Könige, sagte er, denn er könne nur von zwei Dingen eines daraus folgern — entweder thue er sich Zwang an und dann wäre dieses Mißtrauen sehr beleidigend gegen den König; oder er sei wirklich gleichgültig — dann verrate er ein sehr schlechtes Herz. Sie hingegen, Ihro Kgl. Hoheit, haben sich sehr gut betragen, Sie haben Ihr Herz ganz offen gezeigt und damit dem Könige Freude gemacht. Fahren Sie so fort. Sprechen Sie keck mit dem Kronprinzen, sagen Sie ihm, er soll offen und ohne Umschweife handeln; das ist die einzige Art, fortan den Frieden in der Familie zu erhalten." Sein Rat war im Grunde gut. Der Ball fing wieder an. Ich teilte meinem Bruder Grumkows Bemerkungen mit und fügte einige gelinde Vorwürfe über seine Veränderung gegen mich hinzu. Er antwortete mir, er sei stets der Alte, habe aber Ursachen, also zu handeln. Den Tag darauf schickte ihn der König zu mir, wo er über eine Stunde blieb und wir uns gegenseitig alle unsre Erlebnisse mitteilten. Er war sehr verlegen mit mir und alle seine Beteuerungen schienen erzwungen und studiert. Verschiedene Male musterte er Prinz Heinrich mit den Augen und sagte ihm einige ziemlich kalte Höflichkeiten. Ich war ganz irre an ihm; ich erkannte gar nicht mehr den geliebten Bruder in ihm, der mich so viele Thränen gekostet, für den ich so viel aufgeopfert hatte. Doch

suchte ich es zu verhehlen und behielt meinen alten Ton gegen ihn. Der König gab ihm an diesem Tage ein Infanterie-Regiment und schickte ihm Degen und Uniform wieder zu; er bestimmte ihm auch ein gewisses Jahresgehalt und wies ihm Ruppin, wo sein Regiment lag, zum Wohnort an.

Es wurden während seines Aufenhaltes in Berlin noch verschiedene Bälle gegeben, die übrigen Abende war bei der Königin Spiel, allein die Prinzen mußten den König in seine Tabagie begleiten, die sie erst abends zur Tafelzeit verließen, um zur Königin zu gehen. Ich habe die Gehäßigkeit des Markgrafen von Anspach gegen Prinz Heinrich schon erwähnt. Seit meiner Hochzeit hatte sie nur zugenommen und eines Abends ließ er es sich beikommen, in der Tabagie sehr unüberlegte Reden über einen, dem Prinz Heinrich sehr empfindlichen Gegenstand, fallen zu lassen. Sie betrafen des Erbprinzen Mutter, eine Prinzessin von Holstein, die schon lange von dem Markgrafen seinem Vater getrennt, in einer Anspachischen Festung eingesperrt war, wo sie streng bewacht wurde. Sie war ein bischen verrückt und hatte eine Menge unkluger Streiche gemacht, von denen der geringste die ihr angediehene Behandlung verdiente. Einige bittere Scherze über ihre Abenteuer mußten Prinz Heinrich entrüsten, er antwortete aber nur: daß er des Königs Gegenwart zu sehr ehre, um auf diese Reden, wie sie es verdienten, zu antworten, aber die gelegene Zeit dazu deshalb nicht versäumen würde. Der Herzog von Bevern und sein Sohn, die sich zugegen befanden, versuchten sogleich, sie zu versöhnen und die Sache blieb dabei. Sobald Prinz Heinrich bei der Königin eintrat, sah ich, daß er verstimmt war, wollte ihn aber doch nicht eher um die Veranlassung fragen, als abends, wie wir allein waren. Es kostete mich viele Mühe, ihn beichten zu machen und man kann leicht denken, wie mich diese ganze Sache bekümmerte. Ich stellte ihm vor, welche nachteilige Folgen dieser Streit nach sich ziehen könnte, einmal konnte es an eine Katastrophe erinnern, die ihm und seinem Vater sehr empfindlich sein mußte und die jetzt in Vergessenheit geraten war; weiter war sein Gegner sein Schwager und ein Fürst ohne Erben, nach dessen Tod sein Land ihm zufiel; fände nur irgend ein Zufall statt, so setzte sich Prinz Heinrich den nach-

teiligsten Urteilen aus. Anfangs verhinderte ihn sein Zorn, meine Gründe zu hören, alles, was ich erhalten konnte, war das Versprechen, bis zum folgenden Morgen nichts zu übereilen.

Der Herzog von Bevern hatte indessen den Markgrafen von Bayreuth von dem ganzen Vorfall unterrichtet; dieser kam am Morgen zu mir und hatte eine lange Unterredung mit seinem Sohne, in welcher er ihm alle von mir angeführten Gründe wiederholte. Dabei beruhte es bis zum Abend. Alle Welt riet mir, dem Markgrafen von Anspach den Kopf zu waschen und beide Gegner dann zu versöhnen. Der Herzog von Bevern, seine Gemahlin und viele andere unterhielten sich mit mir über diese Sache, als meine Schwester von Anspach, die schon unterrichtet war, jetzt aber uns behorcht hatte, mit offenen Armen auf mich zu kam — „ich bin in Verzweiflung über das Geschehene, rief sie; mein Gemahl hat durchaus Unrecht, ich bitte in seinem Namen, ihm diesen dummen Streich zu verzeihen und werde ihn tüchtig abputzen.“ — Ich sagte ihr, daß es mir leid sei, daß sie unsere Unterredung angehört habe, daß der Zwiespalt zwischen unseren Männern meine Zärtlichkeit für sie nicht vermindern würde, daß ich sie aber bäte, sich nicht in die Sache zu mischen, indem sie diese nur schlimmer und sich selbst Verdruß machen würde. Sie lebte nämlich damals mit dem Markgrafen wie Hund und Katze, — auf meine dringende Vorstellung versprach sie mir endlich, sich ruhig zu verhalten.

Nach der Abendtafel knüpfte ich mit dem Markgrafen ein Gespräch an; ich wollte einige Vorreden machen, meine Schwester ließ mir aber nicht Zeit dazu, sondern wusch ihm tüchtig den Kopf. Er erhob die Stimme und antwortete ihr ziemlich rauh; Prinz Heinrich, der sich einbildete, die Rede habe ihm gegolten, gab Gleiches mit Gleichem zurück; er kam herbei, um den Markgrafen zur Verantwortung zu ziehen und drohte, ihn in den Kamin zu werfen, wo er nach Gefallen rösten solle. Der arme Mensch fürchtete sich; man führte ihn in das Audienzzimmer der Königin, wo diese mit großen Schritten auf und ab ging und that, als wüßte sie von gar nichts. Der Prinz versteckte sich hinter einen Vorhang und weinte bitterlich, bis die Herzogin von Bevern, die ihm nachgegangen war, wie eine

gute Kindermuhme ihn tröstete und versicherte: Prinz Heinrich wollte ihn nicht totschlagen. Um diesen hatten sich indessen sein Vater, der Prinz von Bevern und mein Bruder versammelt und konnten sich des Lachens nicht enthalten über die Einfälle, die er über das Betragen seines Gegners vorbrachte, denn er behauptete, der Kleine müsse die Rute haben, damit er das Weinen ließe. Da sie aber doch fürchteten, daß diese Reden Folgen haben könnten, führten sie ihn in sein Zimmer. Mit dem Markgrafen von Anspach machte man es eben so — der ergoß seinen Zorn aber in einen Durchfall und Erbrechen, die ihm beinahe das Leben gekostet hätten. Nachdem diese heftigen Ausleerungen ihm die Galle vertrieben und ihn in einen ruhigern Zustand versetzt hatten, mochte er die Gefahr, der er ausgesetzt war, erst recht überlegen und beschloß also, sich mit Prinz Heinrich zu versöhnen. Demzufolge trug er dem Herzog von Bevern auf, ihm Entschuldigungen zu machen, die Prinz Heinrich auch annahm. Er umarmte den Markgrafen und hat nie wieder dergleichen Auftritte mit ihm gehabt.

Einige Tage darauf reiste mein Bruder ab. Obschon seine Freundschaft für mich erkaltet schien, nahmen wir doch einen herzlichen Abschied von einander. — Mir that diese Trennung unendlich weh.

Mein ganzes Bestreben ging nun dahin, meines Vaters Gunst wieder zu gewinnen, denn mit der Königin war alle Mühe vergebens — von ihrem Unwillen gegen mich spreche ich gar nicht mehr. Oeffentlich mußte sie sich jetzt ein bischen vorsehen, aber desto mehr litt ich in ihrer Nähe. Ich wußte, daß man dem Könige kein größeres Vergnügen machen konnte, als indem man ihm solche Titanssöhne verschaffte, oder vielmehr solche ungeheure Kolosse, die er in sein Potsdamer Regiment stecken konnte — aber große Menschen wachsen nicht wie Pilze; es war mir unmöglich, dergleichen zu finden. Eine zweite Art, ihn zu gewinnen, bestand darin, daß man ihm und seinen Günstlingen zu essen gab und volle Gläser einschenkte. Ich beschloß also, ihn zur Tafel zu laden. In meinem Leben habe ich ihn nicht in so guter Laune gesehen! Er liebkoste mich und Prinz Heinrich auf das Herzlichste und wollte durchaus den ganzen Tag bei mir bleiben. Abends bestand er darauf, daß

Ball sein sollte und ließ alle Prinzessinnen von Geblüt und viele Damen aus der Stadt dazu einladen, er selbst eröffnete ihn mit mir und tanzte — was er noch nie gethan hatte — mit allen Damen.

Den siebzehnten Dezember ging er mit allen Prinzen von der Familie und den Fremden nach Nauen, um einigen großen Eberjagden beizuwohnen, die in jener Gegend gegeben werden sollten; sie kehrten erst am einundzwanzigsten nach Berlin zurück. Der Markgraf von Anspach, der noch immer einen Groll gegen den Erbprinzen, der auch bei der Jagdgesellschaft gewesen war. behalten hatte, beschloß, ihm einen neuen Streich zu spielen. Gleich nach seiner Rückkehr begab er sich zur Königin und weil er ihr Zuträger war, fragte sie ihn sogleich, was sich alles in Nauen zugetragen? worauf er denn Gelegenheit fand, Prinz Heinrich zu verleumden, indem er der Königin glauben machte, er sei in die niedrigsten Ausschweifungen versunken und habe alle Nächte mit den Bedienten und Wirtshaus-Mägden mit Trinken zugebracht. Ja das genügte ihm noch nicht; er hatte meinem Schwiegervater dasselbe Märchen erzählt, der ihm Glauben beimaß, es meiner Schwester anvertraute und sich darauf verließ, daß sie es mir auch mitteilen würde. Dieses vergebliche Geheimnis machte meiner Mutter viel Freude und sie beschloß, sich damit auf meine Unkosten zu belustigen. Wie ich am Abend zu ihr kam, empfing sie mich sehr gut, hielt aber bald allerlei wunderliche Reden, die mir bewiesen, daß sie es auf irgend jemand in der Gesellschaft gemünzt hatte; sie machte es sogar bemerkbar, indem sie Prinz Heinrich hie und da boshafte Blicke zuwarf und mit meiner Schwester Charlotte, ihn ansehend, leise sprach. Der Markgraf von Bayreuth war seinerseits sehr übler Laune und ich wie vor den Kopf geschlagen, denn das ganze Benehmen war mir ein Rätsel. Meine Schwester von Anspach, die mir immer gewogen war, bemerkte meine Unruhe, zog mich bei Seite und erzählte mir die schöne Geschichte, die im Umlauf war. Ich war nun vier Wochen verheiratet, ich hatte also Zeit gehabt, den Charakter meines Gemahls kennen zu lernen und wußte, daß er solcher Niederträchtigkeiten gar nicht fähig wäre. Diese Nachricht beunruhigte mich also gar nicht, ich durchschaute den ganzen Anschlag und bat meine

Schwester nur, aus Gründen, die ich ihr auseinander setzte, nicht davon zu sprechen. Sobald ich den Augenblick erspähen konnte, ging ich zum Herzog von Bevern und brachte ihm meine Klagen über die Neuigkeit des Tages an. Er antwortete mir, daß ihm diese ganze saubere Fabel bekannt sei, sie enthalte auch kein einziges wahres Wort, der Erbprinz habe mit ihm die ganze Zeit in demselben Hause gewohnt und sei ihm fast nicht von der Seite gewichen; er übernehme es, dem Könige und dem Markgrafen von Bayreuth, denen man dieselben Lügen aufgebunden hätte, die Augen zu öffnen. Ueber das Uebrige, setzte er hinzu, müssen Sie sich hinweg setzen und der Königin die Freude über Ihr eingebildetes Unglück gönnen. Am Abend machte der Markgraf von Bayreuth vielen Lärm und bezeigte seinem Sohn in ziemlich harten Ausdrücken seinen Unmut, so daß dieser gegen die Urheber der Verleumdung, wenn ich ihn nicht abgehalten hätte, ausgebrochen wäre. Die ganze Geschichte ward am folgenden Tage beigelegt, aber dem Markgrafen von Anspach machten diese Ränke offenbar keine Ehre.

Bis dahin hatte ich über meinen persönlichen Vorteil noch nie nachgedacht; das Wort des Königs, das er mir bei meiner Heirat gab: für mich zu sorgen, hatte mir das vollkommenste Vertrauen eingeflößt, so daß ich mich um das Nähere meiner Angelegenheiten noch gar nicht bekümmert hatte. Zur Strafe meiner Sünden ergriff mich eines Tages die Neugierde. — Ich fragte Herrn von Voit. Wie ich nun meinen Heiratsvertrag sah, war ich sehr bestürzt, mich sehr schlecht versorgt zu sehen. Er enthielt folgende Artikel: der König lieh dem Markgrafen ohne Interessen 260000 Thaler zur Tilgung seiner Schulden; nach Verlauf von zwei Jahren sollte man anfangen, die Rückzahlung, jährlich mit 25000 Thaler zu machen. Das war die besondere Gnade, die man mir versprochen hatte. Meine Mitgift betrug 40000 Thaler, zu denen der König noch als Entschädigung für die entsagte Erbschaft meiner Mutter 60000 Thaler an freiwilligen Geschenken hinzufügte. Mein Witwengehalt belief sich auf 16000 Thaler und der Unterhalt von Prinz Heinrich und mir, nebst unserm ganzen Hause war auf 14000 bestimmt. Von dieser letzten Summe gehörten 2000

mir an, von denen ich aber noch alle Trinkgelder geben sollte, so daß endlich nur 1200 Thaler zu meinem Gebrauch übrig blieben. Man denke sich mein Erstaunen! Herr von Voit zuckte die Schultern und sagte: der König habe das alles selber angeordnet, er hätte geglaubt, ich wäre damit einverstanden, sonst hätte er mich davon benachrichtigt, jetzt sei aber das Uebel geschehen, denn die Verträge wären abgeschlossen und unterzeichnet. Nach einigem Nachdenken beschloß ich, mich an Grumkow zu wenden und ihm aufzutragen, daß er dem Könige vorstellte, welches Unrecht er mir thäte, indem er mich so grausam verließ. Ich ließ ihn rufen und sagte zu ihm: Sie sind einer von denen, die der König beauftragt hatte, mich zu meiner Heirat zu bereden; Sie wissen selbst, mit wie viel Thränen und Zwang ich dem Befehl, den Sie mir brachten, gehorcht habe. Sie waren es, der mir den besonderen Schutz des Königs zusicherte und die besondere Sorge, die er Zeitlebens für mich tragen wollte. Sie bedienten sich sogar des Ausdrucks: „daß er mich vor allen seinen andern Kindern begünstigen wollte“ und am Tage meiner Verlobung hat er ihn selbst wiederholt. Weit entfernt aber, diese Versprechungen zu halten, versorgt er mich weniger gut, als meine Schwester von Anspach, so daß ich nicht einmal so viel habe, um wie eine Privatfrau leben zu können — und zugleich gab ich ihm die oben erwähnten Artikel. Er dachte einen Augenblick darüber nach und sagte nachher: ich solle mich beruhigen: er stände mir dafür, mir beim Könige eine Pension zu bewirken, ich sollte aber bis zu der Abreise des Markgrafen von Bayreuth aus der ganzen Sache ein Geheimnis machen;“ denn, setzte er hinzu, ich kenne unsern alten Herrn, wenn es auf's Geben ankommt, ist er zäh wie der Teufel, er wird mit dem Markgrafen Streit anfangen und behaupten, Ihnen mehr zu geben, wie es in Wirklichkeit ist. Das gäbe nichts wie Unfrieden, der Ihre Sache um nichts weiter brächte, ist er aber abgereist, so kommt es dem König zu, das Ihnen gethane Unrecht wieder gut zu machen! Ich dankte ihm auf's Schönste und versprach seinem Rate zu folgen.

Zum Unglück war die Königin von allen so eben angeführten Umständen unterrichtet gewesen und es hatte ihr nur an einer Gelegenheit gefehlt, mit mir davon zu sprechen. Sie

besoldete unaufhörlich Aufpasser, die um mein Zimmer herschlichen und sie von allem, was da aus- und einging, benachrichtigten. Grumkow's Besuch bei mir blieb ihr auch keinen Augenblick ein Geheimnis. Die den Weibern natürliche Neugier spornte sie, den Gegenstand unseres langen Gesprächs zu wissen: sie erriet ihn halb und halb, wollte aber doch näher unterrichtet sein und unternahm es also, mir die Würmer aus der Nase zu ziehen. Nach einiger Zeit, in der sie sich sehr liebenswürdig mit mir unterhielt, lenkte sie das Gespräch auf meine Abreise. Sie sagte, daß es sie in Verzweiflung bringe, mich zu verlieren, auch schöbe sie den Zeitpunkt so weit wie möglich hinaus; — „und was mir am weheſten thut, setzte sie hinzu, ist zu sehen, wie wenig der König für dich gesorgt hat. Du bist von Seiten der Glücksumstände sehr schlecht versehen und hatte ich etwas gegen deine Heirat, so war es, weil ich wohl sah, wie das kommen würde. Du hast indessen recht wohl gethan, mit Grumkow davon zu sprechen, denn wenn er dir helfen kann, thut er es gewiß. Was hat er dir denn geraten?" — Ich will hier nur meine Dummheit gestehen, denn ich bin dafür gestraft worden, wie ich es verdiente. Ich erzählte der Königin meine ganze Unterredung mit Grumkow und beschwor sie, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Sie versprach es mit dem Zusatz; „sie erkenne zu sehr die Folgen, die es haben könnte, um nicht davon zu schweigen." Gleich nach der Tafel begab ich mich in mein Zimmer und ließ die Königin mit dem Könige allein, da sie nun nicht wußte, mit was sie dem Könige die Zeit vertreiben sollte, entdeckte sie ihm das ganze Geheimnis und teilte ihm meine Unterhandlung mit Grumkow mit. Der König ließ sich nichts merken, that, als wenn er mich beklage und auf Mittel sänne, dem Uebel abzuhelfen. Im Grunde der Seele war er aber sehr beleidigt, daß ich mich an Grumkow und die Königin gewandt hatte; er war mißtrauisch und glaubte, ich wollte ihn hintergehen und beschloß mich dafür zu bestrafen. Kaum hatte er die Königin verlassen, so ließ er sich den Kontrakt geben, den er mit dem Markgrafen abgeschlossen hatte, strich allen Lohn meiner Domestiken durch und verminderte die für Prinz Heinrich und mich bestimmte jährliche Summe um viertausend Thaler. Ganz triumphierend über die

soeben ausgeführte Heldenthat, ließ mich die Königin sogleich zu sich rufen und sagte, indem sie mich umarmte: „Nun brauchst du Grumkow gar nicht mehr in deine Angelegenheiten zu mischen, ich habe das alles mit dem Könige ins Reine gebracht. Ich habe ihm unser Gespräch von heute Morgen erzählt, er beklagt dich, will das alles ändern und recht für dich sorgen! Ich blieb versteinert und klagte dann bitterlich über die Unvorsichtigkeit; sie ward böse und sagte mir harte Dinge. Grumkow ließ mich noch am selben Tage begrüßen und mir sagen: er würde sich nie mehr in meine Angelegenheiten mischen; durch meine Schwatzhaftigkeit habe ich alles verdorben, der König habe viertausend Thaler von dem mir und Prinz Heinrich angewiesenen Jahrgelde eingezogen und das freue ihn, Grumkow, weil ich seinem Rate nicht habe folgen wollen und ihn dem Zorn des Königs ausgesetzt habe. Nun könnte ich sehen, wie ich das machte, denn er spräche nie wieder zu meinem Besten. Ich war unendlich betrübt über diese Sache und durfte nicht einmal dagegen murren, da meine Mutter daran schuld war. Mir ging aber die Geduld aus und am wehesten that es mir, meine Hofmeisterin und mein treues Hausgesinde so schlecht versorgt zu sehen, ohne daß ich imstande war, ihnen etwas zu geben.

Der Markgraf, sowie alle fürstlichen Personen, reisten nach einiger Zeit ab. Der König ging nach Potsdam, ich sollte ihn mit der Königin dort aufsuchen und von da meinen Weg nach Bayreuth antreten. Ich zählte Stunden und Minuten bis ich dort wäre, denn Berlin war der Gegenstand meines Abscheues geworden. Abgerechnet von den Reichtümern hoffte ich in meinem neuen Wohnort ein stilles ruhiges Leben zu führen. So trug ich meine Leiden mit Geduld, denn ich dachte, sie würden mit dem Jahre 1731 enden. Nun ist's aber Zeit, daß ich das von 1732 anfange.

Für mich begann mit ihm eine neue Epoche. Schon seit einiger Zeit befand ich mich gar nicht wohl, hielt aber den heftigen Kummer, den ich gelitten hatte, für die Ursache. Ich wollte vor meiner Abreise das Abendmahl genießen, allein mitten in der heiligen Handlung wandelte mich eine Ohnmacht an, die einige Stunden dauerte. Wie ich wieder zu mir selbst

kam, war ich sehr erstaunt, mich im Bett zu finden, von der Königin und einer Menge Menschen, die mir zu Hilfe geeilt waren, umgeben. Der Arzt hielt mich für schwanger, worüber man mich sehr aufzog, aber ohne daß ich viel darauf achtete, denn ich war zu krank. Noch an demselben Tage fiel ich verschiedene Male in Ohnmacht und war unfähig das Bett zu verlassen. Den Tag darauf ließ mir die Königin sagen, daß sie das Dreikönigsfest bei mir feiern wollte, ich sollte alle Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt zu mir einladen lassen, wo sie dann zugleich von mir Abschied nehmen könnten. Dieses kleine Fest war ziemlich langweilig, alle Gäste hatten Thränen in den Augen und schienen von meiner Abreise gerührt. Von der Markgräfin Philipp nahm ich einen zärtlichen Abschied, denn meine Heirat hatte unsere Freundschaft nicht geschwächt. Von so vielen Personen, die meine Freunde waren, konnte ich mich nicht ohne Schmerz trennen, aber Berlin zu verlassen, that mir nicht wehe.

Den Tag darauf gingen wir nach Potsdam. Der König empfing mich auf's beste; er schwamm in Freude bald Großvater zu sein und sagte mir die herzlichsten Dinge darüber. Leider war mir seine Stimmung von keinem Nutzen, denn ich fiel von einer Ohnmacht in die andere und hatte solchen Ekel, daß ich nicht begreife, wie ich nicht aus Mangel an Nahrung gestorben bin, denn genießen konnte ich durchaus gar nichts.

Meine Hofmeisterin hatte drei Nichten, Töchter des General Marwitz, eines großen Günstlings des Königs. Die älteste war vierzehn Jahre alt und alle sollten einst reiche Erbinnen werden. Fräulein von Sonnsfeld hatte nach dem Tode Ihrer Mutter für ihre Erziehung gesorgt, sie wünschte sehr die älteste mit sich nach Bayreuth zu nehmen, wagte aber nicht, den König darum zu bitten, weil er kurz vorher einen Befehl hatte ergehen lassen, wodurch er allen Erbinnen, oder reichen Mädchen verbot, das Land zu verlassen und anderwärts zu heiraten. Ich erhielt diese Erlaubnis vom Könige gegen das Versprechen daß ich den oben erwähnten Befehl berücksichtigen wollte. Da nämlich dieser Umstand mit der Folge meiner Memoiren in genauer Verbindung steht, habe ich ihn nicht übergehen dürfen.*)

*) Siehe auch in der Fortsetzung „die Jahre 1742—1758".

Der Tag meiner Abreise ward endlich auf den elften Januar festgesetzt. Ich beschloß nun einen letzten Versuch zu machen, um den König zu meinem Besten zu erweichen. Ich ergriff einen Augenblick, wo die Königin abwesend war und öffnete ihm mein ganzes Herz. Ich erinnerte ihn an die Vergangenheit, rechtfertigte mein ganzes Betragen während meiner Ungnade, doch ohne die Königin dadurch in Schaden zu bringen, malte ihm auf das rührendste meine gegenwärtige Lage und bat endlich um seinen Schutz und Beistand. Er zerfloß in Thränen, konnte vor Schluchzen nicht sprechen, sondern begnügte sich, mich an seine Brust zu drücken. Endlich ermannte er sich und sagte: „ich bin in Verzweiflung! ich habe dich nicht gekannt, man hat dich mir mit so schwarzen Farben gemalt, daß ich dich haßte, so wie ich dich nun liebe. Das sehe ich nun wohl, hätte ich mit dir gesprochen, so hätte ich dir und mir vielen Kummer erspart, — mehr wie einmal hatte ich's im Sinne, aber man verhinderte mich daran. Ich bin von allen Seiten betrogen worden und deine Mutter ist zum Teil an allem, was vorgefallen, Schuld." Hier unterbrach ich ihn und sagte, daß die Absichten der Königin gerecht gewesen wären, daß sie durch ihre Liebe für meinen Bruder und mich zu allen ihren Schritten bewogen worden sei. „Laß das nur gut sein, sagte er, was geschehen ist, ist geschehen, ich will es gerne vergessen, was aber dich betrifft, so glaube mir: du sollst mir fortan die liebste unter meinen Kindern sein und ich will dich vor ihnen allen begünstigen. Fahre nur fort, mir Vertrauen zu erzeigen, so werde ich dich nie verlassen und du kannst auf meine Hilfe und Schutz zählen." Er gab mir darauf noch einige väterliche Ermahnungen und sagte dann: „es thut mir zu leid, Abschied von dir zu nehmen — geh' zu deiner Mutter, indessen ich deinen Gemahl umarme und dann reiset ab." Ich begab mich schluchzend hinweg und ging zu meiner Mutter, die ich flehend bat, mir ihre Gunst wieder zu schenken; ich that alles, um sie zu rühren, aber vergeblich; sie antwortete mit lauter höflichen Redensarten, denen man es wohl ansah, daß sie nicht aus dem Herzen kamen.

Ende des ersten Bandes.

Wilhelmine Friederike Sophie

Memoiren der Königlich Preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen vom Jahre 1709 - 1742 ; von ihr selbst geschrieben
Bd.: 1

Leipzig 1889